This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

NEDL TRANSFER
HN 6665 0

Eigentum des
Herrn Karl Haberstock
Berlin W. 9, Bellevuestr. 15
Abteilung:
Nummer: 1411

KC17509(2)

(Sintenis, Chr. Fr.)
2 vols.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Theodor;

oder

über die

Bildung der Fürstensöhne zu Fürsten.

von M—.

(Sintenis, Christian Friedrich)

Zweiter Theil.

Mit Königl. Preuß. Allergnädigsten Freiheit.

Berlin, 1786.

Bei Arnold Wever.

Digitized by Google

KC 17509 (2)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAY 18 1957

H. L. Heep

Digitized by Google

Adolf und Ulrike in ihrer Lieblingslaube.

Ulrike.

Mit einer ganz unaussprechlichen Sehnsucht erwarte ich ihn.

Adolf: Wenn Sie auch sehen werden den ernsthaftholden Blick des Jünglings, und die feierlichgewordene Milde in allen seinen Gesichtszügen, und die natürlichfromme Würde in seinem ganzen Wesen — o meine Theureste, wie werden Sie sich nun noch weit mehr freuen, daß Sie seine Mutter sind! Ganz erstaunende Eindrücke — Eindrücke, wie ich sie mir kaum denken konnte, hat die Religion auf ihn gemacht. O Gott, wie viel bist du deinen vernünftigen Geschöpfen! Wie rührt im Innersten, wie durchdringt, wie heiligt durch und durch der Glaube an dich und an unsre ewige Bestimmung ein noch natürlichgutes, unverdorbenes Herz! — Wie beneide ich meinen Theodor! Ach hätte ich doch auch so, wie er, ganz so, wie er, meinen ersten Unterricht in der Religion empfangen! —

Digitized by Google

Wir haben ja auch fromme, selige Gefühle unsers Daseins und Gottes Daseins, Beste, Schätzbarste; aber zu solcher Raifetät, Simplicität und stillentzückender Erhabenheit können wir sie nicht bringen, wie die ist, auf der die seinigen stehen. Wie ich Ihnen sagte, ich fühlte mich schwach gegen ihn, wenn er mich so ganz mit der Stärke seiner Empfindungen im Garten dort überströmte.

Ulrike. (an ihren Gemahl hinsinkend.) O wohl ihm und ewig wohl ihm deshalb! In Ihren Armen an ihn zu denken, wie er so einst Gott nicht nur verehren sondern Gotte auch nachahmen wird, wie er zum Heil Ihrer Unterthanen, zur Freude seiner Eltern und zum Segen für sich selbst leben wird — — welche vollkommnere, reinere Glückseligkeit könnte ich geniessen! Ach wohl doch ihm, daß er einen Vater hatte, der sich auf Erziehung so verstand!

Adolf. (in der herzlichsten Umarmung.) Holde, Liebe, empfangen Sie einmal jetzt einen recht feierlichen Dank dafür von mir, daß Sie in meine Erziehung gleich von Anfang so viel Vertrauen setzten, und sich von der gewöhnlichen Art, wie Mütter handeln, entfernten.

Ulrike. O mein Bester, Sie sind Fürst; Sie mussten es wissen, wie ein Fürst, der wahr-

Digitized by Google

wahrhaftig Fürst sein soll, erzogen werden müsse. Theodor ist zwar mein Sohn; aber ich habe ihn ja nicht für mein Haus, sondern für dieses Land zur Welt gebracht. Es ist mit mir nicht so, wie mit andern Müttern. Aber dafür muß ich auch darauf rechnen, daß ich Mutter eines künftigen Regenten bin. Fahren Sie fort, Ihren Nachfolger nach Ihren vortreflichen Grundsätzen zu erziehen und ihn ganz so zu bilden, wie er einst sein muß, wenn es ihm nicht lebenslang zum Vorwürf gereichen soll, einen solchen Vorgänger gehabt zu haben. Ich will im Stillen darüber frohlocken und die Zukünfte seines Vaterlandes segnen.

Adolf. Nun dann! Jetzt steht er im dreizehnten Jahre — — wie werden Sie sich an ihm entzücken, wenn Sie ihn im dreiundzwanzigsten sehen werden! Ach Liebe, Herrliche, welche Himmelwonnengenüsse stehen uns bevor, wenn wir über diese Zeit schon hinausdenken! Der Allbarmherzige erhalte uns nur bis dahin beisammen und segne auch ihn mit Kraft und Dauer!

Ulrike. Ach, das wäre schrecklich, wenn wir früher uns trennen müssten! Ich weiß nicht, oft ist mir so, als ahndete mich dis — —

Adolf. (sehr traurig.) O meine Theuerste, machen Sie mein Herz nicht blutend. Das wird Gott nicht wollen. Er wird uns gemeinschaftlich den Lohn der edlen Erziehung unsers Sohnes — Theodors Anblick im männlichen Alter — geniessen lassen.

Ulrike. (tröstend.) Beunruhigen Sie sich nicht; — Sie wissen, daß ich nur für Sie lebe. — O wie glücklich wird dis Land einst noch sein, wenn wir beide auch nicht mehr sind!

Adolf. Ja, das war es, was ich auf der Stelle bei mir beschlos und wozu ich mein eignes Herz zum Zeugen nahm, sobald Sie mich mit Theodorn erfreuten, ihn auf das zweckmässigste und edelste zu erziehen. Jeder Vater hat die heilige Pflicht auf sich, für die würdigste Bildung seiner Söhne zu sorgen; aber unter allen Vätern hat sie keiner so unaussprechlich auf sich, als — ein Fürstvater. Andre Väter erziehen an ihren Söhnen dem Vaterlande nur künftige Bürger; und wenn diese alsdann sich auch nicht grade für diesen oder jenen Stand des bürgerlichen Lebens schicken: so schicken sie sich doch für irgend einen andern desselben; und da am Ende jeder Stand besetzt sein muß: so kann es den Vätern bei der mässigsten Erziehung kaum fehlschlagen, auf irgend eine Art dem Vaterlande

an ihren Söhnen nützliche Bürger zu liefern. Sie können sie bestimmen zu einer Lebensart, zu welcher sie wollen, und können die Bestimmung wieder ändern, wie sie wollen. Ja, mislingt die Erziehung überall, so laufen in jedem Stande, der in einem Staat aus mehrern Gliedern besteht, einige Unvollkommene und Pfuscher unbeschadet das Ganze mit durch und machen keinen weiter unglücklich, als sich selbst. Ein Fürstvater aber erziehet in seinem Sohne dem Vaterlande den künftigen Fürsten. Der Stand, in welchem dieser einst leben soll, ist ihm nicht nur von Anfang an festbestimmt, so, daß hernach, wenn er sich nicht für selbigen schicken sollte, kein Heraustritt und Uebergang in einen andern mehr denkbar ist; sondern es gibt auch in jedem Staate nur einen Mann dieses Standes. Ist derselbe also ein Unvollkommener: so sind keine andre seinesgleichen da, unter welchen er mit durchliefe. Und obendrauf ist er nun gerade der Mann, von welchem das Heil aller übrigen Stände abhangt. In jedem andern Stande kann man also die Pfuscher übersehen und ertragen — nur nicht im Fürstenstande. Ein unausgebildeter Fürst macht ausser sich selbst noch Tausende unglücklich und schadet dem Ganzen. Es ist

entsetzlich, zu denken, wie hernach zwei, drei Volksgenerationen auf das jämmerlichste leiden; blos darum, weil die Erziehung eines Fürsten, der nun vierzig, funfzig Jahre wegregiert, so unvollkommen, so unvollendet gelassen ward. Wäre dis die Vergeltung dafür, daß die Völker es ihren Regenten verstatteten, ihre Thronen und Stühle auf ihre Nachkommen erblich zu machen? O Gott, so hätte ja das ganze menschliche Geschlecht in seinem Schosse keine unerkenntlichere, undankbarere Mitglieder aufzuweisen, als — seine Fürsten! Nein, meine Theuerste, auf keines Menschen Erziehung muß so viel Sorgfalt, Treue und Gewissenhaftigkeit verwendet werden, als auf die Erziehung eines zum Fürsten bestimmten Fürstensohnes. Nur hiedurch können die Völker vor der schrecklichsten Reue darüber gesichert werden, daß sie die Fürstenwürde erblich werden liessen. Verfluchen, verwünschen müssten sie sonst ihre Vorfahren deshalb! Und wenn es irgend einem Vater irgend eines Standes anzurathen ist, selbst Hand mit an die Bildung seines Sohnes zu legen und ihn unter seinen eigenen Augen erziehen zu lassen; so ist dis einem Fürstvater zu rathen. Lehrer, Höflinge, Kammerdiener, Pagen, Lakeien und Schildwachen tragen sonst allerseits das Ihrige dazu bei, um

zu

zu verhindern, daß aus der Erziehung des Erbprinzen etwas Ganzes werde; und statt einer sind immer zehn bei der Hand, die ihn verweichlichen, verziehen, verschrauben, verschieben und verderben. So, wie ich daher an dem für mich so seligen Tage der Geburt meines Theodor zur Stadt kam, und über den Markt ritt, und meine Bürger mich so freundlich grüssten, und ich meinen Hut dazu schwenkte, sprach ich im Herzen zu ihnen — „Wartet nur, nach zwanzig Jahren, so Gott will und wir alle noch leben, sollt ihr mich wohl noch freundlicher grüssen. Jetzt seid ihr blos erst von der Furcht befreiet, daß nach meinem Tode das Land zersplittert würde; aber alsdann sollt ihr erst recht von ganzem Herzen darüber froh sein, daß es zusammen blieb. Jetzt freuet ihr euch nur darüber, daß euch heute euer künftiger Herr gebohren ward; aber dann sollt ihr darüber jauchzen, daß euch heute euer künftiger Vater gebohren worden ist. Da habt ihr mein Wort darauf — er soll ein wackerer Fürst werden, und — ich selbst will ihn dazu machen.„ Bei diesen Vorsätzen schwur ich auf freiem Markt gen Himmel, und sterbend will ich mich noch dafür segnen, daß ich den Schwur nicht brach. Wenn ich dann in meinen letzten Stunden ihn an mein

Bette rufen und zu ihm sprechen werde — da hast du nun das Reich, das dir bereitet ward von Anbegin, da hast du die Fürstenwürde, zu der dich deine Geburt schon bestimmte — erfülle nun die Hofnungen deines Vaters und deines Volks — bleib Weiser und Edler — sei beides auf das gemeinnützigste für alle deine Tausende und für alle deine Einzelnen — in jener Welt noch will ich dich darüber zur Rede stellen, ob du es warest und bliebst — — — und wenn ich dann in seinen Augen sein ganzes Herz lesen werde und er für Wehmuth nur die Worte stammlen kann — Vater, auf freudige Rechenschaft vor Gott und vor dir, ich bins, ich bleib's — — — o wie so unbekümmert über die Zukünfte meines Volks, wie so sanft und so selig will ich dann in jene Welt hinüberschlummern, alle meine Fürstenpflichten erfüllt zu haben glauben, in dem leichten Händedruck, womit er meine Augen schliessen wird, ein Bild jener Herzlichkeit fühlen, womit er seine Hände nach seinen Unterthanen ausbreiten wird, und mich getrost vor den Weltrichter stellen, der auch über mich das Urtheil spricht! — Ach Theodor, Theodor, wie viel bist du deinem Vater! Nur du, nur du kannst machen, daß er ruhig sterben möge . . .

Ulrike.

Digitized by Google

Ulrike. (in der höchsten Mischung von Wehmuth und Freude.) Ach, da kommt er — —

Rothe war gleich bei der Ankunft auf sein Zimmer gegangen. Theodorn aber trieb sein Herz auf der Stelle zu seiner Mutter, die er so lange nicht gesehn hatte. Als er sie unter ihren Kammerfrauen nicht fand, suchte er sie bei seinem Vater; und als er beide nicht fand, sondern erfuhr, daß sie im Garten wären, begab er sich auf das eiligste dahin. Sobald er sie erblickte, klopfte ihm das Herz gewaltiger im hohen Busen. Es ward ihm, als könnte er nicht mehr so schnell gehen, und doch war ihm auch, als zöge ihn seine Mutter mit beiden Armen nach sich hin. Milder Jünglingsernst, erfüllte Sohnessehnsucht und fromme, feierliche Heiterkeit drückten sich auf seinen Gesicht aus. Er sank, ohne zu reden, in Ulrikens Arme — —

Ulrike. (unter Freudenthränen.) Wieder da, mein Theodor? Sei willkommen an deiner Mutter Brust, wo du oft so süß geruhet hast! — O Lieber, wie liebe ich dich!

Die unaussprechlichsten Empfindungen durchdrangen jetzt Mutter und Sohn. Eine lange Stille erfolgte. Adolf, der edle Zuschauer dieser schönen Scene der menschlichen Natur, simpathisirte warm. Er stand auf — schloß lange

Mutter, und Sohn zugleich in seine Arme — setzte sich wieder und schwieg, wie Sie.

Theodor. (weinerlich und lächelnd.) Ach meine Mutter — meine liebe Mutter — meine allerbeste Mutter — —

Ulrike. Lieber, setze dich zwischen uns — sei dem einen von uns so nahe, als dem andern! — Du hast wohl viel Freude unterdes da auf dem Landhause gehabt? Die Tage waren recht dazu gemacht . . .

Theodor. (feurig.) Ach Mutter, welch ein Garten, welch ein herrlicher Garten! Ich meine den Garten an sich nicht blos. Er ist recht schön, ja wunderschön ist er, das ist wahr; aber — für mich, für mich ward es erst ein recht herrlicher Garten. Und da oben auf dem Altan — — ach, mein ganzes Herz rückt und dehnt sich und wird mir noch dreimal so gros und so weit, wenn ich mich auf ihn wieder zurückdenke. (legt seine beiden Hände wieder in Ulrikens Hand.) Nun, edelste Mutter, weiß ich erst etwas — nun weiß ich, wer ich bin . . . Ich bin ein zur Erkenntnis und Verehrung des unsichtbaren Gottes, ein zur Tugend und Rechtschaffenheit bestimmtes unsterbliches Wesen . . . (sieht seinen Vater an und läßt den Ton sinken.) Ja, ich weiß noch mehr, was ich bin . . .

Digitized by Google

Ulrike. O mein Sohn, welche Tage hast du gehabt! Wie wünsche ich dir so herzlich Glück dazu!

Theodor. Ja Mutter, das waren die seligsten Tage meines Lebens, und sollen mir auch die seligsten, die unvergeslichsten bleiben, so lange ich lebe... Mit welchen Blicken sehe ich nun die Erde an! Mit welchen Blicken blicke ich gen Himmel! Ach, ein einziger Augenblick ist nun mehr werth, als mein ganzes voriges Leben... Mein Dasein, meine Kraft, meine Freude — alles, alles gibt er mir, der Allvater. Ich bin nur ein Punkt gegen seine Schöpfung auf Erden, und seine ganze Schöpfung auf Erden ist wieder nur ein Punkt gegen seine gesammte Weltschöpfungen. Und doch regiert und leitet er alle meine Schicksale so väterlich, wie er die Schicksale der ganzen Welt regiert. Bin ich rechtschaffen: so liebet er mich. Fehle ich und bessere ich mich: so liebet er mich wieder. Ewig will er mich lieben, wenn ich immer besser werde, und wenn dieser mein Leib lange schon verstäubet ist, wird er mich doch noch segnen und immer glückseliger machen... Welch ein Glaube! Den hat mich Rothe, der brave Rothe gelehrt. Immer, immer, wohin ich nur sehe und höre, da ist mir nun, als sähe und hörte ich Gott,

Digitized by Google

Gott, und als riefe mir jemand zu — nun werde ja von Stunde zu Stunde noch immer weiser und besser!

Ulrike. Mein bester Theodor — davon sollst du mir hier in dieser Laube noch recht viel erzählen. Denke, wie ich mich so herzlich darüber freue, daß diese heiligen Lehren so starke, edle Eindrücke auf dein Gemüth gemacht haben. Aber laß diese Eindrücke ja keine blos vorübergehenden sein, sondern arbeite recht daran, daß sie in dir bleibend werden; damit nichts in der Welt und keine Freude der Welt, sie möge Namen haben, welchen sie wolle, sie in dir wieder verlösche. Und dann, dann denke, wie ich mich erst ganz herzlich und aus dem Innersten meiner Seele darüber freuen werde.

Theodor. (mit edler Wärme.) O meine beste Mutter, dafür sorgen Sie nicht. Ihr Theodor weiß nun von keiner gröſsern Seligkeit, als die ihm sein Glaube gibt. Wie meine Vernunft mir sagt, so will nun auch mein Herz. Und dabei soll es bleiben. Ich will noch immer mehr in meinen erlangten Kenntnissen wachsen, und so, wie ich darin zunehme, will ich auch an Herzensgüte und Rechtschaffenheit des Lebens zunehmen. Alles, was ich lerne und thue, lerne und thue ich ja für eine Ewigkeit.

Digitized by Google

Ulrike. (liebreich.) O dann, dann — du Freude meines Lebens, werden Gott und Menschen dich erst recht lieben. Dann wirst du sein, was dein Vater ist; — o sieh ihn an, und umarme ihn und werde, wie er!

Theodor. (seinen Vater in die Arme sinkend.) Ach herzensbester Vater — ach mein Vater — was hat mir Rothe noch gesagt!

Adolf. (der sich verstellen will und nicht kann.) Was denn, lieber Sohn?

Theodor. (mit zitternder Stimme.) Ach er hat mir gesagt — ich würde einmal Fürst, wenn Sie stürben . . .

Adolf. (gesetzt.) Ja, das wirst du. Ich hab' es ihm aufgetragen, daß er dir es nun sagen möge. Seither hast du es noch nicht wissen sollen. Hat er dir denn noch mehr darüber gesagt, als dis blos?

Theodor. O liebster Vater, er hat mir recht sehr viel darüber gesagt, und ich werde es alles nimmermehr vergessen. Ich will es Ihnen recht ausführlich erzählen.

Adolf. Ich weiß es schon, was er dir sagen müssen. Aber was dachtest du denn dabei, als er dir sagte, daß du einmal Fürst werden würdest?

Digitized by Google

Theodor. Ach bester Vater, ich erschrack — ich schämte mich und schäme mich noch, und weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll. So ein junger Mensch, wie ich, und — schon bestimmt zum Fürsten — ohne einmal abzuwarten, ob ich weise oder nicht weise, gut oder schlecht werden mögte . . . Ich habe das Rothen erwiedert, aber er meinte, es wäre nun einmal so. Erst sagte er mir, ein Fürst müsse der Weiseste und Beste im ganzen Lande sein, und hernach sagte er wieder, ich wäre ein gebohrner Fürst. Das ist ja der unerhörteste Widerspruch . . .

Ulrike. (ihn sanft umfassend.) O du lieber, guter Sohn!

Adolf. Ich freue mich, Theodor, daß du so über die Sache gleich zuerst denkst. Ich weiß auch gewis, daß Rothe dir alles darüber gesagt haben werde, was darüber zu sagen ist; aber höre nun auch deinen Vater darüber an. Du musst ein- für allemal glauben, daß über diese Sache nie genug mit dir gesprochen werden könne; und wenn weder Rothe, noch ich, mit dir einst weiter davon reden, musst du doch immer noch mit dir selbst davon reden. — Ja, Fürst wirst du einst, wenn ich sterbe; ein gebohrner Fürst bist du, blos darum, weil du

mein

mein Sohn bist. Erwäge einmal, ist dis nicht erstaunendviel, ist es nicht fast etwas unbegreifliches? Wenn einer von den Professoren auf meiner Universität von mir verlangte, daß ich seinen Sohn blos darum, weil er sein Sohn wäre, für einen gebohrnen Professor erklären sollte — oder wenn mein Leibmedikus begehrte, daß ich seinen Sohn blos darum, weil sein Vater Leibmedikus wäre, für meinen künftigen gebohrnen Leibmedikus erkennen sollte — — was würde ich dazu sagen? Ja, würde ich nicht sogar meinem Hofschneider, wenn er darum, weil er Hofschneider ist, prätendirte, daß sein ebengebohrnes Söhnlein ein gebohrner Hofschneider sein müsse, antworten, daß er warten solle, ob der Knabe auch eine tüchtige Naht nähen lernte? In keinem andern Metier, in keiner andern Kunst und Wissenschaft in der Welt gilt das Recht der Geburt. Das Fürstenmetier ist aber das grösseste; die Kunst, zu regieren, die Wissenschaft, ein ganzes Volk glücklich zu machen, ist die höchste: und — dennoch gilt das Recht der Geburt in diesem und nur in diesem allein . . . Was meinst du hierzu?

Digitized by Google

Theodor. (treuherzig.) Bester Vater, wie gesagt, ich begreife es nicht. Mein Verstand steht still, so oft ich nur daran denke.

Adolf. So gehts dir also grade, wie mir. Mein Verstand steht auch still, wenn ich hieran denke, und — jedem rechtschaffenen Fürsten muß der Verstand stille stehn, so oft er daran denkt. Sieh, da kannst du sehen, was für ein gut- und treuherziges Geschlecht die Menschen sind! Denn entweder haben sie es selbst aufgebracht, daß die Fürstenwürde vom Vater auf den Sohn forterbte, oder sie haben es sich aufbringen lassen. Keins von beiden aber konnte geschehn, wenn sie es nicht wollten. Erwäge also zuförderst, daß du gar nichts dazu beigetragen habest, daß du jetzt Erbprinz bist, und einst regierender Fürst wirst. Als meine Frau, deine Mutter, niederkam und ein Kind zur Welt brachte, mußte es entweder ein Knäblein oder ein Mägdlein sein; denn ein drittes gibts nicht. Es war aber ein Knäblein, und — das warst du. Nun ward aber fast in derselben Stunde Schmidten auch ein Knäblein gebohren. Hattest du es auch wohl vorher bestellen können, ob du in meinem Hause oder in Schmidts Hause gebohren werden wolltest? Konnten wir beide, Schmidt und

ich,

ich, wenn wir sonst einig darüber wären, dich und sein Kind nicht noch umtauschen, als du schon gebohren wareſt? Sieh, so wärſt du jetzt in Schmidts Hauſe, und wüſſteſt von nichts, und es träumte dich nicht, daß du Fürſt werden ſollteſt, und Schmidts Sohn wäre jetzt in meinem Hauſe, und es träumte ihn nicht nur, ſondern es wäre auch wahr, daß er einſt Fürſt würde . . .

Theodor. Ach ſo etwas ſagte mir ſchon der Hofrath damals, als wir beim Taglöhner Müller geweſen wären, und ich habe heute wohl tauſendmal daran zurückgedacht.

Adolf. Dis bewahre dich vor dem Erbprinzenſtolz, mein Sohn! Du biſt zum Erbprinzwerden gekommen, du weiſſt nicht, wie. In deinem ganzen Leben bilde dir nichts darauf ein. Es gibt keine armſeligere Ehre, als — die uns angebohren iſt. Drükkende Schande wird ſie ſogar für uns, wenn wir ſie hernach nicht zu behaupten wiſſen. Das Behaupten beſteht aber keineswegs darin, daß wir blos die Vorrechte uns ſtrenge und pünktlich zueignen, welche ſie uns gibt, ſondern darin, daß wir ſie verdienen und ihrer werth ſind. Das wirſt du freilich ſehen, daß die

Leute alle überaus höflich und freundlich gegen dich sind; aber dabei mußt du immer denken, daß sie dich hiedurch noch nicht dafür belohnen, daß du schon gut bist, sondern erst aufmuntern, daß du gut werden mögest. Nicht nur meine Lakeien ziehen den Hut zuerst vor dir ab — und es gibt doch wahrlich unter ihnen manchen eisgrauen Alten, der mich noch weit kleiner gekannt hat, als du jetzt bist, und der meinem Hause viel wackere Dienste geleistet hat; sondern auch meine Räthe und Minister thun es. Denke einmal, wie dir dabei zu Muthe werden müsse, wenn so ein Mann Achtung gegen dich bezeigt, dem du die grösseste Achtung schuldig bist, und der so viel Verdienste besitzt, während daß du noch gar kein Verdienst aufzuweisen hast. Das muß dir doch wohl gleich einfallen, daß diese Achtung nicht gegen dich und deine Person blos geäussert werde. Wie könnte ein Mensch von dreizehn Jahren auch nur so einen Gedanken auf einen Augenblick hegen? Also — man achtet nicht eigentlich dich, sondern den Erbprinz in dir. Dis bist du aber, wie gesagt, ohne im geringsten daran Theil zu haben, daß du es bist. Dis überlege ja, lieber Theodor, so oft dir von nun an von irgend einem Menschen äusserliche Ehre widerfährt.

Seit-

Seither hast du die Erweisungen derselben von andern gewis so hingenommen, ohne etwas dabei zu denken, und bliebst dabei natürlich, gutmüthig, bescheiden und brav. Von nun an sei ja auf deiner Huth, daß sie eben keine andre Eindrücke auf dich machen. Die Leute werden dich darüber recht in Betrachtung nehmen. Sie haben seither alle gewußt, daß es dir noch unbekannt sei, wer du eigentlich seist, und daß dir ohne meinen ausdrücklichen Befehl niemand es kund machen dürfe. Da haben sie denn also deine Treuherzigkeit, Bescheidenheit und Natürlichkeit für weiter nichts, als für die nothwendige Folge hievon, erklärt, und immer noch darauf gewartet, wie du dich gegen sie machen werdest, wenn du erst deine künftige Bestimmung erfahren hättest. Nun wird es ihnen auch bekannt werden, daß du sie erfahren habest, und nun werden sie auch die zufälligste, unabsichtlichste Sprödigkeit, welche du etwa äusserteſt, dir für Stolz und Dünkel auslegen. Bleib also ja ferner nicht nur ebenso natürlich und bescheiden, wie sonst, damit es mich nicht reue, dir die Entdeckung deines Standes schon gemacht zu haben; sondern nimm dir es sogar vor, noch bescheidener und gutmüthiger zu sein, als zuvor. Auch gegen den geringsten Menschen, und wenn es

nur eine Schildwache wäre, sei mild, gut und brav. Dann sollst du erst einmal sehen, was dis für Eindrücke auf die Leute machen werde. Seither schrieben sie alle Milde und Güte an dir blos auf die Rechnung deiner Unwissenheit; alsdann aber werden sie sie deinem Verstande und Herzen ganz zueignen. Lieber Sohn, dir selbst traue ich es zwar nicht zu, daß du deshalb, weil du dich nun als Erbprinz kennest, thöricht denken und handeln werdest; allein es gibt unter den Leuten immer einige Narren, Schmeichler und Schurken, die darauf ausgehen könnten, dich zu solcher Thorheit, welche recht im eigentlichen Verstande die **Erbprinzenthorheit** heisst, verleiten zu wollen. Vor diesen nimm ja deinen Verstand und dein Herz in Acht. Mancher von ihnen könnte es wohl gut damit meinen und bückte sich vor dir aus altem Herkommen schon bis auf die Erde, oder sagte dir übertriebene Lobeserhebungen und priese wohl gar offenbare Fehler an dir blos darum, **weil es vielleicht anderwärts so Sitte ist.** Da **musst** du zu klug sein, als daß du so etwas annähmest. Andre aber hätten auch wohl blos gewinnsüchtige, offenbarschlechte und niederträchtige Absichten dabei, und hielten dis für den Weg, auf welchem sie deine Gunst sich vor andern bereiten wollten.

Da

Da mußt du zu rechtschaffen sein, als daß du sie im geringsten nur in dem Glauben stärken solltest, daß sie ihre schändliche Absicht erreichen würden. Allen denen, welche sich am tiefsten vor dir bücken, traue am wenigsten; sie sind entweder dumm oder schlecht. Ein wahrhaftig edler Mensch verrichtet seine äusserlichen Ehrenbezeigungen für andre dennoch mit eigenem Anstand. Er wird nicht selbst niederträchtig, indem er andre achtet. Und wer dich wahrhaftig lobt, lobt dich gewis nie ins Gesicht; das merke dir und laß es jeden, der dir eine fade Schmeichelei sagt, auf der Stelle fühlen, daß dich selbige verdriesse. Ich habe es zwar scharf verboten, daß dir niemand Benennungen geben solle, die dir nicht zukommen — Prinz soll man dich nennen, das heißt, Sohn unsers Fürsten; wenn es aber doch geschähe und es nennte dich jemand z. E. Ihro Durchlaucht: so antworte ihm — das bin ich noch nicht, das ist mein Vater nur. Oder ginge gar jemand so weit, daß er dich gnädigster Herr nennte: so sprich — das werde ich nicht einmal, das ist mein Vater nicht einmal, das ist Gott nur.

Digitized by Google

Theodor. Ei beſter Vater, ſo wird mich ja noch niemand nennen; das wäre ja lächerlich.

Adolf. Das wäre längſt ſchon geſchehen, mein Sohn, wenn ich nicht öffentlich zuvorgekommen wäre. Du kannſt nicht glauben, wie ſich auch die Deutſchen, dis ehemals ſo bidere Volk, von ihrer urſprünglichen Geradheit und Natürlichkeit im Ausdruck ſo weit entfernt haben. Nicht nur übertrieben überhaupt, ſondern auch recht unleidlich übertrieben ſind ihre Titulaturen. Es kleidet ſie nicht einmal, wenn ſie ſo ausgelaſſen höflich ſein wollen, und ſie kommen dabei gleich mit ſo ſchwerfälligen, holprigten und vierundzwanzigſilbigen Anreden angezogen, daß man ihnen ins Geſicht lachen mögte. — Lieber Sohn, es iſt in jedem Stande, in jeder Lage des Lebens ſchön, ſich über das Gewöhnliche zu erheben und auszuzeichnen; in deinem Stande aber, in deiner Lage iſt es vorzüglich ſchön. Mehrentheils, wenn jemand weiß, daß er einmal viel werde und noch dazu werden müſſe, thut er, als wäre er es ſchon. — Dis iſt das gewöhnliche. Verbinde du die Kenntnis deſſen, was du einſt werden wirſt, mit dem Gefühl, daß du jetzt noch nichts biſt; — dis wird dich auszeichnen.

Habe

Gabe aber dessen ungeachtet deine Bestimmung unaufhörlich vor Augen! Ach mein lieber Theodor, dis ist das hauptsächlichste, was ich dir zu sagen habe. Denke ja nicht so — ich bin nun einmal ein gebohrner Erbprinz und muß einst Fürst werden; dis Volk muß mich, wenn mein Vater die Augen schliesst, für seinen Regenten erkennen, ich mag sein, wer ich will, und wie ich will, und darf nicht einmal reden. Sieh, dis ist doch der allernichtswürdigste Ton, auf den eine Erbprinzenseele gestimmt sein kann! Dagegen empört sich jedes von allen den tausendmaltausend menschlichen Gefühlen, welche der Schöpfer in unsern Busen goß. Bei Gott, ich fürchte nicht, daß du auf eine solche Denkart verfallen könntest; aber laß mich dir es einmal sagen — — Theodor, wenn dis möglich wäre — Theodor, wenn es möglich wäre .... die bloße Möglichkeit macht mich zittern . . . wie würde ich das Vorrecht verwünschen, welches ein Fürst dieses Landes hat, in seinem Sohne seinen Nachfolger zu erblicken, — ein Vorrecht, worüber ich mich so unschuldigherzlich freuen zu dürfen glaubte, weil ich gewis wußte, daß ich meinem Sohne kein böses Beispiel gäbe und recht wacker für seine Erziehung sorgte! Wie

Digitized by Google

wäre jede meiner Hofnungen vereitelt, jede meiner Freuden zerstört und aller Trost meines Lebens weg! (mit gefaltenen und erhobenen Händen) Theodor! könntest du in mein Herz sehen — alles wühlt und bebt in mir! So wärest du, mit dem ich zum zweitenmal zu leben anfing, der, der mir den Dolch in die Brust stösse und dessen blosser Anblick mich zu Boden würfe! Theodor — rede, antworte, sprich nur ein Paar Worte, aber sprich sie aus der Fülle deiner Seelen — — Gott Zeuge — deine Mutter Zeugin — ich Zeuge — — —

Theodor. (der auf seine Kniee fällt und die Hände in seines Vaters Schosse ringt.) Vater — Mutter — GOTT — — an jedem Morgen soll es mein erster, und an jedem Abend mein letzter Gedanke sein, daß ich einmal Fürst werde! Aber ich will nicht denken — du bist dazu gebohren — sondern — du mußt es zu verdienen suchen. — Lieben Eltern, (breitet seine Arme nach Vater und Mutter aus.) halten Sie mich bei meinem Wort — (springt auf und streckt sich gen Himmel aus.) Du aber — allheiliger Geist der Geister — liebe mich nicht, segne mich nicht, mache mir den blossen Gedanken an dich fürchterlich, wenn ich wortbrüchig werde!

Ulrike.

Ulrike. (die aufsteht und ihn an sich drückt.) Gottes Segen über dich, o Theodor, — und deiner Mutter Segen!

Adolf. Setzet euch wieder, ihr Lieben! — Theodor, denke an diese Küsse, die dir deine Mutter segnend gab! (umarmt ihn auch weinend) Und an diese Vaterthränen, welche auf dein Antlitz flossen . . . (nach einigen Minuten, die unter heftigster Bewegung Theodors verstrichen.) Sieh, wie brav, wie übertriebenbrav die Völker gehandelt haben, daß sie ihre Fürstensöhne gleich bei der Geburt für ihre künftigen Fürsten erklärten! Wahrlich, hiedurch haben sie der Menschheit ganzes Wohl aufs Spiel gesetzt. All das Uebel, das sie so häufig drückt, rührt von diesem einzigen Schritt her, den sie in der herzlichsten Gutmeinenheit thaten. Ohne redliche Dankbarkeit ihrer Fürsten dafür, ist nun die Menschheit verlohren. Nur auf dem einzigen Wege ist sie zu retten, wenn der Fürst denkt — ich will nun meinen Sohn auch auf das edelste erziehen — und wenn der Prinz denkt — ich will nun auch einer der edelsten Menschen werden. Theodor, laß uns beide so denken! Vorausgesetzt, daß Väter und Söhne im Fürstenstande so denken, haben die Völker wohl daran gethan, ihn erblich zu machen. Dis

Zutrauen hatten sie zu uns. Sie glaubten, ihre höchste Dankbarkeit müsse uns auch den höchsten Eifer einflößen, sie noch immer mehr zu verdienen. Laß wenigstens unser Volk sich nicht getäuscht sehen! Ich kann dir hiezu noch den allerstärksten Beweggrund aus der Geschichte unserer eigenen Familie nicht länger vorenthalten. Dis arbeitsame, treue und gutherzige Volk, das ich jetzt regiere und du einst regieren wirst, ist fast seit einem Jahrhundert von seinen Fürsten, die immer als Väter und Söhne einander ablöseten, gar jämmerlich getäuscht worden. Es waren zwar unsre Väter, aber — wir haben wenig Ehre von ihnen. Vom Urgroßvater an bis auf meinen Vater — keiner hat seine Pflicht gethan. Das kannst du wohl glauben, daß ich zitternd so spreche, von meinem eigenen Vater so spreche; aber hier ists um Wahrheit und Volksglückseligkeit zu thun, und — diese gehen noch über den Vater. O weh, wenn ich daran denke! Geaderlasst — geschröpft — geblutigelt haben sie dis arme unschuldige Land! Das war denn ein Jahrhundert hindurch der schöne Dank dafür, daß selbiges die Fürstenwürde ihrer Familie zum Eigenthum auf Erben und Erbnehmern gegeben hatte! In Thränen schwimmend

Digitized by Google

mend fand ich es — — in Thränen, die meine Väter wie Quellwasser aus seinen Eingeweiden herausgewässerkunstet hatten . . . (hier stand Ulrike auf und ging in einen bedeckten Gang.) Wahrlich ein hundertjähriger Krieg hätte das Land kaum elender machen können, als sie es gemacht hatten! Sieh, so müssen wir wieder gutmachen, was unsre Vorfahren verschuldet haben. Ich habe angefangen und du musst fortfahren. Vier Fürsten auf einander, in denen sich ihr Volk betrog — so müssen wenigstens auch einmal wieder zwei auf einander folgen, die dasselbe nicht täuschen . . . Hat die Nation das Erbrecht ihrer Fürstenwürde sonst verflucht, so segne sie es in uns wieder! Sie thue, als hätte sie bei mir den letzten Versuch damit gemacht und es nun bei dir aufs neue bestätigt. Der Tag deiner Geburt sei dieser Bestätigungstag gewesen; — mache, daß sie ihn bejauchze, so lange ein Mann von ihr lebt. Strebe nach recht erleuchteten Kenntnissen und nach ganz ausgezeichnet-vortreflichen Gesinnungen. Fürstenweisheit werde das Recht deiner Geburt zum Fürstenstuhl, und Fürstentugend der Fürstenhut, den du einst tragest! Laß dir weder Stuhl noch Hut einst geben, son-

sondern gib sie dir selbst. In dir habe die Anwartschaft zum Regiment — aus dir beweise deine Ansprüche darauf — durch dich setze dich einst in den Besitz desselben. Thue immer, als würden am Tage meines Todes alle rüstige und kräftige Männer in einer langen Reihe gestellt, und als würde dann nur derjenige aus ihnen hervorgerufen, welcher an Kopf und Herz die übrigen alle überträfe. Erwäge, wie viel dazu gehöre, der zu sein, der aus Tausenden hervorgerufen werde, und erwirb dir das, was er haben muß, wenn die Stimme der rufenden Nation für ihn ertönen soll. Ich habe das Schicksal gehabt, daß ich mich selbst zum Fürsten bilden musste. Die Vorstellung von der Erhabenheit meiner Bestimmung ergrif mich mächtiglich. Ich hörte — ich las — ich dachte — ich bezte. Es ist mir gelungen, ein Gegenstand der Liebe meines Volks geworden zu sein und unter seinen Segenswünschen zu leben; es wird mir gelingen, unter den Segenszähren desselben zu sterben. Sieh, welchen Vorzug hast du vor mir! Du wirst von Jugend auf zum Fürsten gebildet. Ich musste beides selbst thun — den Grund dazu an mir legen und darauf bauen. An dir legt deine Erziehung dazu den Grund — was kannst du werden,

ben, wenn du darauf baueſt! Was müſſt du werden, da du alle deine Bemühungen gleich auf das Fortbauen verwenden kannſt! Sieh, ſo kannſt du offenbar noch beſſer werden, als ich; und ſo muſſt du auch ſchlechterdings noch beſſer werden, als ich.

Theodor. (der vor ſeinen Vater hintritt und die Arme ſinken läſſt.) Ach machen Sie mich nicht ſo äuſſerſt verlegen — (wird hochroth.)

Adolf. Ja Theodor, warum ſollte ich dir das nicht ſagen? Bei groſſen und wichtigen Beſtimmungen des Lebens hängt die wackere Erfüllung deſſelben mit einer edlen und zweckmäſſigen Erziehung zu ihnen ſehr genau zuſammen. Wohl dir, daß dir die letztere zu Theil wird! Alles, alles ſollſt du hören, was du als Fürſt einſt wiſſen müſſt; alles ſollſt du in Ausübung ſehen, was du als Fürſt einſt thun muſſt. Jeder Menſch hat ſeine Beſtimmung und kann nicht ruhig und glücklich ſein, wenn er ſie nicht redlich erfüllt. Deine Beſtimmung iſt eine der gröſſeſten und glänzendſten; aber der Unſeligſten einer würdeſt du werden, wenn du ſie nicht erfülleſt. Je gröſſer der Beruf, deſto ſchwerer die Rechenſchaft davon. Es gibt Fürſten, welche hierüber ſpotten, aber — ſie brandmarken ſich ſelbſt durch dieſen Spott. Es

iſt

ist wahr, man fordert sie über die Verwaltung ihres Amts vor keinem Richterstuhl der Welt zur Verantwortung; diese Sitte ist leider abgekommen; — aber muß es denn auch grade die Welt sein, die uns nur zur Verantwortung fordert? O Theodor, du kennst die Macht deines eignen Herzens noch nicht; — das Herz des Menschen ist sich mehr, als die ganze Welt. Mir selbst bin ich Rechenschaft darüber schuldig, was für ein Fürst ich bin. Ich lege sie mir selbst gern ab; aber ich würde sie mir auch ablegen müssen, ich mögte wollen oder nicht. Vor meinem Unterthanen könnte ich entweichen, mich verbergen und verschliessen; aber wie entwiche ich, wie verbärge und verschlösse ich mich vor meinem eigenen Herzen? Sieh, dieses Herz fordert mich an jedem Abend vor seinen strengen Richterstuhl und stellt mich zur Rede darüber, wie ich den Tag über gewesen bin. Freudenloser, dürftiger, blösser, verachteter, als mein allerelendester Unterthan wäre ich, wenn es mich verdammte! Habe du auch Achtung gegen dein Herz, und sei, um gut zu sein, keines andern Richterstuhls benöthigt, als des seinigen. Und wenn dich auch einst dein Volk, sobald du Fürst bist, nicht absetzen kann, du mögest ein Fürst sein, was du

für

Digitized by Google

für einer wollst; wenn aber dein Gewissen dich deiner Handlungen wegen des Fürstenstuhls für unwürdig erklärte: so würde dis schmach- und schandvoller, für dich sein, als wenn dich DJE GANZE NATION absetzte . . . . Und, Theodor — jenseits des Grabes — — ach Theodor, jenseits des Grabes, wo jeder empfangen wird, was seine Thaten werth waren — welche Richterstühle stehen uns da bevor! Eben darum, weil wir hier nicht gerichtet werden konnten, werden wir dort gerichtet werden müssen. Andre Menschen schadeten sich etwa selbst nur und straften sich also auch selbst dadurch; oder sie schadeten einigen andern und wurden von uns dafür gestraft. So haben sie grösstentheils schon empfangen, was ihre Thaten werth waren. Wir aber, wenn wir schlecht sind, schaden Tausenden, und es ist unter ihnen allen niemand, der uns dafür züchtigt; wie müssten wir beben vor dem Uebergange in jener Welt, wo wir alles erst noch zu empfangen hätten, was unsre Freveltaten werth wären! — Theodor, wenn jemals dein eignes Herz nicht Kraft genug auf dich hat, vom Bösen dich abzuhalten: so denke an den Empfang dessen, was deine Thaten werth sind,

da,

da, wo wir ohne Hut erscheinen . . . Hier stehen wir auf der obersten Stufe der Leiter der Gesellschaft; dort aber werden wir, wenn wir gewissenlos regiert haben, nicht einmal auf der untersten stehen, sondern von der ganzen Leiter abgestossen werden, weil wir auch das blosse Dasein in der Gesellschaft verwirkt haben . . . Unter allen Unseligen in jener Welt müssen die schlechten Fürsten die unseligsten sein; — denn sie thaten hier das meiste Böse, und — blieben noch dazu ungestraft. Für den Unterthan, der hier seinen Mitbürger mordet, gibt es noch häufig einen Rabenstein — — und — kein Rabenstein, EIN RABENSTEIN für den, der hier Tausenden, wenn er sie auch nicht mordete, doch das Leben so verleidete, daß sie es sich lieber selbst nehmen mögten? Glaube du, unendlich mehr Qual, als der Tod auf dem Rabenstein, wird das Leben schon an sich und das blosse Gefühl von seiner Fortexistenz dem Fürsten werden, der als Unmensch in jene Welt hinüberlandet . . .

. . . . . .

Die

Die Eindrücke, welche diese starken Aeusserungen Adolfs auf Theodorn machten, waren mit nichten die gewöhnlichern. Man sah ihm zwar allerdings empfundene Erschütterungen an; aber mitten aus selbigen blickten edles Selbstgefühl und hoher Selbsttrost hervor, und seine ganze Mine sprach gleichsam — Vater, solcher Vorstellungen bedarf ich nicht einmal. „Meiner Unsterblichkeit gewis, hub er getrost und freudig an, werde ich um so redlicher alle meine Pflichten erfüllen. In meinen Knabenjahren bereitete ich mir durch Rechtschaffenheit ein frohes Jünglingsalter, — durch die Rechtschaffenheit, welche ich nun als Jüngling ausüben will, werde ich mir ein glückliches Mannsalter verschaffen — — und so, ebenso bereite ich mir durch das ganze jetzige rechtschaffenangewendete Leben eine selige Ewigkeit. Die Beschaffenheit des künftigen Zustandes hat immer ihren Grund in dem vorhergegangenen. Aber, mein würdigster Vater, und wenn auch kein Leben nach dem Tode wäre — ja, wenn auch sogar kein Gott wäre, dennoch würde ich mich der Rechtschaffenheit in jeder Lage meines Lebens auf das heiligste befleissigen.“

Adolf. (der ihn hastig an sich zieht und an seine Brust drückt.) Brav und herrlich! So, mein lieber Sohn, so bleib gesinnet. Nun hat dein Vater genug und — dankt dir seine Ruhe.

Jetzt kam Ulrike zurück und brachte Rothen mit. Sie war ihm unter einem Berceau begegnet und hatte ihm daselbst ihren mütterlichen Dank auf das edelmüthigste bezeigt. Rothe musste von ihr eine goldene Dose mit Adolfs Bildnis und mit zweihundert Louisd'orn annehmen. Die Gesellschaft theilte sich nun. Ulrike brachte mit Theodorn den übrigen Morgen im Garten zu, während daß sich Fürst Adolf mit Rothen auf seinem Zimmer lange unterredete.

Adolf hatte seit vierzehn Tagen einen besondern Kabinetsprediger. Dis war in den Augen seines Hofes sowohl, als auch seines gesamten Volks eine ganz unerwartete Erscheinung. Es fehlte ihm weder an Predigern noch Hofpredigern; auch war er sonst kein Freund von Verbergungen vor seinen Unterthanen. Niemand konnte deshalb ergründen, was er dabei für Absicht habe. Die seitherigen Hofprediger hingen darüber die Nasen, und besonders hing der alte Gene-

Generalsuperintendent, welcher den Karakter eines Oberhofpredigers hatte, seine Nase am längsten. Bald nach Theodors Zurückkehr zur Residenz aber klärte sich die Sache auf. Man sah den Kabinetsprediger häufig in Gesellschaft Rothens und des Erbprinzen, und plötzlich war die ganze Residenz davon voll, daß Theodor öffentlich kommunicirt habe. Fürst Adolf führte nehmlich an einem Festtage seinen Sohn selbst in eine der Stadtkirchen, zu welcher sich die stärkste Gemeine hielt. Auf der Kanzel trat der neue Kabinetsprediger ganz unvermuthet auf und hielt eine sehr vernünftige Rede über das Abendmahl. Als hernach die Abendmahlshandlung gehalten ward, mischten sich Fürst und Erbprinz mitten unter das fromme Volk und umwandelten mit selbigem den Altar. Das Volk selbst jauchzte darüber, daß es seinen künftigen Regenten am Altare gesehen und pries seinen Vater dafür noch dreimal seliger, als zuvor. Der Klerus aber fand sich durch die ganze Art, wie die Sache eingeleitet worden, sehr zurückgesetzt und beleidigt. Kein Mensch wisse, hieß es, was für einen Glauben der Erbprinz eigentlich habe, ob er ein Idealist oder Materialist, ein Deist oder Atheist, ein Unitarier oder Trinitarier, ein Christ oder Nichtchrist, ein Rechtgläu-

biger oder Ketzer sei; niemand habe ihn präparirt, niemand examinirt; in der Beichte sei er auch nicht gewesen; nun habe man ihn endlich zum erstenmal im Tempel gesehen, und auch da hätte ein neumodischer Schwätzer die alten rechtschaffenen Geistlichen, die es mit dem Herrn Jesus noch ehrlich meinten, von der Kanzel verdrängen müssen; Gott wisse, ob der Prinz je wieder in einen öffentlichen Tempel kommen werde, und überhaupt scheine es bei der ganzen Sache nur darauf angesehen gewesen zu sein, den Unterthanen blauen Dunst damit zu machen. Adolf ließ hierauf auf mannigfaltige Weise bekannt machen, daß der Prinz vor seinen eigenen Eltern sein Glaubensbekenntnis abgelegt habe, von dem Kabinetsprediger examinirt und für tüchtig befunden worden, und hernach bei diesem auch zur Beichte gewesen sei. Und als dessen ungeachtet der Generalsuperintendent es noch für eine seiner letzten Gewissenspflichten am Rande seines Lebens hielt, den Fürsten selbst über den so verschrieenen Vorgang zur Rede zu stellen: so reichte ihm Adolf statt des vertragenen Erbprinzenbeichtgeldes eine Assignation an seine Kammer auf hundert Dukaten jährlicher Zulage; worauf dieser alte wackere Geistliche sich nicht nur vollkommen beruhig-

ruhigte, sondern auch einen Hirtenbrief an sämtliche Pfarrer seiner Diöcese ergehen ließ, worin er sie von aller ihrer unzeitigen Furcht befreite und ihnen die Versicherung gab, daß der Erbprinz ein Rechtgläubiger sei. Uebrigens ward die Vorhersagung der erbosten Priester, daß Theodor nicht wieder in die Kirche kommen werde, von dem weisen Adolf aus Liebe und Schonung für das Volk vereitelt. Er erklärte sich über diesen Gegenstand an Rothen also:

„Seither sollte Theodor noch in keine Kirche gehen, damit er nicht etwa irrige Religionsbegriffe zuerst bekäme. Nun aber, da er die richtigen hat und sich eigen gemacht hat, mag er in Kirchen gehen, in welche er will, mag jede Sekte besuchen, die hier geduldet wird, und mag Juden, Heiden und Türken über die Religion reden hören. So leicht wird sich nun an seine Seele nichts anhangen, was nicht an ihr hangen soll; und würde ja irgendwo ein Zweifel in ihm erregt: so wird er nicht ermangeln, solchen Ihnen mitzutheilen. Ich bin sehr dafür, daß ein Fürst den öffentlichen Gottesverehrungen seines Volks beiwohne. Er selbst mag in seinem Herzen glauben, was er will; so handelt er doch weder weise noch gut, wenn er sich von selbigen entfernet. Glaubt er an Gott:

Digitized by Google

wie sollte es seiner eignen Seele nicht wohlthun, denselben in Gesellschaft seiner Unterthanen anzubeten? Gesetzt auch, daß man sich in dem Tempel, wo er ist, andre Vorstellungen von Gott mache, als er; es ist ja doch derselbe Gott, und er kann ihn mitten im Volk unter seinen eigenen Vorstellungen anbeten. Glaubt er nicht an Gott: so muß ihm doch wahrlich daran gelegen sein, daß seine Unterthanen an denselben glauben. In der gesamten Weltgeschichte ist mir noch kein ganzes atheistisches Volk bekannt, und ich mögte wenigstens nicht der Fürst davon sein. Das ist nun so erwiesen, als daß zwei mal drei sechs ist, daß meine Unterthanen, wenn sie erst Gottes entbehren könnten, meiner noch weit mehr entbehren zu können glauben dürften. Muß aber dem Fürsten sehr daran gelegen sein, daß seine Unterthanen Gottesverehrer sind, wie kann er sie besser dazu machen, als — durch sein Beispiel? Wahrlich, wenn ich auch Atheist wäre, ich versündigte mich doch an meinem Volke dadurch nicht, daß ich aus seinen Tempeln bliebe! Kannst du, würde ich mir an jedem Sonntagsmorgen zurufen, auch ohne Gott weise, rechtschaffen und froh sein: so können es deine Tausende doch vielleicht nicht

Digitized by Google

nicht — oder vielmehr von jedem Hundert neun und neunzig gewis nicht. Und du solltest ihnen den Grund ihrer Weisheit untergraben, die Stütze ihrer Tugend entreissen und die Quelle ihrer Zufriedenheit verschütten? Ach, daß dis die Fürsten bedächten, welche man in zehn Jahren in keinem Tempel, aber wohl wöchentlich zwei- dreimal im Komödienhause und auf dem Redoutensaal sieht! Hiezu kommt, daß in unsern Landes- und Staatsverfassungen der Unterricht, der in den Kirchen gegeben wird, doch in der That noch der einzige ist, den das Volk im eigentlichen Verstande empfängt. Ist er grösstentheils noch dürftig und mager; so ist er doch noch der einzige — etwas ist besser als nichts — und wer ist Schuld daran, daß er nicht wenigstens jährlich besser wird? Sagen Sie mir nur einen andern Ort, wo der grosse Haufe feierlich an seine Pflichten erinnert und zur Erfüllung derselben aufgemuntert werde. Was sollte denn aus ihm werden, wenn er auch diesen nicht mehr hätte? Was hilft es aber, daß er ihn hat und haben kann, wenn er ihn nicht achtet? Achten aber wird er ihn nie gewisser, als — wenn auch sein Fürst demsel-

Digitized by Google

ben beiwohnt . . . Das hätten Sie wohl kaum geglaubt, lieber Rothe — ich bin ein recht eifriger Vertheidiger des geistlichen Standes. Verstehen Sie mich wohl — der Geistlichen nicht, wie sie so mehrentheils sind nehmlich, sondern ihres Standes. Ich glaube, daß man dieses Standes in gewissen Staatsverfassungen entbehren könne, so wie auch des meinigen; aber in unsern Staatsverfassungen unmöglich. Es ist nichts da, das ihn ersetzte. Vielmehr habe ich einen recht hohen Begrif von der Würde, Brauchbarkeit und Gemeinnützigkeit desselben unter uns. Alles Gute, das an den Seelen des Volks bewirkt werden soll, müsste durch meine Geistlichen bewirkt werden können; denn — sie sind die einzigen, welche an das Volk reden, zu selbigem reden können, was sie wollen, und dabei durch Beihülfe der Religion ein so grosses Präjudiz des Ansehens für sich haben. Dis ist mein Begrif über die Würde ihres Standes. Was ich daran gearbeitet habe, meine Geistlichen zu dieser eigentlichen Würde ihres Standes zu erheben, ist unaussprechlich. Sie sind auch besser, wie vor dreissig Jahren, aber lange sind sie das noch nicht, was sie sein sollten. Hie und da habe ich schon recht wackere Männer

unter

Digitized by Google

unter ihnen, und ich will auch nicht sterben, ohne die Hälfte dergleichen wenigstens unter ihnen zu haben. Theodor wird vielleicht lauter solche einst haben. Der alte Generalsuperintendent ist mir vorzüglich dabei noch immer im Wege. Ich habe ihn schon mit einem recht ansehnlichen Gehalt jubiliren wollen, aber der alte Hannas will nicht daran. Vielleicht jubilirt ihn Gott bald. Seinen klügern Nachfolger habe ich schon, und alsdann soll es haarscharf über die weitere Reform meiner Geistlichen hergehen, und es soll mir kein Schuft mehr von Kandidaten, der ein Ignorant oder ein Polterer ist, in eine Pfarre ziehen, oder ich will — —

Ein Kammerdiener. (der ins Zimmer tritt.) Durchlaucht, der alte Geheimerath Zensdorf wird Ihnen aufwarten. Er sitzt draussen und kann keine Luft kriegen.

Adolf. (während daß Rothe davonschleicht.) An dem hats noch gefehlt!

Adolf. (gleich wieder weichmüthig und an Zensdorf tretend.) Was machen Sie? Was ist Ihnen?

Zensdorf. (keuchend.) Die Treppen, die Treppen! — aber nun geht es schon wieder. (geht mit dem Fürsten ins Zimmer und macht den Mund weit auf, während daß er sich auf seinen Stock stützt.)

Adolf. Nicht ein Wort eher, bis Sie sich gesetzt haben.

Zensdorf. (der Platz nimmt.) Wenn ich auch nicht die Durchlauchtige Prinzessin Anne heute besucht hätte: so hätte ich doch herein gemusst. Ich hatte zu Hause weder Ruhe noch Rast. —

Adolf. Das thut mir weh. Ich hätte Ihnen ja können meine Hofärzte schicken.

Zensdorf. (eifrig.) O dieser bedarf ich nicht! Sie könnten mir auch alle nicht helfen; denn ich bin aus Alter schwach und es ist mir nichts weiter übrig, als zu sterben. So mögte ich denn noch gern erfahren, was der gnädige Erbprinz nun für einen Glauben hätte. Wie ich höre, hat er schon kommunicirt.

Adolf. Er hat denselbigen Glauben, welchen Jesus gehabt hat.

Zensdorf. (wie irre gemacht.) Wie? den Glauben, welchen Jesus gehabt hat? Also nicht den Glauben an Jesum?

Adolf. Wie Sie wollen; den Glauben an Jesum oder den Glauben Jesu . . .

Zensdorf. (mit belehrender Mine.) Ei vergeben Höchstdieselben gnädigst, das kann ja unmöglich einerlei sein. So hätte ja Jesus an sich selbst geglaubt.

Adolf.

Digitized by Google

Adolf. Auch das! Jesus musste doch wohl eher an sich selbst glauben, ehe er verlangen konnte, daß andre an ihn glauben sollten.

Zensdorf. Das ist mir altem Manne zu subtil.

Adolf. Gar nicht; es ist vielmehr äusserst in die Augen fallend. Ehe ich fordre, daß ein andrer das, was ich ihm sage, für Wahrheit halten soll, muß ich selbst überzeugt sein, daß es Wahrheit sei. Jesus behauptete gegen andre, daß er die einzigwahre Religion lehre; so musste er sie erst in dem Innersten seiner eignen Seele auch für einzigwahr halten. Es wäre ja schrecklich, zu denken, daß er eine andre Religion geglaubt und eine andre gelehrt habe.

Zensdorf. Ei erlauben Ihro Durchlaucht gnädigst, von dieser Art vom Glauben rede ich nicht.

Adolf. Das ist aber der rechte Glaube an Jesum — zu glauben, daß er die einzigwahre Religion gelehrt habe, die er selbst für die einzigwahre hielt. Alsdann glaubt man an Jesum und glaubt auch wie Jesus.

Zensdorf. Ich meine den Glauben an Jesum, daß er alles für uns gethan und gelitten habe und für uns gestorben sei.

Adolf.

Digitized by Google

Adolf. Auch den hat mein Sohn. Wer für die Wahrheit leidet, leidet auch für meinen Sohn, und wer für die Sache der Menschheit stirbt, stirbt auch für meines Sohnes Sache.

Zensdorf. Nun aber, auf solche Weise kann ja Jesus unmöglich an sich selbst geglaubt haben, und so ist es also sehr verschieden — glauben, wie Jesus, und glauben an Jesum.

Adolf. Warum denn nicht? Wenn wir glauben sollen, daß Jesus für uns gearbeitet und gelitten habe: so muß er es doch auch wohl selbst geglaubt haben, daß er für uns arbeite und leide?

Zensdorf. Das wohl; aber ich meine so — alsdann käme es heraus, daß Jesus auch für sich alles gethan und gelitten habe.

Adolf. Auch das. Allerdings verhält es sich so.

Zensdorf. (im grösten Eifer.) Um Gottes willen Ihro Durchlaucht, Jesus war kein Sünder, sondern der Heiland der Sünder.

Adolf. Nun, um so mehr hat er zuförderst alles für sich selbst gethan und gelitten; oder desto mehr Ehre und Segen muß er in dieser und in jener Welt von seinem Thun und Leiden haben. Den grösten Se-

gen

gen von schönen Handlungen und grosmüthigen Leiden für andre hat allemal der Thäter und der Dulder selbst. Das muß ja so sein. Das blosse Bewusstsein, ich leide für sie, gibt mir ja eine weit höhere Glückseligkeit, als alle die, denen ich nütze und für die ich leide, durch mein Thun und Leiden erhalten können. Welche Glückseligkeit ist denn reiner — mir wird genützt oder ich nütze — ich werde glücklich gemacht oder ich mache glücklich? Also, den ersten, höchsten Segen von allem seinen Thun und Leiden bekam Jesus selbst. Das steht auch in der Bibel und musste auch darin stehen. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreutz. — Nun hören Sie, was folgt — darum — also darum hat ihn auch Gott erhöhet u. s. w.

Zensdorf. (konfus.) Aber gebüsst hat er doch nicht für sich selbst?

Adolf. Bewahre Gott — daran ist gar nicht zu denken.

Zensdorf. Aber für andre hat er doch gebüsst?

Adolf. Freilich hat er büssen müssen, was der Aberglaube, die Faulheit, der Hang zur

zur groben Sinnlichkeit und die Bosheit verschuldet hatten. Die Menschen hätten schon viel weiter sein können, wenn sie und ihre Führer, die Priester, gewollt hätten. Aber so muß ein erleuchteter Weiser sich von seinen Zeitgenossen verkennen und verschreien lassen, ihre Blindheit büssen und ein Opfer derselben werden. Und so muß ein ausgezeichneter Rechtschaffener sich von Schlechtdenkenden verfolgen und unterdrücken lassen, ihre Misgunst, Rachsucht und Schadenfreude büssen und für sie bluten, wie ein Lamm auf der Schlachtbank.

Zensdorf. (in dessen Sistem dis alles nicht passt.) Meine Seelenkräfte sind zwar zu schwach, dis alles umständlich zu beantworten; ich höre denn aber doch wohl, was ich höre. Das ist das neumodische Christenthum, wogegen Ihr treuer Seelsorger, der Generalsuperintendent, der auch so ein alter ehrlicher Mann ist, wie ich, seit Jahren schon so eifert. Er seufzt, wie ich, über die Religion des künftigen Regenten.

Adolf. Seit wann haben Sie ihn zum letztenmale gesprochen?

Zensdorf. Es wird acht Tage sein; da war er bei mir und übernachtete.

Adolf.

Digitized by Google

Adolf. Nun, wenn Sie ihn nun wieder sprechen werden, wird er nicht mehr darüber seufzen.

Zensdorf. Wie so, Ihro Durchlaucht?

Adolf. Weil er vor kurzem bei mir gewesen ist, und ich ihn vom Gegentheil vollkommen überzeugt habe. Ich kann mit Recht sagen — er hat den Glauben in die Hand bekommen, daß der Prinz ein Rechtgläubiger sei.

Zensdorf. Darüber erstaune ich und würde es sehr in Zweifel ziehen, wenn Ihro Durchlaucht es nicht versicherten.

Adolf. Ja ja, wie ich sage. Fragen Sie ihn nur bei erster Gelegenheit selbst und — berufen Sich dabei auf mich. — Ich muß gestehen, der alte wackere Mann hat dadurch viel bei mir gewonnen, daß er in seinem hohen Alter doch noch so lenksam ist. Aber bei der wahren Gelehrsamkeit und bei dem ächten Eifer für die Ehre Gottes wird man dis mehrentheils finden, daß die Leute lenksam sind.

Zensdorf. (auf dem Fauteil hin und her rückend.) Hum, darüber kann ich gar nicht fertig werden. Vor acht Tagen sagte er mir noch ganz unverholen und völlig überzeugt, der Prinz werde ein purer Naturalist — und nun glaubte er grade das Gegentheil?

Adolf.

Adolf. Nun, das geht ja doch sehr natürlich zu. Damals hatte er meine Gründe noch nicht gefühlt.

Zensdorf. Ihro Höchfürstl. Durchlaucht, der Erbprinz wäre also würklich ein Christ?

Adolf. Ein rechter ächter Christ ist er.

Zensdorf. Aber gnädigster Herr, er hat ja doch kein Glaubensbekentnis öffentlich abgelegt, wie Höchstdieselben gethan haben?

Adolf. Das schadet nicht; das soll er in Zukunft erst noch ablegen.

Zensdorf. Vergeben Ihro Durchlaucht, er hat ja aber nun schon kommunicirt. Dis hätte ja nachher geschehen sollen.

Adolf. Ich wüsste nicht, warum; ist er doch eher getauft worden, ehe er noch ein Wort von allem wusste, worauf er getauft werde. — Sehen Sie, lieber Geheimerrath, ich weiß zwar recht gut, daß man mich erst ein sehr feierliches Glaubensbekentnis ablegen lassen, ehe ich kommunicirt habe; allein ich bin hierüber ganz andrer Meinung geworden, nachdem ich mich mit dem Lauf der Welt näher bekannt gemacht habe. Ich habe drei öffentlichen Glaubensbekentnissen, die Erbprinzen ablegten, selbst beigewohnt. Sie sagten sie ohne Anstos her und deklamirten sehr gut; und ganze Bürgerschaften hätten in Freu-

den-

denthränen dabei zerfliessen mögen. Als diese Herren aber hernach Fürsten wurden, stand in ihrer Regierung kein Wort von dem ganzen abgelegten Glaubensbekentnis. Was war denn nun der ganze feierliche Aktus für ihre Völker gewesen? Diese hatten also das Glaubensbekentnis ihrer Fürsten einsmals gehört; es wäre ihnen aber mehr damit gedient, wenn sie es nun sähen. Meinen Gedanken nach kann ein Erdprinz sein Glaubensbekentnis nicht eher auf eine für sein Volk überzeugende Weise ablegen, als — bis er zur Regierung kommt. Da, da sehen die Unterthanen seinen wahren und eigentlichen Glauben in seinen Werken. So mag denn also für meinen Theodor die öffentliche Ablegung seines Glaubensbekentnisses auch so lange verschoben bleiben, bis er nach meinem Tode das Regiment antritt. Dann soll er es aber nicht blos auf eine Stunde, sondern lebenslang ablegen, und dann soll mein Volk einmal sehen, nicht hören, sondern sehen, wie so herrlich er bestehen werde.

Zensdorf. Das ist sehr schön; das gehe Gott! Es hätte ja aber beides geschehen können; das Volk hätte sein Glaubensbekentnis erst hören und dann sehen können.

Adolf. Ich sehe nicht ein, wozu das genützt hätte. Dazu höchstens — daß meine Unterthanen erfahren hätten, daß der Prinz gut auswendiglernen könne. Und das können sie ja doch wohl so einem lebhaften jungen Menschen zutrauen, daß er einen einen halben Bogen werde auswendiglernen können . . . Ueberhaupt bin ich gar nicht für das Reden, sondern für das Thun. Vom Hören haben die Unterthanen nichts, und wenn ihr Fürst ihnen noch so viel verspricht und sich dazu vermißt und verschwört; vom Sehen aber haben sie viel, wenn er weise und gütig, und täglich immer weiser und gütiger regiert.

Zensdorf. Höchstdero Unterthanen mögten nur gern auch jetzt schon das Glaubensbekenntnis ihres künftigen Regenten wissen.

Adolf. Ei, sie müssen sich auch gedulden können. Müssen sie sich doch gedulden, zu wissen, wie er einst regieren werde? Uebrigens haben sie ihn an einem ihrer Altäre gesehen, und werden ihn künftig fleissig in allen ihren Tempeln sehen.

Zensdorf. (sehr holdselig.) Also wird der Durchlauchtigste Erbprinz doch in die Kirche gehen?

Adolf.

Adolf. Die Frage müsste ich Ihnen bald übel nehmen, guter Greis. Was denken Sie? Glauben Sie etwa, daß ich diese Häuser zu einer Art von Zwingern baue, in die man nur das Volk zusammentreibt?

Zensdorf. Vergeben Höchstdieselben! Aber in alle Tempel soll der Erbprinz gehen?

Adolf. Ja, in alle. Es soll auch nicht eine einzige Parthei und Sekte, die ich dulde, sein, mit welcher er nicht zuweilen Gott anbete.

Zensdorf. Aber gnädigster Herr, da könnte er leicht Irrlehren aufnehmen . . .

Adolf. Darüber sein Sie unbesorgt. Es soll gewis nichts an ihm haften, was dem Glauben, den er nun hat, entgegen ist. Aber — alles hören und geglaubt werden lassen soll er können. Sogar in den Judentempel soll er jährlich einigemal gehen.

Zensdorf, (seinen Stock in die andre Hand nehmend.) Ach Ihro Durchlaucht, das wäre zu viel Ehre für dieses ungläubige Volk, wenn der künftige christliche Fürst ihrem von Gott selbst verworfenen Gottesdienst beiwohnte.

Adolf. Sagen Sie mir doch — beten denn diese Ungläubigen nicht für ihn? Warum lassen wir sie denn öffentlich beten für ihn und für mich, wenn Gott ihr Gebet ein- für allemal

verworfen hätte? Geben sie denn nicht ihr Schutzgeld dafür, daß sie öffentlich den Gott ihrer Väter, der auch unser Gott ist, verehren dürfen? Also dazu wären sie gut genug? Nein, den Tempel, welchen ein Fürst erlaubt, muß er sich auch nicht schämen zu besuchen.

Zensdorf. Ich bin auch immer dagegen gewesen, daß Juden hier sich niederliessen.

Adolf. Ich nicht. Ich habe so gedacht — Gott gönnet ihnen die Sonnez so musst du ihnen die Erde gönnen. Raubthiere sind sie nun einmal nicht; daß etwa dieser Schlus nicht anwendbar auf sie wäre. — Lieber Alter, dadurch wird erst wahre Treue und vereinigte Rechtschaffenheit sämtlicher Unterthanen, so verschieden auch ihre Religionen sind, gegen ihren Fürsten, und herzliche Liebe, Eintracht und Menschenfreundlichkeit unter ihnen selbst gegen einander bewirkt, wenn eine Glaubenspartei wie die andre den Fürsten in ihrem Tempel sieht und zuweilen mit ihm betet. Unter allen Mitteln, auch den grossen Haufen tolerant zu machen, sticht dis besonders hervor.

Zensdorf. Nun, so wird doch der gnädigste Erbprinz gewis in der Kirche seiner Religion am öftersten gehen.

Adolf.

Adolf. (sich vergessend.) Ja, Lieber, in welche sollte er da wohl am öfterſten gehen? Theodors Religion wird in allen hiesigen Tempeln gelehrt.

Jensdorf. (der zusammenfährt.) Ich denke, der Erbprinz sei ein Christ, und zwar von unſrer Parthei? Nun da! Ach Gott, ach Gott!

Adolf. (der sich nun lieber nicht so vergessen hätte.) Guter Greis, eine Frage — Merken Sie mir denn gar nicht an, daß ich wünſchte, daß Sie über diese Art von Gegenſtänden nie wieder mit mir sprächen?

Jensdorf. (aufstehend.) Nun, es soll nun auch wahrlich das letzte mal gewesen sein! — Ihr alter treuer Diener thut aber auch noch eine Frage — wer hat denn den Erbprinz in der Religion unterrichtet?

Adolf. Der Hofrath Rothe.

Jensdorf. (laut.) Der Hofrath Rothe? I das ist ja kein Geiſtlicher?

Adolf. Das ist auch nicht nöthig. Beſchämt er doch in Ansehung seiner Religionskenntniſſe viele meiner Geiſtlichen.

Jensdorf. Der Hofrath Rothe?

Adolf. (sehr vernehmlich.) Ja, der Hofrath Rothe!

Zensdorf. (nach der Thüre sich wendend.) Nun, so sage ich nichts. — Und bei wem hat denn der gnädigste Erbprinz gebeichtet?

Adolf. (ohne völlige Attention.) Bei dem Hofrath Rothe.

Zensdorf. (überlaut.) Bei dem Hofrath Rothe — gebeichtet bei dem Hofrath Rothe? Hat denn der auch einen Beichtstuhl? Barmherziger Gott, was höre ich alles!

Adolf. Ich versprach mich und wollte sagen — bei meinem Kabinetsprediger. Ich will es Ihnen aber grade heraus sagen — Theodor hat gar nicht eigentlich gebeichtet, und ich bin überhaupt willens das ganze Beichtwesen abzuschaffen.

Zensdorf. (wankend.) Das wollen Ihro Durchlaucht thun? Ach, ich alter Mann habe über sechzig Jahre gebeichtet und soll nun nicht mehr beichten — —

Adolf. Ich will es Ihnen ja nicht wehren und will es keinem wehren. Aber ich denke, es sollen so wunderviel nicht sein, die darauf bestehen.

Zensdorf. (die Hände gen Himmel.) Herr Jesus, deine Beichte soll abgeschaft werden; nun wirds an dein Abendmahl auch wohlkommen — nimm doch meinen Geist auf!

Adolf.

Digitized by Google

Adolf. (verdrüslich.) Was sagen Sie damit? Schämen Sie sich! Wo hat Jesus die Beichte befohlen? Der Aberglaube hat sie aufgebracht — die Gewinnsucht erhält sie. Sie hat nur ein einziges Argument für sich — das Beichtgeld . . .

Hier stolperte der alte Zensdorf fort. In der Thür besann er sich noch, drehte sich um, machte eine stumme Verbeugung, stolperte weiter und ließ sich gradeswegs zum Generalsuperintendenten fahren.

Adolf. (zu Rothen hernach.) Nun habe ich den Alten böse gemacht und es ist mir schon wieder leid. Unsre Sachen waren so gut eingelenkt und ich hatte mich gedrehet und gewunden, und wir wären gewis gut aus einander gekommen. Mit einemmale vergaß ich mich und machte durch ein Paar Worte alles wieder schlimm. Hernach ward er albern, und ich hitzig. Inzwischen wäre ich auch nicht im Stande, jemals weiter seine Salbaderei anzuhören. Und so ist's von dieser Seite ebenso gut, wenn er nie wieder zu mir kommt. Da fällt mir aber ein, daß er sagte, er käme von der Prinzessin Anne. Was mag er doch bei dieser machen?

Rothe. Er soll seit einiger Zeit fast täglich bei ihr sein.

Adolf. Der alte Zensdorf?

Rothe. Ja, ich weiß es zuverläßig.

Adolf. Was macht er aber bei ihr?

Rothe. Die Prinzessin hat ihn zum Proselyten angeworben.

Adolf. (schlägt die Hände zusammen.) Nun, das ist ja zum Lachen! Das ist auch wahrhaftig das Beste für ihn, daß er mit der alten Tante fleissig Betstunde hält. Das kann man ihm lassen. Hm! über das Aennchen!

Rothe. Die Proselitenmacherei soll aber, wie ich höre, noch weiter gehen . . .

Adolf. (lächelnd.) Sie scherzen doch?

Rothe. Gewis nicht; es sollen noch viel andre aus der Stadt zum geistlichen Klub bei der Prinzessin sich halten.

Adolf. (ernsthaft.) Das wäre arg.

Rothe. Man hat mir sogar sagen wollen, daß verschiedene Geistliche dabei gesehen worden.

Adolf. (heftig.) Nun, einen ärgern Streich könnte mir die alte Fee nicht spielen, als wenn sie mir hier noch solchen Unfug anfinge!

Alles, was Rothe dem Fürsten referirt hatte, war mehr denn zu wahr. Die Prinzessin Anne, welche der weise und tolerante Adolf nicht

nicht nur in ihrem Betstundenwesen, sondern auch in ihrem ganzen übrigen Wesen ungestört, ja sogar unbeobachtet gelassen hatte, kam, sobald sie durch ihre Kundschafter von den Religionsgrundsätzen, welche der regierende Herr hege und der Erbprinz annehmen sollte, vollständiger benachrichtigt worden war, auf einen ganz sonderbaren Einfall. Sie fand nehmlich eine ausserordentliche Schickung Gottes darin, daß sie grade um diese Zeit im Lande sein müsse, und betrachtete sich als das Rüstzeug, welches Gott auserwählt habe, dem Naturalismus und der Freigeisterei, welchen nun recht feierlich Thüre und Thor geöfnet werden sollten, sich mit aller Macht entgegen zu stellen. Ihre Lebensgeister wurden hiedurch noch einmal so in Rege gesetzt, daß sie diesen Einfall ihrem Kaplan mittheilte, der ihn auf der Stelle für eine göttliche Eingebung erklärte. „Man findet dis mehrentheils, setzte selbiger hinzu, daß Gott dergleichen Anstalten trift, um die reine, seligmachende Lehre nicht verdrängen zu lassen. Auf der einen Seite machen Menschen Anstalten hiezu, und auf der andern müssen Menschen Gegenanstalten machen. So kam grade um die Zeit, als die gottlosen Socinianer, welche das vollgültige Verdienst Christi leugnen, sich auszubreiten anfingen, das

Digitized by Google

Herrhutische Völklein erst recht empor, das einzig und allein in Jesu Wunden und Seitenhöle seine Seligkeit sucht. Dieses ist recht eigentlich dazu von Gott gesendet, um den verruchten Socinianern Einhalt zu thun, Grenzen zu zeichnen und an Gottes statt zuzurufen — bis hieher sollt ihr kommen, und nicht weiter. Da nun Höchstdieselben, als eine so religiöse und fromme Dame, grade auch um diese Zeit hier im Lande sind, zu welcher die Freigeisterei recht unter öffentlichem Schutz allhier um sich greifen soll: so ist kein Zweifel, daß Gott Ihro Durchlaucht dazu auserkohren habe, dis nach allen Ihren Kräften zu verhindern. Und da vollends Höchstdieselben selbst auf diesen Gedanken gerathen sind: so ist mehr denn zu ausgemacht, daß irgend ein Engel, den Gott ausdrücklich an Sie abgeschickt, Ihnen demselben im Traum unter den Fus gegeben und offenbaret habe. Der regierende Fürst eines Landes neigt sich zum Unglauben, läßt seinen Erbprinz dazu erziehen und bringt ihn dadurch zuverlässig auch unter sein Volk — — und — eine Prinzessin aus demselben Fürstlichen Hause empfängt von Gott den Beruf, sich mit ihrer Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit im Stillen dagegen zu setzen — — erwägen Ihro Durchlaucht einmal, welch ein

Hei-

heiliger Beruf dis sei! Und niemand kann dis auch besser bewirken, als Sie. Höchstdieselben dürfen nur erlauben, daß jedermann in unsre geistlichen Stunden und Andachtübungen kommen möge, wer da wolle. So sollen Sie einmal sehen, was für ein Zulauf sein werde. Ich selbst habe schon von manchem Bürger gehört, daß er gern dabei wäre, und die Kutscher haben mir das nehmliche gesagt. Auch gibt es hier einige unter den Geistlichen, die sehr für die gottseligen Zusammenkünfte nach unsrer Art sind. Liessen sich's Ihro Durchlaucht vollends etwas kosten — (ringt die Hände.) Höchstdieselben haben sich's ja wohl eher Götze zu Ehren etwas kosten lassen — so könnte es nicht fehlen, daß wir bald bei Hunderten beisammen sein wollten."

Diesem zufolge ging nun die gottselige Werbung an. Ein öffentliches Schild auszuhangen wagte man nicht; der Kaplan aber nahm es auf sich, die Sache mit Enthusiasmus im Stillen zu betreiben. Er wendete sich zuförderst an die Nachbarn nebenan, gegenüber und hintenheraus, denen das alltägliche Singen zu Ohren kam, und lud sie in die andächtigen Zusammenkünfte ein. Hernach machte er sich an die Handwerker, welche für die Prinzessin arbeiteten,

Digitized by Google

teten, und an die Krämer, die ihr die Waaren lieferten. Unter alle diese Leute verschenkte er eine grosse Menge von schwärmerischen Büchern, welche dazu hinreichend waren, ihnen den Grad von Verstandesverrückung zu geben, dessen sie bedurften. Bald ward es zum Gesetz gemacht, daß, wer für die Prinzessin arbeiten wollte, auch ihre Erbauungsstunden besuchen müsse. Man bezahlte dafür diese Leute wacker; und diejenigen Kaufleute, welche zum geistlichen Klub kamen, empfingen ihre Rechnungen über Waarenlieferungen ohne allen Abzug bezahlt, sie mogten Preise setzen, welche sie wollten. Wo der Kaplan von einer armen Familie hörte, da beredete er die Prinzessin Anne, daß sie die Kinder derselben kleiden liesse; und die Bedingung dabei war allemal, daß die Eltern ihren Privatandachten beiwohnen mussten. Ebenso, wo jemand krank war, der nichts an sich wenden konnte, ward ihm auf Kosten der Prinzessin Arzt, Chirurgus und Apotheker gehalten; wogegen er sich nach erlangter Wiedergenesung verbindlich machen musste, zum heiligen Konventikel zu kommen. Auch beträchtliche Almosen an baarem Gelde und sogar Vorschüsse wurden denjenigen gereicht, welche sich zu Proselyten angaben. Bei so ansehn-

sehnlichem Handgelde konnte es nicht fehlen, daß die Heiligenwerbung gut von statten ging. Die kleine Auserwähltenzahl wuchs schnell zu einigen Kompagnien an, und es fehlte dem Kaplan nun blos noch an einigen Helfershelfern, um das Bataillon vollzählig zu machen. Auch diese fand er an einigen Geistlichen der Residenz, welche lange schon mit dem heiligen Unsinn, den sie predigten, den Beifall ihrer vernünftigern Mitbürger verfehlt hatten. Diese schlugen sich theils aus Schwärmerei, theils aus Beutelschneiderei zu ihm, und löseten ihn sogar in seinen heiligen Amtsgeschäften zuweilen ab. Jeder derselben brachte einige Fleischer, Pfefferkuchenbecker, Schuster und Schneider aus seiner Parthei mit zur Gemeine der Heiligen. Bald ward das Versammlungszimmer zu klein, und Prinzessin Anne ließ es nun noch zweimal so viel erweitern. Da hielt denn nun bald sie selbst, bald ihr Kaplan, bald einer der Stadtgeistlichen den seraphischen Vortrag. Zuweilen machte auch wohl ein Schuster oder Becker den Seraf, sobald er zu erkennen gab, daß er sich inspirirt fühle. Es war fast unglaublich, wie diese Art von Schwärmerei und geistlicher Narrheit um sich grif. Das Fleckfieber, wenn es in die Residenz gedrungen wäre, hätte in so kurzer Zeit nicht ärger überhand

hand nehmen können. Binnen vier Wochen gab es keine Gasse und kein Gäschen daselbst, wo nicht Frömmler wohnten. So, wie die Glocke der Erbauungsstunden schlug, sah man sie bald einzeln, bald familienweise nach dem Palais der Prinzessin Anne ziehen; da denn alle häuslichen Arbeiten und alle bürgerlichen Berufsgeschäfte derselben liegen blieben. Die Geistlichen sowohl, als die übrigen Honoratioren wurden oft von der gottseligen Anne zur Tafel gezogen, wo es ihnen samt und sonders noch besser zu behagen schien, als im Andachtssaal. Endlich hörte der alte Zeusdorf hievon, und hielt es auf der Stelle für einen Antrieb des heiligen Geistes, mit der alten Prinzessin gemeinschaftliche Sache zu machen. Er erzählte ihr die schrecklichen Entdeckungen, welche er schon in vorigen Zeiten bei häufigen Unterredungen mit dem Fürsten über seine eigne und Theodors künftige Religion gemacht habe, weissagte dem ganzen Lande die fürchterlichsten Strafgerichte Gottes, welche nothwendiger Weise dasselbe deshalb treffen müssten, und setzte hinzu, daß alle christliche Lots jetzt noch zur höchsten Zeit sich vereinigen müssten, durch ihr anhaltendes Gebet das neue Sodom zu erretten. Nun stieg der pietistische Enthusiasmus der Prinzessin auf das höchste.

Sie

Sie beschloß, das Bataillon des Frommen wenigstens zu einem Regiment zu vermehren, ernannte sich selbst zum General darüber und den alten Zensdorf zum Obersten, der es kommandiren sollte. Die ganze schwärmende Gesellschaft empfing von ihr den Nahmen der Fünfwundenleute. Die Mutterloge und Hauptversammlung derselben sollte nach, wie vor, in dem Palais der Prinzessin selbst bleiben, und hieß die Loge zu den heiligen fünf Wunden Jesu. Ausser derselben sollten auch noch zwölf Tochterlogen und Unterkonventikeln in den Häusern der vornehmsten Mitglieder gestiftet werden, von denen die eine zum Blute Jesu, die andre zu den Nägelmahlen Jesu, und noch eine andre zur Seitenhöhle Jesu benannt ward, u. s. w. Der alte Zensdorf war in seiner Anwerbung unermüdet thätig und über seine eigne Erwartung glücklich. Er hatte noch immer viel Anhang unter den Räthen und Hofbedienten von seinem Alter und machte auch verschiedene von dieser zu Proselyten. So stand die Sache der Heiligen; so war alles in der vollkommensten Gährung, und so wimmelte die Residenz schon von Fünfwundenbrüdern und Fünfwundenschwestern, als Fürst Adolf erst davon Nachricht erhielt.

Schmidt

Schmidt fand nehmlich, als er von dem Landhause mit dem Erbprinz zurückkam, seine Frau ganz und gar verändert. Das sonst so heitre, redselige Weib ging wie vor den Kopf geschlagen, sprach wenig, seufzte viel und ließ in ihrer Wirthschaft alles buntüber gehen. Lief er gegen Mittag oder in den Nachmittagsstunden im Vorbeigeschicktwerden etwa an sein Haus mit heran: so traf er sie nicht. Kam er am späten Abend zu ihr zurück: so saß sie noch über den Büchern. Forderte er weisse Wäsche, so hatte sie keine fertig; beklagte er sich, daß die Stube so unreinlich aussehe, so erwiederte sie ihm, daß sie dazu keine Zeit habe und daß den Reinen alles rein sei. Schmidt war ein gutmüthiger Mensch. Er hielt seine Frau anfangs für krank; hernach glaubte er gar, daß sie von Sinnen kommen könne und ward darüber sehr traurig. Rothe, dem er seine Leiden klagte, gab ihm Urlaub auf einen ganzen Tag zu Hause zu bleiben. So, wie es des Morgens neun Uhr ward, nahm seine Frau einige Bücher unter den Arm und ging fort. Schmidt fragte sie, wohin sie gehe; ich gehe zu Gott, antwortete sie ihm und ließ sich nicht halten. Nun glaubte er gar, sie wolle sich ersäufen. Er schlich ihr von weitem nach und sah sie in das Palais der Prinzessin

Digitized by Google

zessin durch eine Hinterthüre eingehen. Kurz, seine Frau war während seiner Abwesenheit von der Stadt eine Fünfwundenschwester geworden, und einer seiner Nachbarn entdeckte ihm die ganze Geschichte. Mittags kam sie wieder nach Hause, und querlte ihm fast der ganzen Mahlzeit in aller Eil eine Suppe zusammen, die er nicht essen konnte. Er stellte sie liebreich darüber zur Rede; worauf sie auffahrend erwiederte: Wenn du nicht so ein eitler Weltmensch wärest, so würdest du dich sättigen mit dem Brod des Lebens, und deinen Durst stillen an den heiligen fünf Wunden Jesu . . . „Was willst du denn von mir, gute Frau, versetzte er sanftmüthig; ich bin ja ein ehrlicher Mann und lasse mir's für dich und deine Kinder sauer werden, und du hast gute Zeit bei mir, und die Herrschaft ist mit mir zufrieden. Findest du aber etwas Böses an mir, so sag mir's doch; damit ich es ablegen und mich bessern könne." Da fiel sie ihm weinend um den Hals und gestand ihm, daß es ihr ein ganz unaussprechliches Leiden verursache, wenn sie bedenke, daß sie erleuchtet und bekehret sei, im Stande der Gnaden stehe und eine Erbin des ewigen Lebens sei; er aber in seinen Sünden so hingehe und einmal ewig verdammt und verlohren sein werde. So sag mir doch nur meine Sünden,

erwiederte er ihr. „Ach, versetzte sie, da kannst du recht sehen, was für ein Unbekehrter du noch bist, weil du nicht einmal weisst, wie gros deine Sünden sind. Sieh, von dem Haupte an bis zu den Fußsohlen ist nichts gesundes an dir; lauter Striemen und Eiterbeulen, die dir deine Sünden schlagen. Nur durch seine Wunden musst du heil werden. In seine Seitenhöhle musst du dich retten, wie das Täublein in die Felslöcher sich rettet, wenn der Reiher nach ihm stösst. Durch sein Blut musst du rein werden von allen deinen Sünden. Du musst von deiner Ichheit ganz zur Nichtichheit gelangen, dir ganz ableben und absterben, nur eine Raupe, eine Made, eine Milbe in deinen Augen sein und nur Christum liebhaben.“ Schmidt ließ sie lange so fortschwatzen und machte sie recht treuherzig. Da kam denn alles zum Vorschein, was er nur zu wissen verlangte. Sie erzählte ihm, daß sie sich ewig der Stunde freue, in welcher sie durch ihren lieben Herrn Beichtvater unter die Zahl der Auserwählten und Kinder Gottes aufgenommen worden sei; daß ihr, als sie zum erstenmal zu den heiligen fünf Wunden Jesu gekommen, nicht anders zu Muthe geworden sei, als wenn sie in das Paradies und in den dritten Himmel versetzt würde; daß sie aber seit einiger

Zeit

Digitized by Google

Zeit wieder sehr unruhig sei, schwere Träume habe und zu nichts in ihrem Hause Lust empfinde, und daß ihr lieber Herr Beichtvater, als sie ihm dis anvertrauet, darauf erwiedert habe, daß dis daher komme, weil ihr Mann noch so in seinen Sünden fortlebe, und daß sie nicht eher werde wieder ruhig werden, bis sie auch ihn bekehrt habe. Hierauf drückte sie ihren Mann an ihr Herz und flehte ihn bei seiner ewigen Seligkeit, daß er sich doch auch bekehren, in die Gesellschaft der Kinder Gottes treten und mit ihr zu den heiligen fünf Wunden Jesu gehen mögte. — Schmidt ließ sich noch allerlei erzählen, was in den heiligen fünf Wunden vorgehe, versprach ihr, die Sache in Ueberlegung zu ziehen, bat sie, sich bis dahin zu beruhigen und erzählte gleich Tags darauf die ganze Geschichte an Rothen; der anfangs seinem Fürsten nur einige Winke davon gab, bald hernach aber alles ausführlich berichtete.

Adolf war ein sehr toleranter Fürst. Seinetwegen konnte jeder glauben, was er wollte, ohne daß er deshalb ein Arg auf ihn hätte. Gleich vom Antritt seiner Regierung an hatte er jeder Sekte, wenn sie ihm sonst nur gute Bürger zuführte, freie Religionsübung in seinem Lande verstattet. Der Segen, den er dadurch gestif-

ter, war in die Augen fallend und gros. Professionisten und Künstler, Fabrikanten und Manufakturisten aller Art begaben sich von Zeit zu Zeit in seinen Staat, brachten ihre Wissenschaften und Reichthümer dahin mit, baueten sich daselbst an und versetzten das Land in einen immer blühendern Flor. Tausendmal pflegte er deshalb zu sagen, daß kein sichereres Mittel sei, einen verarmten Staat binnen zwanzig Jahren wieder zu Wohlstande zu bringen, als — allgemeine Toleranz; weil der Mensch kein grösseres Gut kenne, als seinen Glauben, und keine grössere Glückseligkeit, als öffentliche Ruhe und Sicherheit bei selbigem, und weil diese letztere noch in so wenig Ländern für alle und jede zu haben sei. So tolerant aber der weise Adolf auf allen übrigen Seiten war: so intolerant war er gegen offenbare und sinnlose Schwärmerei. „Was soll ich mit unklugen Menschen in meinem Lande, pflegte er zu sagen, wenn er auf dieses Kapitel kam. Sollen sie mir etwa meine gescheuten Unterthanen auch ungescheut machen? Schwärmer sind träge und faul; wenn sie nur beten und singen, denken sie; dadurch geschieht aber nichts; wer mein Bürger sein will, muß arbeitsam und fleissig sein.“ Er fuhr deshalb heftig auf, als

er

Digitized by Google

er den pietistischen Unfug, welchen seine gottselige Tante trieb, so in seinem ganzen Umfange vernahm.

„Das hätte ich sollen ahnden, sprach er, als ich die Andächtelei der alten Sibille erblickte. Ich dachte aber bei mir selbst, laß sie vor sich gaukeln und haseliren, wie sie will; verzehrt sie doch Geld in deiner Residenz und befördert dadurch Nahrung und Gewerbe deiner Bürger. Und so hätte sie meinetwegen sechs Kaplane besolden und täglich sechsundzwanzig Bet- Erbauungs- und Andachtübungen halten mögen. Aber daß ihre Gaukeleien hier um sich greifen sollten, das hätte ich nicht gedacht. Ich habe so viel Jahre lang daran gearbeitet, daß ich diesem verdammten Unwesen ein Ende machte, und — die soll mir es in sechs oder acht Wochen wieder in vollen Schwung bringen? So wahr ich Fürst bin — das Nest soll zerstört werden! Nahrung hat sie sollen unter meine Bürger verbreiten, aber nicht Narrheit. Die soll mir nicht einem Theile meiner Unterthanen die Köpfe verrücken, und wenn sie darüber erzböse würde und wieder zum Lande hinausginge. Welch eine wahre Seuche dis andächtelnde Wesen sei, sieht man nun abermals aus dem unbegreiflichen Zulauf, den diese alte Schwärmerin hat. Und

wie dasselbe eine Seele, die es ergreift, herabspanne und zu allem Guten träge mache, beweiset Schmidts Frau, die sonst ein so wackeres, arbeitsames und häusliches Weib gewesen ist. Fürwahr, ich muß dafür sorgen, daß meinen Bürgern die Weiber nicht verdorben werden. Auf diese hat das alberne Wesen noch mehr Einflüsse, als auf die Männer, weil ihre Geschäfte größtentheils nicht an die Stunde gebunden, sondern ihrer Willkühr überlassen sind. Statt, daß sie das Haus reinigen und die Küche und Kinder besorgen sollen, laufen sie dann in die Erwekkungsstunden; und statt, daß sie den Spinnrocken, oder den Strickstrumpf in die Hand nehmen, oder waschen und flicken sollen, sitzen sie über den andächtigen Büchern. Dadurch wird aber wahrhaftig das Haus nicht rein, die schwarze Wäsche nicht weis und des Mannes Latz, den er auf der Arbeit zerrissen hat, nicht wieder ganz. Ich glaube noch, daß das wohl ein recht überdachter und künstlichangelegter Plan habe sein sollen, daß man sich mit der Proselitenwerbung an Schmidts Frau gemacht hat. Daß es durch sie auf ihren Mann gemünzt sei, ist nun schon erwiesen. Aber ob man nicht dumm genug gewesen sei, zu glauben, daß durch diesen hernach wieder auf Theodorn etwas bewirkt werden

den könnte — Dafür wette ich nichts. (fängt an herzlich zu lachen.) Rothe, wenn das so wäre? Wahrlich, man kann sich die Einfälle nicht albern genug denken, die in die Seele einer alten Betschwester kommen können. (wird wieder ernsthaft.) Schmidt soll nun morgenden Tages gleich mit zu den heiligen fünf Wunden Jesu gehen, damit ich alle und jede erfahre, welche da beisammen sind, und auch von allem, was sie da eigentlich vornehmen, vollkommene Wissenschaft erlange. Alsdann werde ich die derbesten Maasregeln nehmen, daß die ganze Proselitenmacherei ein Ende mit Schrecken nehme."

Ehren Schmidt nahm also Tags darauf ganz treuherzig sein Weiblein, das man schon gefangen geführet hatte, bei der Hand und wanderte mit ihr zu den heiligen fünf Wunden. Die selbst betrogene Frau empfand unterwegs wohl recht herzliche Freude darüber, daß nun wieder einmal ein ungläubiger Mann durch sein gläubiges Weib selig werde. Nicht weniger freuten sich alle versammlete Fünfwundenleute darüber, als sie ihn mit seiner Frau in den Erbauungssaal angetreten kommen sahen. Prinzessin Anne machte vor allen den längsten Hals, zischte dem alten Zensdorf etwas ins Ohr und hatte darauf die schwesterliche Herablassung, die

Frau Schmidt dafür zu embrassiren und ihr zur Bekehrung ihres Mannes von Herzen Glück zu wünschen. Schmidt war genau instruirt, ja alle mögliche Kontenance zu halten; damit die Absicht seiner Gegenwart in dem Auserwähltenchor nicht zu früh errathen werde. Er war nicht im Stande, die Menge Menschen zu überzählen, welche er vorfand. Das konnte er aber beim ersten Blick berechnen, daß wenigstens dreiviertel derselben Weiber wären. Adolf hatte dis gleich vorhergesagt und auch wohl hinzugesetzt, daß die ganze Auserwähltenschaar aus lauter Weibern bestehe. Der alte Geheimerath Zeusdorf war als Heiligenobrist allein dadurch ausgezeichnet, daß er dicht neben der Prinzeß Generalin sas. Alle übrigen sassen ohne Unterschied des Standes und Geschlechts durch einander her. Schmidt zählte sechs Geistliche aus der Stadt, welche darunter waren. Alle erschienen sie in ihrem Ornat. Neben dem einen von selbigen sas ein Schornsteinfeger, auch in seinem Ornat. Verschiedene fürstliche Räthe und Bediente waren gleichfalls da. Nicht wenig stutzte aber Schmidt, als er auf einer der Hinterbanken auch eine von Ulrikens Hofdamen erblickte, die über seinen Anblick noch mehr, als er über den ihrigen, zu stutzen schien.

Sie

Sie suchte sich sorgfältig vor ihm zu verbergen; er überzeugte sich aber unstreitig davon, daß sie es sei. Uebrigens befanden sich Leute aus allen Ständen daselbst; sogar waren einige Bauerweiber aus dem Dorfe da, wo der alte Zensdorf sein Gut hatte. Lustig war es, zu sehen, wie auch verschiedene Perückenmacher, ihre Puderbeutel unter dem Arm, und einige Barbierer, den Scheerbeutel auf dem Schos, da sassen. Der alten Matronen waren weit mehr, als der jüngern; und von den sämtlichen Fisch- Kraut- und Butterweibern der Stadt fehlte auch nicht eine einzige. Kurz vorher, ehe die Erbauung anhub, wurden Schmidten die dabei gewöhnlichen Gesang- Gebet- und Andachtbücher überreicht und geschenkt, und Prinzessin Anne schrieb in jedem derselben ihren Nahmen auf das erste Blat und Zensdorf den seinigen auf das hinterste Blat. — —

Einige Lieder, die von Blut und Wunden, Seitenhöhle und Nägelmahlen wimmelten, in denen aber übrigens nicht der geringste gesunde Menschenverstand war, machten den Anfang der gottseligen Unterhaltung. Der alte Zensdorf machte dabei den Kantor, und zwischen jedem Liede ward knieend und still gebetet. Die Prinzessin Anne gab zum Anheben und Aufhören

Digitized by Google

mit Beten durch ihr eignes Niederfallen und Wiederaufstehen das Signal. Sie selbst las alsdann zuförderst etwas aus Jakob Böhmen vor; worauf wieder gesungen ward. Hernach trat der alte Zensdorf hin und las an einem Pult eine eigene Ausarbeitung her; die dismal von der wunderbaren Direktion Gottes handelte, daß grade zu einem Zeitpunkt, wo der Same des Unglaubens recht unter öffentlicher Autorität ausgestreut werde, das Häuflein der Auserwählten so einträchtig bei einander sein müsse. Am Ende derselben ermunterte er die Kinder Gottes, ihre Beilage ja zu bewahren bis ans Ende; und wenn sie auch darüber sollten leiden müssen. Hierauf folgte abermals ein Singsang. Sodann kniete ein Stadtgeistlicher hin und betete ein Gebet aus dem Herzen, worin er Gott über die so unaussprechlichschnelle Vermehrung seiner wahren Kirche in diesem ihm geweihten Saale pries, ihm die nunmehrige Zahl der Glieder derselben herrechnete und die kühne Bitte in voller Zuversicht an ihn that, daß er das Herz des Erbprinzen so regieren mögte, daß derselbe endlich dennoch, aller listigen Anläufe des Teufels an ihn ungeachtet, zu ihnen sich gesellte. Nun war eine Stille, und man wartete, ob nicht diesem oder jenem der Geist

etwas

Digitized by Google

etwas eingeben werde, das er noch mittheilen müsse. Darauf erhub sich ein Schuster und redete eine halbe Viertelstunde in den Tag hinein, ohne daß Schmidt eigentlich erfahren konnte, was er wollte. Nach diesem fühlte sich ein Fischweib und sodann ein Butterweib begeistert und schüttete sich aus. Jene rasete über die Wiedergeburt und diese über den bevorstehenden jüngsten Tag. Zuletzt ward nochmals gesungen und knieend gebetet. Als Prinzessin Anne sich erhub, machte sie noch bekannt, daß nach einigen Tagen die erste Tochterloge zum Blute Jesu in dem Hause der Frau Wulf, einer Krämerin, eröfnet und von ihr selbst eingeweiht werden sollte, da sie denn hoffe, daß die übrigen eilf auch binnen vier Wochen zu Stande gebracht sein sollten. Beim Auseinandergehen brachte ein Kammerdiener Schmidten die Erlaubnis, der Prinzessin Anne sogleich aufzuwarten.

Schmidt, der die Instruktion hatte, alles zu thun, that auch dis. Die Prinzessin empfing ihn mit einer ganz ausserordentlichen Leutseligkeit, beschenkte ihn reichlich, beseufzte den Unglauben des regierenden Herrn und machte es ihm ganz ausserordentlich zur Pflicht, alles zu thun, was in seinen Kräften sei, um den Erbprinz, wenn er mit ihm allein wäre, auf andre Ge-

Gedanken zu bringen. Schmidt gedachte sich dadurch aus der Sache zu ziehen, daß er ihr erwiderte, wie es ein für allemal bei ihm die Einrichtung sei, daß er nicht eher reden dürfe, bis er gefragt werde, und auch nicht mehr, als worüber er befragt werde. „O, versetzte sie, das wirst du schon zu machen wissen. Jenen Befehl haben dir Menschen nur gegeben; diesen gibt dir Gott durch mich. Du musst Gotte mehr gehorchen, als den Menschen. Fürchte dich nicht vor Menschen; Menschen können dir nur den Leib tödten. Gott aber kann dir Leib und Seele verderben bis in die unterste Hölle. Und das geschieht dir nun auch, wenn du des Herrn Willen weisst und nicht thust. Dein Leib und Seele fahren in die unterste Hölle, wenn du nicht den Prinz zu bekehren suchst. Thust du dis aber, so wird dein Lohn gros sein, und du wirst ein Kind des Allerhöchsten sein. Denke nicht, lieber Schmidt, daß du nur ein armer Lakei seist. Sieh, das Verachtete vor der Welt hat Gott erwählt. Seine Kraft wird in die Schwachen mächtig sein. Gott macht es immer so, daß er die grösten Handlungen durch geringe Leute bewirkt; damit man recht sehen möge, daß er es sei, der sie bewirkt. Denke an die Apostel, welche so viel Fürsten und Könige bekehrt haben; waren

waren sie nicht Leute aus den niedrigsten Ständen? Also habe guten Muth! Es hat schon mancher Lakei mit grossen Herren machen können, wie er gewollt hat, und — dabei war Gott immer mit im Spiel. Ich verspreche dir nach meinem Tode auch ein ansehnliches Legat. Geh nun nach Hause und bete den ganzen Tag; denn mit Gebet musst du die grosse Sache anfangen. Und dann komm morgen wieder und sag mir, wie dir nach dem Beten sei. Alsdann will ich dir mancherlei Einschläge geben, wie du die Sache anzufangen habest. Ich will unterdessen auch beten ohne Unterlas, damit mir der Geist dazu Weisheit schenke."

Schmidt war froh, daß er von ihr kam. Es war ihm bei dem Gerede so angst und so brühwarm geworden, daß ihm der Schweis vor der Stirn stand. Prinzessin Anne hatte dis bemerkt und daraus geschlossen, daß Gott ihr Gnade dazu gegeben, sein Herz zu bewegen, weil der Geist bei ihm allbereits auf den Schweis getrieben. — Schmidt ging, statt nach Hause, nach Hofe, meldete sich und musste dem Fürsten in Rothens Gegenwart sogleich alles ausführlich erzählen. Adolf erstaunte, und erstaunte immer mehr, je länger er zuhörte. Bei der Menge

der

der Frömmlinge fing sein Erstaunen an; bei Nennung der vornehmern unter selbigen wuchs es; bei den Sticheleien auf ihn in Zensdorfs Abhandlung und bei dem Gebet des Geistlichen des Erbprinzen wegen wuchs es noch mehr; bei Erwähnung der Hofdame ward es übergros; und bei dem referirten unsinnigen Auftrage der alten Prinzessin an Schmidt sprang es beinahe über. — —

Adolf. (zu Schmidt.) Nun, es ist gut; ich danke euch für eure Treue gegen mich. (zu Rothen hernach, als Schmidt fort war, auf die Erde stampfend.) Blutige Nasen soll es eher nach einigen Tagen geben, als eine Loge zum Blute Jesu! — — Rothe, was sagen Sie nun? Kann man sich auch wohl etwas so toll vorstellen, wie es wirklich oft geschieht? Wahrlich, es hat mich zum Theil geahndet, und ich habe es Ihnen vorhergesagt; aber eine so entsetzliche Unbesonnenheit und Dummdreistigkeit gegen einen meiner Lakeien hätte ich der alten Betschwester doch nicht zugetrauet. Und der alte Zensdorf — — — das ist die Rache für die Unterredung! Was für ein alter, braver, wackerer Diener er mir war! Hilf Himmel, was für ein Satan ist doch der blinde Religionseifer, wenn er den Leuten in die Köpfe fährt! Ich glaube, dieser

Mann,

Mann, der sich sonst für meine Ehre aufgeopfert hätte, könnte sich jetzt für die misverstandene Ehre Gottes gegen mich vergehen . . . Und der betende Geistliche — — — im Ernst, der Mensch muß verrückt sein. Und das Hofdämchen — — — ha, wie soll das heute noch springen! Sehen Sie nun wohl auch die Anlage durch, welche durch dieses gemacht worden sein mag? Rothe, mir fällt hier etwas schwer aufs Herz — Sie sind mein bester Freund, ich will es Ihnen vertrauen. Meine Gemahlin kommt mir seit kurzem stiller vor, als sonst. Ich habe kein Arg darauf gehabt, aber nun fällt mir's auf. Ich habe sie seit einigen Tagen immer lesend gefunden und nicht darauf geachtet; nun ist mir auch dis mit einem male verdächtig. Wenn das so der Plan wäre, durch Schmidt den Prinz, und durch die Hofdame seine Mutter mir zu verführen! Und wahr und wahrhaftig er ist's! Je toller, kann man wohl hier sagen, desto wahrer. Leute von der Art glauben alles; Leute von der Art wagen alles. Eben darum, weil sie alles glauben, ist ihnen oder vielmehr in ihren Augen, auch alles möglich. Sie gehen einmal von der Ueberzeugung aus, daß sie zur Ehre Gottes handeln, und so mag es Edelmuth oder Frevel sein, was sie vorhaben, so heften sie sich

Digitized by Google

fest daran. Unglücklicher Weise greifen sie noch obendrein zum Gebet, bringen dadurch ihr Blut in heftigere Wallung, gehen nun blindzu auf Vollbringung aus und — vollbringen wirklich durch ihren Enthusiasmus oft Dinge, von denen sich ein stillgesetzter und ruhigdenkender Mann nichts hätte träumen lassen. —— (wie vor sich.) Ulrike, du bist ein vortreffliches Weib, — ja bei Gott das bist du! Aber du bist auch weichmüthig, empfindsam, warm, wie die edlern Weiber alle sind. Deine Religiosität kenne ich; allein deine Einbildungskraft kenne ich auch. Wenn es möglich wäre! Wenn es möglich wäre! (wieder an Rothen sich wendend.) Hofrath, Biedermann — das wäre ein Druck an meinem Leben! Das hielte ich nicht aus. Verruchter, verdammter hätten die Andächtler, welche ich für so dumm hielt, ihre Sachen nicht anfangen können. (wieder vor sich.) Doch, ich kenne ja auch die Macht, welche ich über sie habe, und die mir ihr edles Herz selbst so freiwillig zugestanden hat. Hat sie mir nicht gestern unter der Laube davon noch Beweise genug gegeben? Wenn also auch wirklich in ihrer Seele etwas wäre, das sie vor mir verborgen hielte: so wird es mir doch nicht schwer fallen, sie dahin zu bringen, daß sie es mir entdecke; und wenn auch

wirk-

wirklich schon irgend eine von jenen schwärmerischen Ideen ihr wichtig geworden wäre: so wird es mir ebenso wenig schwer werden, dieselbe wieder zu entkräften und durch die reine Vernunft in ihrer vollen Unrichtigkeit darzustellen. Aber welch ein Glück, daß ich noch so ganz zu Anfang gleich dazwischen kommen kann! — — Rothe, aber es ist doch erstaunendviel, daß solcher offenbarer Unsinn in so kurzer Zeit so um sich greifen kann und in meinem Lande noch gleich so viel Liebhaber findet. Ist das die Nation, zu deren Aufklärung ich zwanzig Jahre hindurch so viel that? Ich dachte, wie weit ich damit gekommen wäre; wie weit bin ich denn eigentlich nun? O wie mich das verdrießt und schmerzt! Wahrlich, es ist Wahrheit — **die Menschen lieben die Finsternis mehr, als das Licht.** Aber was ist's — **meine Priester sind Schuld daran.** Sie sollen eigentlich die Aufklärer sein; aber sie widersetzen sich lieber jeder Aufklärung, die vorwaltet. Was mich das ärgert, Rothe, was mich das nun ärgert, daß ich vor zwanzig Jahren nicht gedacht habe, wie heute! Ich bin zu säuberlich mit den Knaben umgegangen. Es kommt aus dem zu leise gehen bei der Sache fürwahr nichts heraus. Aber nun soll mir auch Gott helfen, daß sie anders werden, und ich will

Digitized by Google

kurz Federlesen mit ihnen machen. Der alte Pabst soll mir nicht länger dabei zuwider sein, oder er ist der erste, der sich empfiehlt. — Was zu thun mit der ganzen Pietisterei? Ernst muß gebraucht werden, das sehe ich. Und was ich thun will, muß bald geschehn. Ich will darüber kurz mit mir selbst zu Werke gehn. Lassen Sie mich allein."

Adolf war kaum eine halbe Stunde allein gewesen, als ihm plötzlich der Tod des Generalsuperintendenten gemeldet ward. Zensdorf hatte eigentlich denselben beschleunigt. Dieser hatte den alten Mann durch seine Erzählung von bevorstehender Abschaffung der Ohrenbeichte, die er ihm spornstreichs gemacht, gleich beim Eintritt zu ihm so heftig alterirt, daß selbiger auf der Stelle den Schwindel bekommen hatte. Nachher hatte er ihn durch Mittheilung seines ganzen gehabten Gesprächs mit dem Fürsten wieder in eine seinen Jahren ganz ungewöhnliche Rage gebracht; daß also der alte Mann von einer äusserstен Erschütterung zur andern, von einer gänzlichen Herabspannung zu einer ihm unerträglichen Hinaufspannung aller seiner Seelenkräfte, und zwar nicht schrittweise fortgeschlichen, sondern sprungweise

weise übergeschnellt worden war. In dieser letztern Situation ward er von Zensdorf sitzen gelassen, rief seinen Famulus, diktirte ihm eine Vertheidigung der Ohrenbeichte, strengte sich dabei viel Stunden hinter einander über seine Kräfte an, erschöpfte sich und — schlief ein, ohne wieder aufzuwachen. In der ganzen Stadt verbreitete sich sogleich mit der Nachricht von seinem Tode auch eine Erzählung dieser Umstände; die aber allerdings, wie alle Erzählungen, verschieden cirkulirte; so, daß einige behaupteten, der Generalsuperintendent sei an der Ohrenbeichte gestorben, und andre wieder, er sei am Beichtgelde gestorben. Adolf, als er hörte, daß er todt sei, sprach: Es war ein alter Mann — Gott habe ihn selig!

Hatte der Fürst in der halben Stunde vorher seinen Plan schon halb entworfen gehabt, so war er nun auf der Stelle ganz damit fertig. Der Kabinetsprediger ward sogleich gerufen, und Adolf ernannte ihn zum neuen Generalsuperintendenten. Dieser Mann gehörte zu den Edelsten seines Ordens und machte seinem Stande wahre Ehre. Er war nicht nur ein sehr edeldenkender Mann, ein vortreflicher Moralist in Lehre und — Leben; sondern er hatte auch die ausgebreiteteste theologische Lektüre, und — was

noch mehr war — hatte auf derselben sein eigenes freies Forschen und Nachdenken erbauet. Dis war freilich nur das Einzige, was ihn von vielen andern übrigens auch recht gelehrten und braven Generalsuperintendenten unterschied; aber es machte ihn dennoch zu einem ganz unendlich von ihnen verschiedenen Mann. Er hatte alles gelesen, geprüft, benutzt; allein man konnte mit Recht von ihm sagen, daß seine ganze eigentliche Religion seineigen, selbstgedacht, selbstgebaut, selbstvollendet war. Unter allen Gedanken, welche dazu gehörten, war kein einziger, der etwa so blos unter den übrigen mitdurchliefe. Alle, so viel ihrer waren, hatte er sie wenigstens tausendmal eingeschmelzt und so lange davon geschmelzt und geschieden, bis das pure, lautere Gold davon übrig geblieben war. Einige noch ganz besondre Eigenschaften machten ihn zu einem der ausgezeichnetesten Geistlichen seines Zeitalters. Er verband nehmlich mit der Wahrheitsliebe die Bescheidenheit, mit der Freiheit im Denken die Behutsamkeit im Reden, mit dem unauslöschlichen Has gegen Aberglauben und Vorurtheil die Schonung des Volks, und mit ächter Religiosität den Hof. Es gewährte ein sehr reines menschliches Vergnügen, wenn man sich mit ihm über einen Gegenstand

Digitized by Google

des Glaubens und der Theologie unterredete. Jenen pflegte er den Kern der Theologie und diese die Schale des Glaubens zu nennen. So, wie er darüber zu reden anfing, war es nicht anders, als ginge für die, welche ihn hörten, ein Licht um sie her auf; aber es war kein urplötzlich daherblitzender, blendender Lichtstrom, sondern ein sanfter, angenehmer Lichtstrahl, der funkenmässig auffprühte und allgemach flammigter ward, dem Auge aber bis ans Ende erträglich blieb. Und so, wie er aufhörte zu reden, war es, als wenn alle seine Zuhörer sagen wollten — nun ist's Tag! Er war ein Ausländer, hatte mit Rothen zugleich studirt und war von diesem an Adolf empfohlen worden. Adolf wußte gleich nach der ersten Entrevüe, wen er an ihm habe, und designirte ihn auf der Stelle im Herzen zum Nachfolger des alten Generalsuperintendenten. Der Mann war jetzt so bescheiden, daß er die Stelle nicht annehmen wollte; Adolf aber drang in ihn, daß er sie annehmen mußte und unterredete sich mit ihm über die vorhabenden Reformen über vier Stunden. Keinen zu ihm sich besser schickenden Sachverständigen hätte er dabei finden können, als ihn. Er goß keineswegs sein Oel noch in Adolfs Feuer, sondern wußte dasselbe durch seine reine Vernunft und

durch schnelle Uebersicht der gesamten Folgen jedes wichtigen Schritts in mässiger Glut zu halten, und zu verhindern, daß es hohe verzehrende Flamme schlüge. In Ansehung des so um sich greifenden Pietismus aber fand Adolfs ganzer starker Plan seinen Beifall. Thauwasser, sprach er, das sich allmählich auf dem Erdboden sammelt, läßt man sich selbst einziehen, oder leitet es sacht ab; aber — einem wilden daherbrausenden Strom muß man Damm und Wall und alle Art von Gewalt entgegenstellen, ehe er das ganze Land ersäuft.

Adolf. (zu Rothen, weit ruhiger, als vorher.) Nun habe ich den gefunden, den ich suchte. Nun soll's vorwärts gehen. — Rothe, es ist ganz unendlichviel daran gelegen, wenn Aufklärung in einem Lande Platz finden und sich verbreiten soll, daß der erste Geistliche in selbigem ein selbstdenkender Kopf sei. So hat er nicht nur nichts dagegen, wenn der Fürst auf nützliche Reformen fällt, sondern er fühlt die Nothwendigkeit derselben noch eher, als der Fürst, und bringt diesen auf sie. Er, der die Sache freilich besser verstehen muß, entwirft alsdann die Plane dazu, und so werden die Plane vollkommener, ausführbarer, zweckerei-

reichender. Die Geistlichkeit, deren Vorgesetzter er einmal ist, schmiegt sich dann besser unter die klügern Neuerungen, und wird durch sein Ansehn und durch sein Beispiel doppelt aufgefordert, auch ihrerseits zur Beförderung derselben alles beizutragen; dahingegen sie sich Mann für Mann dagegenstellen, und das Volk zusammenpoltern, wenn ihr Ephorus ein Mann ist, der mit ihnen zugleich für jedes alte kirchliche Herkommen eifert. Unter diesem darf sich nicht einmal ein subordinirter Geistlicher es merken lassen, wenn er ja klüger dächte, als er. Gleich sind sonst in der ephorischen Seele Neid, Eifersucht und Verfolgungsgeist rege, die sich unter dem Mäntel des Eifers für die Reinigkeit der Lehre verbergen, wie der Scharfrichter, ehe er zu köpfen beginnt. Ein aufgeklärter erster Geistlicher hingegen schämt sich seiner unaufgeklärten Mitbrüder und Mitarbeiter am Wort, und benutzt jede Gelegenheit, sein Licht auch ihnen mitzutheilen und dadurch noch allgemeinwohlthätiger zu machen. Wenn dann die Geistlichen eines Landes sammt und sonders, oder doch grösstentheils auf der Kanzel etwas kluges reden: so hört das Volk etwas kluges und wird dadurch auch klüger. Sie bereiten alsdann das Volk unvermerkt zu nützlichen Reformen vor;

und erleichtern dem Fürsten, der aufklären will, seine Arbeit unaussprechlich; da im Gegentheil sie es dem Fürsten platterdings unmöglich machen, irgend eine derselben wunschmässig durchzusetzen. Und dis beruht denn alles nur auf dem einzigen Umstande, ob der erste Geistliche ein Selbstdenker oder Nachbeter, ein Mann mit oder ohne Kopf ist. Sehen Sie ringsum uns alle Länder an; wie der Superintendent in selbigen: so das Sistem, so die Religion, so die Liturgie, so die Schulen. Mit den alten Ephoren, Inspektoren und Superintendenten ist selten etwas anzufangen. Als sie studirten, da war noch keine Aufklärung in der Religion. Sie haben also all das alte Wesen so gelernt, wie es damals gelehrt ward, und haben's hernach eine lange Reihe von Jahren hindurch ebenso wieder gelehrt, wie sie es gelernt hatten. Nun glauben sie es ihrer eignen Ehre schuldig zu sein, dabei beharren und es im Ansehen der Wahrheit erhalten zu müssen. Was in aller Welt wäre das für eine Demüthigung für eine Hochwürdige Magnificenz von sechzig oder siebenzig Jahren, wenn sie hintreten und eingestehen sollte, daß das, was sie ein Drittel- oder Halbjahrhundert hindurch mit so vieler Zuversicht und mit so sichtbarer Erbauung dem Volke vorgetragen, unbestimmt,

stimmt, unerwiesen, überall falsch und unnüz gewesen sei? Ist dis auch wohl eine Zumuthung, welche man so infalliblen Männern thun sollte? Ein alter Hauptpastor und Superintendent, der nun bald seine Schuhe und Strümpfe auf ewig weglegen wird, soll von jungen Leuten noch etwas lernen, die noch in den Kinderschuhen liefen, als er schon lange im Amte war; soll von ihnen sich eines bessern überzeugen lassen und zu ihnen sagen, ihr habt Recht, ihr versteht euch besser auf die Religion, als ich? Scherz bei Seite, lieber Rothe; man weiß es ja, wie es durchgängig schwer hält, daß die Alten von ihren einmal angenommenen und so lange gehegten Meinungen, Moden, Denk- und Vorstellungsarten abgehen sollen; und am allerschwersten hält dis bei den mehrsten alten Theologen. Ihre alten Moden und Meinungen hangen einmal alle zu fest zusammen; wenn ein Artikel ihres Sistems wankt, wanken immer fünf, sechs andre mit. Mithin sind sie auch wider die allergeringste Veränderung und Reform. Die vorbereitenden Ideen fehlen ihnen auch; ihre ganze Seele müßte gleichsam einen neuen Gang einschlagen und ganz von vornan wieder anfangen zu denken. Wie kann man dis von ihnen verlangen? oder vielmehr,

wie kann man von Leuten verlangen, daß sie auf ihre alte Tage noch anfangen sollen, zu denken, die noch nie gedacht haben? Denn wahrhaftig, die Alten haben doch gröstentheils nicht gedacht, sondern nur nachgesprochen. Das Denken war ja schier Sünde bei ihnen; das arme Dienstmädchen, die Vernunft, durfte ja nicht ein Wörtchen dagegen mukken, was die gnädige Frau, der Glaube, einmal befohlen haben sollte. Die Alten dachten nach — das heißt, sie dachten ebenso wieder, und nach, was ihre Väter ihnen vorgedacht hatten; das wahre Nachdenken aber ist dis, daß man untersucht, ob die Väter recht gedacht hatten, wie sie dachten. Ein gewisses heiliges Vorurtheil war allerdings schon allein im Stande, dis edlere Nachdenken zu verdrängen und zu unterdrücken. Ich glaube in der That, daß es menschliche Seelen gibt, die jeden Zweifel, jede bloße weitere Nachfrage, ob das auch so wahr sei, was man sie von Kindheit an zu glauben gelehrt hat; für unchristlich und sündlich halten. Man hörte z. E. daß man sich auf die Bibel berufe — und so legte man sich gleich die Hand auf den Mund. Niemand setzt dem Ansehen der Bibel selbst die Schranken, welche selbiges doch einmal haben muß, weil alles seine Schran-

Schranken hat; ja man prüfte nicht einmal, ob man sich auch mit Recht auf die Bibel berief, und ob das darin wirklich befindlich sei, was man in ihr zu finden glaube. Trägheit und Faulheit hinderten aber das edlere Nachdenken gewis noch weit mehr, als es durch jenes heilige Vorurtheil gehindert ward, hinter welchem man sich oft nur verbarg. Und dis ist noch der gewöhnliche Fall. Mit jenem Nachdenken oder blos Ebensodenken, wie andre gedacht haben, ist man gleich fertig und hat weiter keine Beschwerde davon; das edlere Nachdenken aber, das wahre Nachdenken ist eine saure Arbeit, erfordert viel Anstrengung des Geistes, und läßt wenig Zeit übrig zu Gastereien, Picknicks und Kränzchen. Das behagt denn nun den wenigsten Geistlichen, und noch weniger ihren Ephoren. Diese halten allzuoft ihre überstandenen Schul- und Universitätsjahre nur für diejenigen, in welchen es ihnen Pflicht war, zu studiren, und betrachten ihre Amtsjahre als die, in welchen sie blos genieſſen und die Früchte ihrer erlangten Studien bestens einsammlen und gemächlichst verzehren sollen. Thue ich ihnen unrecht, so will ich's ihnen öffentlich abbitten; aber betrachten Sie sie nur einmal der Reihe nach . . . Aus Faulheit sind sie oft blos gegen

alle

alle Reformen in der Religion; sie denken, sie mögten sich den Kopf dabei zerbrechen; sie wollen nicht arbeiten, und doch sind sie allerdings die, welche dabei am meisten arbeiten müssten; so lassen sie lieber alles fein bei dem Alten. Dennoch begehen sie den Widerspruch und behaupten auf der andern Seite ihr Recht, allein uns reformiren zu dürfen. Wenn auch unter den subordinirten Geistlichen hier und da noch ein rühriger Mann ist, der die Mängel der Kirche durchsieht und nur den gröbsten und auffallendsten ganz so vor sich und ohne alles Geräusch abhelfen will: so soll er für seinen bessern Verstand und Willen einen Wischer verdient haben; weil er in die Gerechtsame des Superintendenten und der Konsistorien einen respektwidrigen Eingrif gethan. Er soll warten, bis diese unter öffentlicher Autorität die Reformen selbst treffen; und doch fällt es ihnen nie ein, Hand daran zu legen. . . . Rothe, läßt sich etwas ärgers von ephoral- und konsistorialdespotismus denken? Hierüber habe ich mich mit dem alten Pabst, Gott habe ihn selig! mehr als zehnmal überworfen. Ich konnte ihn nicht dahin bringen, daß auch nur die Liturgie würdiger, für unser Zeitalter schicklicher, dem Geiste des Christenthums angemessener und deutscher eingerichtet

richtet würde. Es sollte immer geschehn und geschah nicht. Dessen ungeachtet las er einigen jungen Geistlichen, die die Unschicklichkeiten, Unchristlichkeiten und Undeutschheiten in den gewöhnlichen Formularen der Agende fühlten und milderten, über jedes ausgelassene oder abgeänderte Wort im Konsistorium den Leviten, und der ewige Mediusterminus, aus dem er den Leviten las, war der, daß kein subordinirter Geistlicher dergleichen Auslassungen und Abänderungen eigenmächtig unternehmen dürfe. Nicht einmal die ganz erbärmlichen eingeführten Kollekten, deren Verfasser doch selbst öffentlich bekennen, daß sie nur für die einfältigen Pfarrer gemacht wären, durften gegen klügere vertauscht werden. Das komme ihm nur zu, behauptete er, andre Kollekten zu machen, und — doch machte er keine andre. In dem Kirchengebet präsentirte er dem Weltschöpfer, vor dem ich, meine Gemahlin und mein Sohn drei Johanniswürmer unter den übrigen nicht leuchtenden Würmern sind, alles meines Gegenredens ungeachtet drei Durchlauchtigkeiten. Mancher kluge und fromme Geistliche, der sich besser auf's Gebet verstand, ließ dies fade Cerimoniel weg; aber die Wischereien und Konsistorialnasen darüber hatten nicht

eher

eher ein Ende, bis ich mit eigner Hand das dreifache Durchlaucht ausstrich. Ich bin sehr für Subordination; sie ist die wahre Stütze der Ordnung in allen Ständen. Aber sie kann nicht Statt finden, wenn die Vorgesetzten nicht auch auf ihrer Seite ihre Inspektion gehörig verrichten. Dieser ihr erster, wesentlicher Bestandtheil ist aber dis, daß man solche Verfügungen von Zeit zu Zeit treffe, daß die Subordinirten nicht gezwungen werden, gegen die Subordination zu handeln. Wo keine solche vollkommene Inspektion ist, da kann man auch keine vollkommene Subordination fordern. Allerdings sollte kein untergeordneter Geistlicher eigenmächtig Abänderungen und Reformen treffen; sondern das Konsistorium sollte dis nur thun. Aber wenn nun das Konsistorium dieses nicht thut und auch die allernothwendigsten Abänderungen nicht macht, wie soll sich der aufgeklärtere, edlere subordinirte Geistliche verhalten? Soll er bei allem seinen Gefühl, daß er Unsinn spricht, bei allen Erfahrungen, daß dadurch die Religion in den Augen vieler Menschen nicht nur weniger ehrwürdig, sondern sogar lächerlich werde, dennoch aus Subordination blos fortfahren, den Unsinn zu sprechen

und

Digitized by Google

und die Religion dadurch noch immer kraftloser, verspotteter und lächerlicher zu machen? Die Aufklärung hat einmal um sich gegriffen; es ist unmöglich, daß der Geistliche verlangen könne, daß man während seiner Amtshandlungen auf diese Verzicht thun und sich in die Unwissenheit und Barbarei des vergangenen Zeitalters, in welchem Agende und Formulare fabricirt wurden, zurückstimmen soll. Mithin muß er entweder seine Amtshandlungen dem Geiste unserer aufgeklärten Zeiten gemäs einrichten, oder er muß sich's gefallen lassen, daß, wenn er tauft, trauet u. s. w., die Leute dabei stehen und Gesichter schneiden, die Nasen rümpfen, die Köpfe schütteln, die Achseln zucken, spötteln, lächeln u. s. w. Da werden nun seine heilige Amtshandlungen wahrhaftige Gaukelei, und da stiftet die Religion einen saubern Segen. Muß ihn also sein Gewissen nicht zwingen, Abänderungen zu machen, wo sie schlechterdings nothwendig sind und die Konsistorien sie nicht machen? — Woher aber die Saumseligkeit, die Ungeneigtheit der Konsistorien, Reformen zu bewirken? — Abgerechnet den Fall, daß Fürst und Konsistorium nicht einerlei Religion sind — liegt nicht die Schuld davon allein an den ersten Geistlichen, welche Mitglieder der Konsistorien sind, und deren

Digitized by Google

ren Meinung die weltlichen Mitglieder derselben in Religionssachen nur beizupflichten pflegen? Sind jene nun unbiegsame Anhänger des alten, blos darum, weil es alt ist, wie kann man von diesen erwarten, daß sie nicht um so mehr ihnen beistimmen werden, da sie als Juristen überhaupt schon gewohnt sind, alte Vorschriften, Verordnungen und Gesetze für unverletzlich zu halten, und in ihrem Fache so selten Neuerungen und Verbesserungen eintreten sehen! Durchgängig werden Sie finden, daß die mehrsten Juristen an sich schon in Religionssachen auf der Seite der alten Orthodoxen sind! Zu der Ursache davon, welche ich eben angegeben habe, kömmt auch dis noch, daß die wenigsten von ihnen sich den Kopf durch philosophische Studien erhellen. Sie lernen und treiben ihren juristischen Schlendrian und halten diesen für wundervollkommen und unverbesserlich; und so sind sie auch sehr dafür, daß es in Religionssachen bei dem theologischen Schlendrian bleibe. Wäre der erste Geistliche ein aufgeklärter Mann: so könnte er ihnen die Köpfe zurechtsetzen; aber da liegt der Fehler — und darum ist an keine wichtigere Schritte in Religionsverbesserungen in einem Lande so lange zu denken, als jenes nicht der Fall ist. — Ich will ja sehr gern zugeben,

Digitized by Google

ben, daß mancher alte Obersigeistliche sich gegen alle Veränderungen aus einer wirklichen Art von Ueberzeugung auflehne, die er durch Routüne erlangt hat. Nachdem er nehmlich nun ein halbes Jahrhundert hindurch so gedacht, geglaubt und gelehrt hat, wie er denkt, glaubt und lehrt; so kommt es ihm völlig so vor, als wenn dis alles so wahr, und allein nur wahr und recht wäre, und er erblickt jeden auf dem Wege zum ewigen Verderben, der nun anders denken, glauben und lehren will, als er. Dieser Glaube aus Routüne macht ihn alsdann zu einem Eiferer aus Gewissenhaftigkeit gegen alle Reformen. Er ist im Stande, sich deshalb Glück zu wünschen, daß er auch die geringste Reform verhindern kann, und betrachtet sich mit einer recht lebendigen Ueberzeugung für die stärkste Stütze, auf welcher die christliche in seinem Lande ruhet. Aber was ist alle Gewissenhaftigkeit nütze, wenn man bei ihr ein Thor ist? Wird das Gute einmal verhindert, so mag es aus Stolz, oder aus Faulheit, oder aus Glaubensroutüne verhindert werden — genug es ist verhindert, es ist verlohren für ein ganzes Volk und für eine ganze Generation . . . Ich will nicht weiter untersuchen, aus welcher von diesen drei Ursachen vor-

züglich mein alter Generalsuperintendent jeder kirchlichen Reform entgegen war. Es kann sein, daß er auch gedacht hat, daß er die Hauptstütze der Kirche in diesem Lande sei, und daß diese bei seinem Tode knacken werde; ich habe aber keinen Knack gehört. Niemand kann ihm herzlicher die ewige Ruhe gönnen, als ich."

Noch an demselben Tage bekam die Hofdame, welche eine Fünfwundenschwester war, den Abschied. Ihre Entlassung geschah ohne alles Geräusch, und folgte unmittelbar auf eine lange geheime Unterredung Adolfs mit Ulriken. Von dem Inhalt der letztern ward nichts weiter bekannt, als daß der Fürst selbst aus dem Zimmer seiner Gemahlin einen Arm voll Bücher nach dem seinigen herübergetragen und ihr eine Reise ins Bad in Gesellschaft Theodors und Rothens vorgeschlagen habe, die sie auch Tags drauf sogleich antrat.

Kaum war Ulrike zum Thore hinaus, so nahmen Adolfs Proceduren gegen den pestmässig um sich greifenden Pietismus den Anfang. Der Frau Wulf ward zuförderst bei tausend Thaler Strafe untersagt, die neue Loge zum Blute Jesu in ihrem Hause errichten zu lassen. Hierauf musste der erste Geheimerath zur Prinzessin Anne gehen und ihr bekannt machen, daß der regierende

Digitized by Google

rende Landesherr zwar nie etwas dagegen habe, ob sie in ihrem Palais mit ihren Leuten täglich drei oder dreiundzwanzig Betstunden halte; daß er aber mit äusserstem Unwillen vernommen, wie sie einen grossen Theil seiner Bürgerschaft aus allen Ständen und sogar viele von seiner Dienerschaft dabei an sich gezogen und daß dis schlechterdings hiemit ein Ende haben solle; daß er ihr also die Wahl lasse, ob sie selbst ihr Haus allen denen, welche nicht in dasselbe gehörten, während der Erbauungsstunden verschliessen wolle, oder ob er auf jede erforderliche Art die Leute davon abhalten lassen müsse. Prinzessin Anne, als sie diese widrige Zeitung vernahm, ward von allen Furien der Bigotterie und der Schwärmerei ergriffen. Sie tobte heftig und sagte unter andern, daß sie so etwas in ihrem Leben nicht gehört habe, daß man die Leute in den Uebungen der Religion und der Gottseligkeit stören wolle; daß der Fürst froh sein solle, daß sich bei dem immer mehr Ueberhand nehmenden Unglauben noch ein so zahlreicher Hause von ächten Christen auf dem alleinwahren Grunde erbaue, von welchem Jesus Christus der Eckstein sei, und daß sie es sich zum grösten Gewissen machen müsse, irgend einen Menschen, er sei wer er wolle, von ihren Versammlungen abzu-

halten. Sie lieſſe, ſetzte ſie hinzu, dem Fürſten ſagen, er ſolle bedenken, was er thue, und dem heiligen Geiſt nicht widerſtreben; denn wer ihm widerſtrebte, würde über ſich ein ſchweres Urtheil empfangen. Der Geheimerath verſuchte alles mögliche, um ſie dahin zu bringen, ſich in Zeit und Umſtände zu ſchicken; ſie ward aber noch ungeſtümer und entließ ihn mit den Worten — ſeither kamen die Frommen nur zur Hinterthür herein, nun ſollen alle Thüren und Thorwege für ſie offen ſein. Es war, als lächelte Adolf, da er dieſe Antwort in Extenſo vernahm; man ſah es ihm aber an, daß ſein Lächeln Ausdruck des innigſten Unwillens ſei, den er darüber empfand. Der Geheimerath muſſte nochmals zu ihr gehen und ihr deklariren, daß er ſchlechterdings bei der Alternatife, die er ihr geſtellt, beharre, und daß ſie oder er der ganzen Hiſtorie ein Ende machen müſſe; weshalb er ſie bitten laſſe, für ihre Ehre zu ſorgen und das erſtere zu wählen. Kaum aber, daß ſie den Abgeſchickten wieder vor ſich ließ. Daraus wird nichts, erwiederte ſie; der Fürſt denkt wohl, er wolle wie Darius, das Beten verbieten, aber — alle Daniele kehren ſich nicht daran; ich laſſe ihm ſagen, er ſoll fleiſſig den zweiten Pſalm leſen und die erſten fünf Verſe

aus-

Digitized by Google

auswendig lernen. Der Geheimerath unterstand sich kaum, diese Antwort zurückzubringen. Gut, erwiederte der Fürst und schloß sich mit dem gewesenen Kabinetsprediger in seinem Zimmer ein. Nach einigen Tagen hörte man folgendes gedrucktes Patent von allen Kanzeln verlesen werden und las es an allen öffentlichen Oertern der Residenz.

„Adolf, jetztregierender Fürst dieses Landes — allen seinen getreuen Unterthanen Liebe und Segen zuvor!

Daß ich es mit allen meinen Bürgern und Bauern gut meine, darüber kann ich mich vor Gott, vor meinem Volke selbst und vor der ganzen Welt auf meine Handlungen berufen. Aus eben diesem Grunde hatte ich es mir gleich vom Antritt meiner Regierung an zur Pflicht gemacht, allgemeine Toleranz in Religionssachen auszuüben, und keinem, er sei auch, wer er sei, in Glauben und Glaubensübung hinderlich zu werden. Ein Grundsatz, den ich bis auf diesen Tag befolgt habe und auch immer befolgen werde, weil seine Anwendung von den wohlthätigsten Folgen für mein Land gewesen ist. Seit kurzem aber heben Pietismus, Frömmelei und Schwärmerei in meiner Residenz ihr Haupt wieder em-

vor. Nun weiß ich aus den vorigen Zeiten, wie diese fanatischen Ströme die Nation mit Aberglauben, Dummheit und Trägheit einst überschwemmt haben, und bin daher fest entschlossen, wenn vernünftige Vorstellungen nichts helfen, mit voller landesherrlicher Gewalt mich ihnen entgegenzusetzen. Das Unheil, welches sie stiften, ist zu groß, als daß ich dazu schweigen könnte. Ich will gute, arbeitsame Unterthanen haben, und so muß ich auch aufgeklärte Unterthanen haben. Dumme, abergläubige, bigotte Menschen sind schlechte, unmoralische Menschen. — Ich gebe allen meinen Unterthanen zu bedenken, daß sie religiös sein sollen; daß aber das wahre Wesen der Religion nicht darin bestehe, daß man blos singe und bete, den Kopf hangen lasse und unter überspannten Vorstellungen des menschlichen Elends alle menschliche Heiterkeit verliehre und dadurch um nichts desser werde; sondern darin — daß man aus Achtung für Gott alle seine Pflichten treu erfülle, dadurch täglich ein besserer Mensch werde und andern immer mehr Segen stifte; daß man thätig sei zum Guten und darin nicht müde werde, Wittwen und Waisen besuche und sich von der Welt unbe-

befleckt behalte. Dies ist das beste Singen und Beten; wer so betet und singt, der singt und betet noch weit mehr, als die heiligen Fünfwundenleute, denn — er singt und betet ohne Unterlas. Zum übrigen Singen und Beten hat jeder in seinem eignen Hause Platz genug, und zum öffentlichen Beten und Singen sind die Kirchen da, in welchen man vernünftige Erbauung und Erbauung mit Ordnung findet, die aber durch solche Winkelzusammenkünfte den Leuten nur verleidet werden. — Ich gebe ferner allen meinen Unterthanen zu überlegen, daß an dem ganzen Wesen, welches Pietismus, Frömmelei und Schwärmerei treiben, weder etwas wahres, noch etwas gutes, und also überall nichts gesundes sei. Jeder vernünftige Mensch sollte sich doch schämen, sich durch solchen geistlichen Unsinn den Kopf verrücken zu lassen. Hat uns denn Gott darum unsern gesunden Menschenverstand gegeben, daß wir ihn unter den Tisch werfen sollen? Hat er uns dazu die Religion gegeben, daß sie uns verwirrt machen soll? Nur deutliche Begriffe, richtige Bestimmungen und praktische Anwendung der Glaubenswahrheiten sind des Menschen würdig. Aber was empfängt man an deren statt in der Loge zu den heiligen fünf

Wunden Jesu? Nichts als Blümeleien und Spielereien mit Gott und dem Heilande, nichts als einen Schwall von heiligen an sich unbedeutenden Worten, die den Verstand leer lassen, die Fantasie aber um so mehr mit ihren Bildern erhitzen. Die ganze christliche Religion, wie sie da geglaubt wird, ist eine kindische Gaukelei. Statt in die Wunden und Seitenhöle Jesu zu kriechen, wo gar kein Platz für so viel Leute ist, — oder man müsste sich den Leib Jesu so groß und breit vorstellen, wie die Paulskirche in London, — gebe ich meinen Bürgern den Rath, lieber wohlbedächtig die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu zu lesen, und ihm hernach in Thun und Leiden recht ähnlich zu werden — — dis ist das rechte Einkriechen in Wunden und Seitenhöle Jesu, das Einverleibtwerden in Jesum, das Anziehen Jesu, wie die Apostel weit schicklicher sich ausdrücken, die sich doch gewiß besser auf die Sache verstanden, als alle die heiligen Fünfwundeler zusammen. Ich habe alle die Bücher selbst durchgeblättert, welcher sich diese bei ihren Erbauungen bedienen; aber es ist doch auch nicht ein vernünftiges Buch darunter, sondern lauter gedruckte fanatische Nonsense. So wenig wahres an dem ganzen

Fünf-

Fünfwundenwesen, wie es da getrieben wird: so wenig gutes. Auch nicht der geringste Schritt zur Verbesserung des Herzens wird dabei gethan. Die Fünfwundenleute fühlen sich schlecht — um schlecht zu bleiben. Sie trösten sich mit fremder Tugend, statt daß sie selbst tugendhaft werden sollten. Wird aber auch in aller Welt nur eine einzige böse Leidenschaft dadurch in uns ausgerottet, wenn ein anderer alle seine Leidenschaften beherrscht? Diese Fünfwundelei ist also ein wahres Faulbette, worauf grade die gottlosesten Menschen am weichsten liegen. Dabei kann man müssiggehen, Leute betrügen, fressen, saufen und — — und getröstet sich hernach des Tröpfleins kleine, das auch die ganze Welt kann reine, ja gar aus Teufels Rachen frei, los, und ledig machen, Und dies ist auch oft die ganze Sache bei der Frömmelei. Sie ist bei vielen nur Heuchelei und Scheinheiligkeit. Entweder man hat locker gelebt und will nun allen Heiligen die Füsse küssen, wie dis der Fall auch wohl bei mancher gottseligen alten Dame ist; oder man lebt noch locker und will dis mit dem Mantel der Bigotterie bedecken. Und das allerböseste, was das ganze fanatische Wesen stiftet, ist dis, daß die Leute dabei endlich gar

stolz werden, sich wirklich heilig und weit besser dünken, als andre, und im Himmel einmal obenan zu sitzen hoffen; da sie doch weit schlechter sind, als andre, und einmal im Himmel an der Thüre stehen werden, weil sie nur fromm empfindelt und geandächtelt, aber nicht fromm gedacht und gethan haben. — — Ich gebe endlich allen meinen Unterthanen zu beherzigen, daß es ihnen doch wohl daran gelegen sein müsse, in der Welt vorwärts kommen und im bürgerlichen und häuslichen Wohlstande leben zu wollen. Daran ist nun aber bei dem andächtelnden und pietistischen Unwesen gar nicht zu denken. Nicht nur wird der dritte Theil des Tags in den Erbauungsstunden selbst zugebracht, sondern die Leute werden durch diese auch auf die übrigen zwei Drittheile träge, laß und faul gemacht. Alle Kräfte werden herabgespannt — alle Lust zur Handthierung vergeht. Keiner meiner Bürger sollte es auch ohne mein Widerrathen zugeben, daß seine Frau eine Fünfwundenschwester wäre, denn seine ganze Oekonomie geht von Stundan den Krebsgang. Eine Fünfwundenschwester zur Frau haben, oder eine Raffeschwester zur Frau haben, ist einerlei. Beide laufen tagtäglich aus dem Hause, bringen täglich viele Stunden von ihrer Wirth-

Wirthschaft entfernt zu, und thun auch nichts, wenn sie zu Hause sind. Was hilft es dem Manne, wenn er sich's noch so sauer werden läßt, noch so viel arbeitet und erwirbt, wenn er eine Frau hat, die sich um sein Hauswesen wenig oder gar nichts bekümmert, das Erworbene nicht zu rathe hält und alles buntüber gehen läßt? Wie kann dies aber anders sein, wenn sie vom Hause so viel abwesend ist, oder, falls sie auch zu Hause ist, in Jakob Böhmen lieset? Wer soll ihm unterdes die Küche besorgen? Wer über Knechte, Mägde und Arbeitsleute, wenn dergleichen im Hause sind, die Aufsicht führen? Wer seine und seiner Kinder Kleidung und Wäsche berathen? Wer über Reinlichkeit im ganzen Hause wachen? Wer die Kinderaufsicht und Kinderzucht betreiben? Wer, wenn weiblicher Verkehr und Handel, Kauf und Verkauf statt findet, hiezu Hand anlegen? Wer die ganze innere Wirthschaft machen? Ich fürchte mit Recht, daß mancher meiner Bürger die traurigen Folgen von der Fünfwundenschaft seines Weibes schon allenthalben in seinem Hause erblicken werde; und wenn dis auch nicht wäre, so würde er sie noch erblicken. Darum sollen sich alle und jede wohlmeinend von mir rathen lassen, ihre Weiber aus Liebe zu ihren eignen Kindern und

zur

zur Wohlfart ihres eignen Hauses von der Frömmlergesellschaft und Gauklerversammlung abzuhalten. Wäre es nun gar, daß mancher Mann samt seiner Frau zugleich nach derselben hinliefe: so sollen doch meine Bürger um Gottes willen überlegen, was daraus werden soll, wenn die Weiber das Erworbene nicht mehr zu Rathe halten und die Männer auch die Arbeit und den Erwerb versäumen. Kann das Ende solcher Andächtelei und Schwärmerei etwas anders für die meisten alsdann sein, als der Bettelstab? Müssen nicht alle und jede, wer sie auch sind und wie viel sie auch haben mögen, dadurch zurückkommen? Und wenn es schon für ein Weib Schande ist, albern zu sein: ist es nicht dreifache Schande für einen Mann? Wer ein Mann ist, sollte sich doch bluthroth schämen, sich den Kopf voll Fratzen setzen zu lassen und heilige Grimassen zu schneiden. Fürchte Gott, thue Recht, scheue niemand — bete und — arbeite — — so denken Männer, und nur solche Männer erkenne ich für meine Bürger. Die haben Brod und Segen, Glauben und Verstand, Mark im Gehirn und Mark in den Nerven und Knochen, und können Feuer löschen, wenn's brennt, und Frau und Kinder aus den Flammen tragen, und Dämme bauen, wenn Was-

Digitized by Google

Wassersnoth entsteht, und den Teufel austreiben, wo er sich sehen lässt. — — Ich habe noch das Vertrauen zu meinen Unterthanen, daß sie diesen meinen väterlichen Vorstellungen Gehör geben und sich nun selbst zu Ehren des gesunden Menschenverstandes und aus Achtung für die wahre Religion von der Fünfwundenversammlung zurückziehen werden. Allen und jeden aber, die sich hiedurch nicht dazu bewegen lassen wollen, verbiete ich als Fürst hiemit fürs erste nachdrücklichst, selbige fernerhin zu besuchen, und hoffe auch noch von diesen, daß sie es an dem blossen Verbot genug werden sein lassen; widrigenfalls ich mit gröster Schärfe sie zu behandeln und ihre Kopfkrankheit durch die strengsten Mittel kuriren zu lassen mich gezwungen sehen würde. Die Prinzessin Anne Durchlaucht mag mit ihren Leuten so viel Andächtelei treiben, als sie will — das steht ihr frei; aber meinen Leuten und meinen Bürgern soll sie mir nicht die Köpfe verrücken. Gegeben ꝛc. ꝛc.“

Die Publikation dieses Patents machte viel Eindruck. Alle Diener des Fürsten, welche seither dem Annenkind beigewohnt hatten, zogen sich von ihm zurück und die ganze Heiligengesellschaft ward um die Hälfte gesprengt. Prinzessin

Anne

weinte darüber bitterlich, und der alte Zensdorf weinte in ihre Thränen mit. Das Regiment der Frommen sah nun einem Feldregiment ähnlich, das aus der Bataille zurückkommt, bei der es in hitziger Aktion gewesen ist. An öffentliche Rekrutirung war nun nicht zu denken. Man ward also darüber einig, ganz im Stillen zu werben und noch mehr Handgeld zu geben. Hiebei bewies sich besonders die vom Hofe entfernte Hofdame geschäftig, die Anne auf der Stelle in ihre Dienste aufgenommen hatte, weil sie dieselbe als eine Märtirerin betrachtete. Diese ging den ganzen Tag umher, durchstrich besonders die kleinen Winkelgassen und kroch in den elendesten Hütten herum, wo sie für Brod, Kleidungsstücke, Betten, Hausgeräth und baare Münze viel Bekehrungen stiftete. Die Leute in den untersten Ständen wussten, daß ihnen Adolf nichts nehmen könne; Anne aber gab ihnen; folglich fanden sie kein Bedenken, das fürstliche Verbot zu übertreten. Adolf erfuhr dies alles bei guter Zeit. Er freute sich über die Eindrücke, welche sein erstes Patent gemacht hatte und ließ sogleich ein zweites ganz kurzes darauf erfolgen, worin jedermann bei Karrenstrafe untersagt ward, der Fünfwundlergesellschaft im Palais der Prinzessin ferner beizuwohnen. Bei Erscheinung

dessel-

Digitized by Google

desselben zitterte und bebte alles, und die Prinzessin Anne und ihr Kaplan entschlossen sich zu einem dreitägigen Gebet; worauf ihnen der Geist eingab, daß sie sich in die Zeit zu schicken und die Heiligenzusammenkünfte in der Nacht anzustellen hätten. Dies geschah und gab noch zu mehrerm Unfug Anlas. Man hörte bald von Nachtschwärmereien, Lüderlichkeiten und Diebereien. Adolf hatte hierauf nur noch gewartet. Er stellte nun Wachen an allen Eingängen des Palais der Prinzessin, welche den strengsten Befehl hatten, jeden, der in dasselbe eingehen wolle, scharf zu examiniren und keinen einzulassen, als wer in selbiges gehöre. Da war plötzlich der ganzen Fünfwundelei ein Ende gemacht. Die Prinzessin ward über das ihr wiederfahrne Maltraitement so aufgebracht, daß sie auf der Stelle einpackte und die Residenz verließ. Sie zog — zu dem alten Zensdorf auf sein Gut; und als Adolf dis vernahm, sprach er herzlichlachend — das hat sie gut gemacht; es ist besser, daß sie selbst ging, als daß ich sie gehen heissen musste; den alten Zensdorf sollte sie sich nur noch antrauen lassen.

Digitized by Google

Als Ulrike aus dem Bade zurückkam, hatte man des ganzen Heiligenfünfwundenwesens in der Residenz fast schon vergessen. Man bemerkte an ihr, daß sie Rothen jetzt noch höher schätze, als zuvor; woraus viele schliessen wollten, daß selbiger auf Adolfs Befehl unterdessen viel mit ihr über die Sache geredet haben müsse. Sie hatte wieder alle ihre vorige sanfte Heiterkeit und lebte mit ihrem Gemahl in der glücklichsten Harmonie. Adolf pries sein Schicksal und erschrack oft noch im Stillen darüber, wenn er an all das Unheil dachte, welches die Fünfwundergesellschaft für ihn hätte bewirken können. Ein Theil seiner Zeit ward nun dem Aufklärungsgeschäft seines Volks gewidmet, das er mit grösstem Eifer zu betreiben anfing. Täglich war der neue Generalsuperintendent bei ihm und arbeitete mit ihm stundenlang in dieser grossen Sache. Alles ward wohl und reiflich überlegt und durchdacht. Man sah und hörte nichts davon in der ersten Zeit; aber dafür wurden die grössesten Zubereitungen im Stillen zu den wesentlichsten Reformen gemacht. Die Geistlichen, welche die Grundsätze ihres neuen Ephorus kannten, verwunderten sich darüber, daß alles so beim alten bleibe, und wurden dadurch in Unbesorgtheit für die Zukünfte eingewiegt. Es

ging

ging ihnen aber, wie den Leuten auf dem Meere, die sich der vorwaltenden Windstille freuen, ohne den Sturm zu ahnden, der dadurch zubereitet wird. Adolf handelte wie die Natur, die erst unbemerkt alle Vorkehrungen trift und im Verborgenen so lange schaft und veranstaltet, bis die Stunde kommt, in welcher ihre Veranstaltungen fertig und zum Ausbruch reif sind; da denn die unbeobachtenden Menschen, welche nur glauben, daß da gearbeitet werde, was Gewünsch ist, über den Anblick des Geschehenen und Vollbrachten erstaunen und einfältiglich ausrufen — — wie hat das alles so plötzlich vor sich gehen können! Diese denken nehmlich, daß das alles, was die Natur that, in dem Augenblick erst angefangen, bereitet, fortgesetzt und vollendet worden sei, in welchem sie es zu Gesicht bekamen. — —

Rothe hatte gleich nach seiner Zurückkunft eine ausserordentliche Ueberraschung. Fürst Adolf hielt alle lesenswürdige Zeitungen, Wochenschriften und Journale mit, und die Niederlage derselben war in einem besondern Kabinet, wozu jeder von beiden den Schlüssel hatte. Als Rothe zum erstenmal wieder in selbiges eintrat, fand er auf dem gewöhnlichen Lesetisch den neuesten Band von einem gewissen Journal einsam lie-

gen, auf welches viel regierende Herren subskri-
birt hatten. So, wie er es aufschlug, erblickte
er gleich vornan seine Volksseufzer um das An-
denken der Fürsten an ihren Tod, welche er vor
einiger Zeit auf dem Landhause, wo er mit Theo-
rien war, niedergeschrieben hatte, unter der
Ueberschrift — Heilsames Einschiebsel in die
allgemeinen Kirchengebete christlicher Staa-
ten. Er erschrack darüber heftig, suchte unter
seinen Papieren sein Manuskript, woran er
nicht wieder gedacht hatte, suchte es vergeblich,
erinnerte sich an die damaligen Umstände, ent-
deckte den ganzen Zusammenhang des Abdrucks
und empfand für seinen Fürsten noch mehr
Hochachtung, als vorher.

Die Wanderungen nach Theodor Einsiedel
geschahen nun wieder häufig. Die eine Seiten-
wand derselben war angefüllt mit den Bildnissen
guter Menschen; nun kam die Reihe an die
Bildnisse guter Fürsten, welche eins nach dem
andern gegenüber aufgestellt wurden. Der Prinz
kannte die allgemeinen Tugenden, welche jeder
Mensch ausüben soll; jetzt sollte er auch die Tu-
genden kennen lernen, die Fürsten besonders
auszuüben haben, und für sie warm werden.
Da fiel er nun Rothen gar nicht ein, die Bild-
nisse der blossen Eroberer und Vergrösserer ihres

Landes, etwas voran zu stellen; nach seinen Gedanken gehöret diese nicht nur nicht voran, sondern auch gar nicht hieher. Der wahre Ruhm eines Fürsten, pflegte er zu sagen, besteht nicht darin, daß sie immer mehr Land und Leute an sich bringen, sondern darin, daß sie das Land und die Leute glücklich machen, welche sein sind. Es ist eine schreckliche Zumuthung für sein eigentliches Erbland, da[ß] er sich [illegible] auf's Spiel setzen soll, [illegible] seiner Besitzung [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] schrecklichere Zumuthung für seine Unterthanen, daß sich [illegible] [illegible] schreiben lassen. [illegible] der [illegible] [illegible] Der [illegible] haben. [illegible] oder [illegible] des größesten Menschen [illegible] Welt [illegible]; sondern [illegible] [illegible] gesucht haben. [illegible] Völker, in Stand [illegible] [illegible] haben nicht [illegible] [illegible] Regent [illegible] Völker [illegible]; sondern [illegible]

die diese erkaufen und bezahlen, mit ihrem Gut und Blut erkaufen und bezahlen müssen. Verheerende Kriege, die der Fürst vergisst, sobald sie geendigt sind, der Unterthan aber lange Reihen von Jahren hindurch noch fühlt, Vernachlässigung der innern Angelegenheiten des Landes, Zurücksetzung aller gemeinnützigen Anstalten und Reformen, die einiges Geld kosten, militärische Justizpflege, unerträgliche Abgaben, um die grosse Armeen zu unterhalten, und tausend andre Uebel mehr sind nur gar zu oft die traurigen Folgen der Eroberungssucht der Grossen. — Noch weniger stellte Rohe die Bildnisse solcher Fürsten hin, die grosse Jäger gewesen waren, oder sich durch Bau prächtiger Schauspielhäuser berühmt gemacht hatten, oder im Pferderennen es allen zuvorgethan hatten, oder die ersten Violinisten im Lande gewesen waren, oder wunderschön gemahlt und gedrechselt hatten. Alles dies sind Entbehrlichkeiten an Fürsten. Ein Fürst mag immerhin zuweilen auf die Jagd und ins Schauspiel gehen, Musik lieben, reuten, mahlen und drechseln; aber — steckenpferdisch muß ihm nichts von diesen allen jemals werden. Sein Steckenpferd muß das Wohl seines Volks sein, worauf er unaufhörlich reutet.

Theo-

Theodor. (als er zum erstenmale wieder in die Einsiedelei kommt, und ein einsames Bildnis auf der andern Seitenwand erblickt.) Ach, das ist ja mein Vater — —

Rothe. Ja wohl ist er das. Mit ihm wollen wir den Anfang machen, das grosse Kapitel von Fürstentugend, Fürstenschönheit und Fürstenvollkommenheit nun abzuhandeln. Dort gegenüber stehen die Edeln unter den Menschen, und gehören in den ersten Theil Ihrer Erziehung. Hieher sollen nun die Edeln unter den Fürsten kommen. Freuen Sie sich, Ihren Vater auf dieser Wand zuerst zu finden. Es ist Adolf, der Menschliche . . . Man könnte ihn als das Bild aller Fürstentugenden aufstellen; doch hier soll er vorzüglich als Bild der ersten unter ihnen stillreizend prangen.

Theodor. Er ist vortreflich getroffen. (Freudenthränen in den Augen.) O du guter, liebevoller Vater!

Rothe. Er ist getroffen, und die Unterschrift ist auch getroffen. Menschlichkeit — steht unter ihm, wahrlich die fürstliche Menschlichkeit könnte nicht vollkommener ausgedrückt und gezeichnet werden, als — durch sein Bildnis. Sehen Sie einmal, wie der Fürst an ihm schlechterdings nicht zu verkennen ist, — die

hohe Stirn — der edle Blick — das wahre Gefühl innerer und äusserer Würde im ganzen Gesicht — die feierliche Stellung der Augenbraunen — der karakteristische Majestätszug über selbigen — sehen Sie aber auch, wie sich der Fürst an ihm im Menschen wie zu verliehren scheint — das milde Feuer in den Augen — die stille Heiterkeit auf den Wangen — die schönen Sanftmuthszüge zu beiden Seiten nach der Oberlippe herunter — die Sympathie auf jeder Muskel.

Hier schloß Rothe eine Erzählung von den schönsten neuesten Handlungen der Menschlichkeit Adolfs an, wies bei jeder derselben nach ihm hin, als sollte sie Theodor in dem Gesicht seines Vaters noch einmal wiederfinden, und fuhr hernach, als sie sich niedergesetzt hatten, also fort:

„Was ist die Tugend aller Tugenden an einem Fürsten — die Menschlichkeit! Ein Fürst muß nicht denken, daß er, indem er zur Regierung kommt, die Menschheit ablege, und — ein höheres Wesen werde. Sobald er dies denkt, hält er auch die menschlichen Gefühle für zu niedrig für sich, und so ist's um seine Unterthanen geschehen. Auf der Stelle hören alsdann die Familienverhältnisse zwi-

schen

schen ihm und diesen auf, welche die Grundlage der Glückseligkeit der letztern sind. Er macht nun nicht mehr den Bruder gegen sie, den er nun sein sollte. Er schwebt vielmehr in seinen Gedanken wie in den Wolken über ihnen, und lässt ihnen die Sonne aufgehen, wie er will, und lässt regnen über sie, wie er will. So verhält sich's aber nicht mit ihm. Er wandelt mit seinen Füssen noch ebenso auf der Erde, wie sie, und Gott ist's, dem er Sonnenschein und Regen so gut zu danken hat, als sie. Sein Wesen und seine Natur werden durch seine Fürstenwürde nicht verändert. Er ist und bleibt ein Mensch noch, wie vor. Dies kann er gleich daran sehen, weil er noch, wie vorher, isst und trinkt, noch, wie vorher, müde wird und einschläft, und noch, wie vorher, zuweilen den Schnupfen hat. Götter und Schnupfen passen nicht zusammen. Das ist also nicht wahr, daß ein Fürst ein höheres Wesen werde; das ist aber wahr, daß er an der Menschen Spitze trete. Daraus folgt aber keineswegs, daß er die Menschheit ablege, sondern vielmehr, daß er sie erst recht anziehen müsse; keineswegs, daß er aufhöre, Mensch zu sein, sondern daß er an Menschsein die übrigen übertreffe. Er darf also nicht denken, daß es sich

nicht anders für ihn schiele, als Donnerworte zu reden; daß er, wenn er seinen Arm über sein Volk ausbreitet, ihn nur in der Bewegung eines Drohenden ausstrecken müsse, daß jede seiner Anordnungen durch einen Machtspruch geschehen müsse, daß er blos Gerechtigkeit und nicht auch Billigkeit auszuüben habe, und daß nur Strenge, Sauerauseehen, Seufzen, Zufahren und Unerbittlichkeit ihm kleiden. Milde aber, Freundlichkeit, Herablassung, Sinnesänderung, ruhige Untersuchung, Theilnehmung, weichherzige Zärtlichkeit und selbstthätige Hülfeleistung unter seinem Stande sind. Diese kleiden ihn vielmehr gar herrlich, und unter allen Menschen ihn am herrlichsten. Ein Fürst muß aber nicht nur sich als Mensch fühlen, sondern er muß auch seine Unterthanen für Menschen halten. Auch in dem geringsten derselben muß er einen Menschen erblicken. Bei allem, was den Unterthan betrifft, muß er immer zuerst auf den Menschen an ihm sehen. Bittet der Unterthan etwas, so muß er gleich denken: es ist ein Mensch, ein Mensch darf den andern ansprechen, darf jede Bitte an ihn thun. Bittet der Unterthan zu viel; kann er ihm die Bitte nicht gewähren, so muß er zu

sich selbst sprechen. — Es ist ein Menschen, wenn
man einem Menschen eine Bitte versagt, muß
man es nicht mit ihm machen, wie mit der Dog-
ge, die wir von uns fressen, wenn sie uns um-
bellt. Hat der Unterthan Verdienste, es seyn
auch, welche sie seyn, so muß der Fürst erster
Gedanke seyn: Es ist ein Mensch, er hat
Gerechtigkeitsgefühl, er hat Ehrgefühl, ich muß
seinen Werth anerkennen, ich muß ihn schätzen,
ich muß ihn belohnen. Begehrt der Unterthan
einen Fehltritt, so denke der Fürst: es ist ein
Mensch, es gehört unter die allgemeinen Leu-
den der menschlichen Natur, daß sie fehlen, es
gehört aber auch unter ihre allgemeinen Gesinnun-
gen und Vorzüge, daß sie sich bessern können, ich
muß den Irrenden dicht in den Augenblick für sich
nach dem erschütterten, ich muß ihn auf den rech-
ten Weg zurückbringen lassen, es ist der Mühe
werth, die Rettung eines Menschen zu suchen;
es ist nicht unwahrscheinlich, noch weniger un-
möglich, daß sie bewirkt werden könne. Heute
der Unterthan unter ihr schweren öffentlichen Lu-
sten, so sage der Fürst zu sich selbst: Es ist ein
Mensch, man soll dem Pasthier nicht mehr
auflegen, als es tragen kann, wie viel weniger
thun! Es ist nicht genug, daß ich etwa der nicht
bin, der ihm die unerträgliche Last aufgelegt hat

und daß meine Vorfahren [illegible] thaten; ich kann ja der werden, der sie ihm leichter macht, und so muß ich der auch werden. Sucht der Unterthan Schutz: so denke der Fürst, er ist ein Mensch; er gehört nicht unter die Geschöpfe, auf welche man vor meinen Augen frank und frei Jagd machen darf; er flüchtet in meinen Schutz, ein Mensch zum andern, der Unterthan zu seinem Fürsten; er finde bei mir Sicherheit. Leidet der Unterthan Mangel und Hunger, so spreche der Fürst: er ist ein Mensch; er hat Gerechtsame auf das Brod der Erde, wie ich; kann er selbst kein Brod erwerben, so reiche es ihm von meinem Ueberfluß. Und würde der Unterthan Selbstmörder, so rufe der Fürst aus: er ist ein Mensch; mishandelt ihn nicht. Die Pflicht ist die Menschlichkeit eines Fürsten, daß er an sich selbst nie mehr sehe, als einen Menschen, und an allen seinen Unterthanen nie weniger, als Menschen. Das Gefühl seiner eigenen Menschheit stimmen sich Herz zur Wohlwollen, zur Milde, zur Sanftmuth, zur Theilnehmung, und die lebendige Ueberzeugung von der Menschheit aller seiner Unterthanen, der zuversichtlichste Glaube, daß sie alle mit ihm zu einer Natur, zu einer Art gehören, mache

sie

sie insgesamt zu Gegenständen seines Wohlwollens, seiner Milde, Sanftmuth und Theilnehmung. Ein Fürst hat freilich manche Vorzüge, die andre Menschen nie erlangen können; aber was sind dies für Vorzüge? Sind es nicht blos äusserliche? Empfängt er durch sie auch eine einzige Seelenkraft mehr, als seine Unterthanen haben? Und hat er sie nicht seinen Unterthanen zu danken? Aber dies ist's eben, was die Fürsten so oft vergessen. Daher, daher erblicken sie nicht allein an sich alsdann Halbgötter, sondern an ihren Unterthanen auch nur Halbmenschen. Aber der Fürst ist weder ein Halbgott, noch sind seine Unterthanen Halbmenschen. Menschen sind er und sie; er soll seinen Vorzug vor ihnen darin setzen, daß er vor Weisheit und Beste unter ihnen sei. Ist er aber dies, so wird er gewiß auch die höchste Menschlichkeit zeigen. Dies ist's, was man so sehr an dem Fürsten schätzt, was ihm alle Seelen gewinnt und im Tempel der Unsterblichkeit einen der ersten Plätze verschafft. Den Gelehrten bewundert man an ihm; den Helden staunt man an ihm an; aber den Menschen liebt man an ihm. Findet man diesen an ihm, so hat es weiter nichts auf sich, wenn man jene an ihm vermisst. Ist er aber Gelehrter und Held

blos,

[illegible] daß er nicht auch Mensch sei. Ist er Gelehrter, Held und Mensch zugleich, so ist's und bleibt's doch immer sein höchster Ruhm, daß er Mensch ist. Sehen Sie einmal, Prinz, wie leicht es den Fürsten werde, geehrt, geliebt und gesegnet zu werden! Nur Menschen, Menschen dürfen sie sein. Und hier erinnern Sie sich nun an das wieder, was ich Ihnen einst sagte, daß die Anlagen hiezu oder die Anlagen zur Menschlichkeit und Menschenliebe von der Natur selbst in jeder Menschenseele schon gemacht sind. Wie unaussprechlich leicht muß es Ihnen also werden, einst der Gegenstand der Liebe und Segnungen dieser Nation zu werden! Bauen Sie nur auf diesen natürlichen Anlagen Ihres Herzens fort, und lassen sich durch menschenfeindliche Rathgeber und Einblaser, die ihren Gewinn dabei suchen, die Menschheit der Unterthanen in den Augen der Fürsten herabzusetzen, darin einst nicht aufhalten. Man sollte kaum glauben, daß es so viel Aufsehens, Lobens und Preisens machen könne, wenn ein Fürst sich als Mensch zeigt. Ist denn dis nicht das Allernatürlichste? Sollte es denn also nicht auch das Alltäglichste sein? Und wenn es dis ist, wie kann es noch Aufsehen machen? Wenn man nicht aber sieht, daß es

dies

dies doch wirklich zuweilen so ganz ausserordentlich macht, ja, wenn man sogar sieht, hört und erfährt, daß menschliche Handlungen, die nur ganz mässig sind, und die, wenn sie Unterthanen ausüben, an ihnen kaum bemerkt werden, sobald sie man der Fürst begehrt, aufs höchste bewundert, in allen Gesellschaften beschwatzt, von Dichtern besungen, in Zeitungen ausgeposaunt und von den Geschichtschreibern noch der Nachwelt als wunder was erzählt werden — — wie soll man dies erklären, und wie erklären Sie es, mein Prinz?

Theodor. (sehr treuherzig.) Das kann man nicht anders erklären, als nachtheilig.

Rothe. Nachtheilig? — Für wen?

Theodor. Entweder für seine Unterthanen, oder für ihn. Für jene, wenn sie ihn nicht genug beobachten und also bei seiner tausendsten menschlichen Handlung erst aufmerken und thun, als wenn es seine erste sei. Für ihn aber, wenn etwa menschliche Handlungen nicht oft an ihn kommen.

Rothe. Prinz, glauben Sie gewis, daß aller Unterthanen Augen unaufhörlich auf ihren Fürsten gerichtet sind —

Theo-

[illegible] Unterthanen alltäglich sein, falls [illegible] wäre [illegible] [illegible] doch soll er [illegible] [illegible] ich mich doch in die Seele [illegible] [illegible] Fürst [illegible] Mensch [illegible] Gedicht darüber machte [illegible] gehandelt hätten, so würde ich [illegible] für Spott über mich [illegible]. Alltägliche Handlungen [illegible] nicht [illegible] Dichter [illegible] Zeitungen von einer [illegible] menschlichen [illegible] [illegible] Das kann ich doch gar

nicht

nicht begreifen, wie ein Fürst das leiden könne, daß seine menschlichen Handlungen zu Hause besungen werden dürfen, oder gar in öffentliche Zeitungen kommen.

Rothe. Von Ihrem Vater werden Sie auch dergleichen nicht leicht in den Zeitungen lesen; und dem ersten Dichter, der ihn im Lande dafür besang, ward bei Uebertreichung des Lobgedichts zur Antwort, daß ihm diesmal verziehen sein solle, weil er aus Unkunde der Denkungsart seines Herrn über dergleichen Dinge gefehlt habe; daß aber von nun an auf jeden Vers, den man auf den Fürsten mache, funfzig Thaler Strafe gesetzt sein sollten.

Theodor. (recht im Jubel.) Das war herrlich — das war herrlich! Die Dichter mögen die Werke Gottes besingen, die kein Mensch nachthun kann — daran ist etwas zu singen, und — dabei können sie zeigen, ob sie singen gelernt haben — — aber anfangen einen grossen, langen Gesang zu singen und dabei hoch anhalten, daß jeder denkt, es werde wer weiß wunder was an den Tag kommen, und — dann endlich sagen, daß ein Fürst menschlich gehandelt habe, oder so, wie es jedes Menschen Schuldigkeit zu handeln ist — — lieber Rothe, dabei fällt mir

die

Fabel vom Berg und Maus ein, die Sie mir erzählt haben.

Rothe. Bravo, bravo, mein Prinz! Bleiben Sie ja lebenslang so gesinnet. — Wenn ein Fürst eine recht grosse, ausbündigschöne Handlung verrichtet: so habe ich nichts dagegen, daß sie dann und wann in die öffentlichen Zeitungen und Journale komme. Das ist ein gutes schlafvertreibendes Mittel für solche Fürsten, die an der Lethargie laboriren. Diese, wenn sie dergleichen lesen, müssen dabei denken, daß alle ihre Unterthanen sie nun fragen, warum sie nicht auch so thun. Wenn es aber gleich in drei, vier Zeitungen zu lesen ist, daß hier oder da ein Fürst einer armen Wittwe eine Pension ausgesetzt habe: so kommt mir das eben so vor, als wenn man in die Zeitungen es setzen wollte, daß der Hofrath Rothe einige Hausarmen an sich habe, denen er wöchentlich ein gewisses Almosen reiche. Dies Almosen ist, nach meinem Vermögen gerechnet, offenbar noch mehr, als jene Pension, die ein Fürst gibt, nach seinem Vermögen gerechnet. Und wenn vollends in den Zeitungen steht, daß ein Fürst einer dürftigen Familie ein- für allemal etwa gelegentlich vier oder fünf Louisd'ors geschenkt habe, — wissen Sie, was mir dabei ein-

einfall? Können Sie gut rathen, Prinz? Rathen Sie einmal —

Theodor. (prompt.) Daß Schmidt mehr thue, wenn er einem Armen einen Kreuzer gibt, und daß dis also noch eher in die Zeitungen kommen sollte —

Rothe. (mit beiden Armen um Theodorn her.) Bei Gott im Himmel, Prinz — Sie haben mir den Einfall aus der Seele und die Worte aus dem Munde genommen. Wie würde die vernünftige Welt aber darüber lachen, wenn sie in den Zeitungen von Schmidts weggeschenktem Kreuzer läse!!!

Dies für Prinzen und künftige Fürsten so lehrreiche Gespräch ward hernach auf der Promenade noch weiter fortgesetzt und Rothe war mit jeder Aeusserung Theodors dabei vollkommen zufrieden. Zu einer andern Zeit, als sie zur Einsiedelei kamen, hing nicht weit von Adolf, dem Menschlichen, Karl, der Bürgerfreund. Dies war ein noch lebender benachbarter Fürst, gegen den die Liebe seiner Unterthanen bis zum Enthusiasmus und ihre Ehrfurcht beinahe bis zur Anbetung stieg. Theodor kannte ihn schon von Person und horchte um so neugieriger auf all das Gute, welches Rothe jetzt von ihm zu erzählen wusste. Rothe hatte ihm Tags vorher

eben von dem Bauernwerth nochmals viel gesagt und ihn besonders darauf aufmerksam gemacht, wie ein Fürst den Plackereien der Amtleute Einhalt thun und Grenzen setzen müsse; so fuhr er nun gleichsam in der gestrigen Unterredung fort:

„Was von den Amtleuten auf dem Lande gilt, das gilt auch von den Unterobrigkeiten in den Städten. In jedem Stande, der nur einiges Ansehen, nur einige Macht und Gewalt hat, wird, wie ich Ihnen gesagt habe, leicht nach Despotismus gestrebt. Nicht selten geschieht dies auch von den Unterobrigkeiten in den Städten. Versagte Justiz, Gefälligkeiten gegen Vettern und Muhmen auf Kosten derer, die nicht Vettern und Muhmen sind, pflichtlose Verwaltung öffentlicher Einkünfte, verweigerte Rechnungsablegung davon, willkührliche Auflagen und Gelderpressungen, partheiische und unproportionirte Hebung derselben, vernachlässigte Policei, Verweitläuftigung kurzabzumachender Sachen zu Gunsten der Sportelkasse, gänzliche Zurücksetzung der gemeinnützigsten Stadtangelegenheiten, sobald sie kein Geld einbringen und aus Amtspflicht blos betrieben werden müssen, eigennützige Austheilung der Stipendien- Legaten- und Armengelder, muthwil-

willige Beibehaltung und Vergrösserung vorwaltender Verwirrungen, um während derselben desto besser im Trüben zu fischen, grobe Behandlung derer, die um Berichtigung derselben patriotisch sollicitiren, und — hundert andre gros- und kleinstädtische Tiranneien mehr sind es alsdann, über die der Bürger seufzt. Da muß ein Fürst sich ganz als Fürst fühlen und solchen kleinen Despoten den Daum auf's Auge halten. Er schütze immerhin seine Unterobrigkeiten bei ihren Gerechtsamen; aber er höre auch den Bürger, wenn er über sie Klage führt. Er weise ihn nicht mit dem kahlen Befehl ab — daß er ein Rebell sei, sondern untersuche seine Sache. Hat der Bürger Recht: so ist der Fürst dazu da, ihm als die letzte Landesinstanz dazu zu verhelfen. Hat er Unrecht: so empfängt der Fürst eine Gelegenheit mehr, das Ansehen seiner unrechtmäßigbeschuldigten Unterobrigkeit noch fester zu stellen. Es muß ihm ja doch wahrhaftig selbst darum zu thun sein, zu wissen, ob diese Hirten sind, die die Schafe nur scheren, oder auch weiden. Wahr ist's, es gibt unter den Bürgern immer solche, die unruhige Köpfe sind und am Ende wohl gar den Fürsten bei einer noch höhern Instanz verklagen, wenn sie können, wie sie ihre Unterrichter bei ihm verklagen; aber diese

Digitized by Google

sind leicht zu erkennen. Doch, wenn der Bürger klagt, der als ein guter und rechtschaffener Mann bekannt ist; wenn mehrere dergleichen klagen, oder wenn gar eine ganze Bürgerschaft Beschwerde führt: alsdann mache sich der Fürst im vollen Fürsteneifer auf, untersuche genau, spreche strenges Recht und beuge dem hochdaherfahrenden Unterobrigkeitsdespotismus das Haupt. Dies ist seiner erhabensten Bestimmungen eine, in seinem Lande den Plackereien aller Art, die noch dazu wie in seinem Nahmen und unter seinem öffentlichen Schutz ausgeübt werden, ein Ende zu machen. Dazu ist er recht eigentlich da, und nirgends kann er sich mehr in wahrer Majestät zeigen, als hierbei, wenn er so thut. Seine erste Pflicht gegen den Bürger ist es, des Bürgers Gerechtsame gegen Gewaltsamkeiten und Plackereien in Schutz zu nehmen. Denn der Bürger hat in diesem Fall weiter keinen, an den er sich wenden möge, als ihn. Aber freilich, um dies zu thun und mit Nachdruck zu thun, muß der Fürst mitten unter seinen Bürgern wohnen und jedem seiner Bürger erreichbar sein. Hiebei erkennt man recht den Bürgerfreund an ihm. Der Fürst schlage seine Wohnung nicht in einem abgelegenen Winkel

seines

seines Landes, nicht auf einem seiner einsamen Lust- oder Jagdschlösser, noch weniger gar ausserhalb Landes auf; sondern er residire in der grössesten der Städte seines Landes. Er habe immerhin solche Schlösser und Einsamkeiten und verlebe daselbst einzelne Tage und Wochen; aber den grössesten Theil seiner Zeit bringe er da zu, wo die zahlreichste Gesellschaft seines Volks beisammen ist. Dies bringt schon die Natur der Sache so mit sich. Als Fürst ist er der Vorsteher und Direktor seines Volks und aller Angelegenheiten desselben; folglich ist der natürlichste Platz, wohin er gehört, der, wo die stärkste Volksmenge bei einander wohnt. Da ist er gleichsam recht im Schosse und in der Mitte seines Volks. Da fallen am häufigsten Sachen von Erheblichkeit vor; da durchkreutzen sich die mehrsten Privatnutzen; da kolidiren am öftersten Privatinteresse der Bürger und allgemeines Staatsinteresse; da ist also seine Gegenwart am nöthigsten. Auch kann es die wichtigste und ansehnlichste Stadt seines Landes mit Recht verlangen, daß er durch seinen Aufenthalt daselbst ihren Glanz gleichsam vollende. Er hat von ihr am meisten; so muß sie auch wieder von ihm das meiste haben. Er mache also den grösten Theil seines Aufwandes

in ihr, und befördere besonders da Leben, Thätigkeit, Erwerb und Wohlstand, wo der stärkste Zusammenfluß von Menschen im ganzen Lande ist. Stolz auf seinen Besitz wird die zahlreichste unter allen seinen Bürgerschaften unter seinen Augen noch wackerer arbeiten und immer blühender werden; dahingegen, wenn er sich von ihr entfernte, sie sich als verwaiset ansehen und allen Muth fallen lassen würde. Er sei nicht nur in ihrer Mitte; er sei auch gern daselbst. Er wohne nicht nur unter ihnen; seine Wohnung stehe ihnen auch offen. Unverschlossen, unverborgen müsse er wenigstens an jedem Tage einige Stunden haben, in welchen jeder Bürger freien Zutritt zu ihm finden könne. Der Bürger kennt keinen grössern Lohn für seine Treue, als diesen; so wie er keine empfindlichere Demüthigung und Strafe kennt, als wenn ihm selbiger versagt ist. Auch bringt dies wiederum die Natur der Sache so mit sich. Kinder müssen vor den Vater kommen können — ein Kind muß sich äusserst vergangen haben, wenn es der Vater nicht vor Augen leiden will. Prinz, es ist nicht auszusprechen, was für Nutzen und Segen das bringe, wenn jeder Bürger vor seinen Fürsten kommen kann, wie er will. Es ist nicht anders, als wenn

ein

ein allgemeiner Geist der Rechtschaffenheit, Ordnung, Betriebsamkeit und Fröhlichkeit über die ganze Bürgerschaft, und ein allgemeiner Geist der Amtstreue, Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit über die ganze Dienerschaft ausgegossen würde. Der Fürst zeige sich seinen Bürgern nicht nur auf seinem Schlosse, er zeige sich ihnen auch auf freiem Markt. Es ist ein sonderbarer Gedanke, wenn ein Fürst glaubt, daß er, um ganz in seinem Ansehen sich zu erhalten, sich selten machen müsse. Dieser Gedanke kann nur in die Seele eines solchen Fürsten kommen, der nicht kindlichen Respekt sondern sklavische Furcht von seinen Bürgern fordert. Verliehrt denn ein Vater dabei, wenn er viel unter seinen Kindern ist? Gewinnen sie ihn dadurch nicht erst recht lieb? Sind wir denn zufrieden damit, wenn die Sonne etwa monatlich nur einmal aus den Wolken hervorkommt und uns unmittelbar anscheint? Entheiliget sie sich dadurch, wenn sie tagtäglich sich uns in ihrem segnenden Glanze zeigt? Wie kann ein Fürst, der Sohn der Sonne, glauben, daß er sich dadurch entweihe und profanire, wenn er oft vor seinen Bürgern erscheint? Nein, er wanke vielmehr häufig unter ihnen und mache dadurch seinen Anblick ihnen weniger furchtbar,

Digitized by Google

mild und vertraulich. Er lasse sie viele von seinen Handlungen mitten in ihrer Vollbringung sehen, damit sie auf den Glauben kommen, daß er kein Geheimnis vor ihnen haben wolle, und damit sie den edeln Gang seiner Seele und sein ganzes Gedankensistem recht kennen lernen. So leisten sie gewis jedem seiner Befehle williger Folge und billigen auf der Stelle jede seiner Veranstaltungen mehr, wenn sie auch den ganzen Plan derselben nicht übersähen, weil sie wissen, wie er es meint, und weil sie ein- für allemal ein vollkommnes Zutrauen zu ihm haben. Er sei, wenn er sich ihnen zeigt, bescheiden, leutselig, herablassend; er gewinne zuweilen dem niedrigsten Bürger Rede an; er habe nicht immer gros Gefolge bei sich, noch weniger eine Wache, als wenn er in einer feindlichen Stadt umherginge, — so wird jeder Bürger, der ihm begegnet, seine Wache sein. Er besuche den Künstler, den Fabrikanten, den Meister unter den Meistern aller Art; dies wird eine Aufmunterung für sie sein, die ihresgleichen nicht hat. Er mische sich zuweilen recht in den Zirkel seiner Bürger; seine blosse Gegenwart wird ihnen statt aller Sittengesetze dienen. Er nehme zuweilen an ihren öffentlichen Vergnügungen Theil, der Bürger wird glauben, daß dies hie-

durch

durch geadelt werden. Er trete zuweilen ganz unerwartet mitten in die Leichenbegleitung eines sehr rechtschaffenen Bürgers ein und halte dadurch bürgerlicher Tugend die unvergeslichste Lobrede. Ueberall gebe er deutlich zu erkennen, daß ein braver Bürger sein in seinen Augen mehr werth sei, als — weiter nichts, denn ein gebohrner Edelmann und Baron zu sein . . . Der Fürst sei nicht nur oft und gern unter seinen Bürgern, er befördere auch auf jede Weise ihren Wohlstand. Dies ist die rechte Gegenwart des Fürsten unter seinen Bürgern, wenn er ihnen bei jeder Gelegenheit Unterstützer wird. O mein Prinz, der Werth des Bürgers ist gros. Von diesem Gedanken müssen Sie ausgehen, wenn Sie einst als Fürst Bürgerfreund sein und den Wohlstand des Bürgers zu befördern sich recht angetrieben fühlen wollen. Der Bürger ist der Mann, welcher dem Bauer die rohen Produkte, die dieser gewinnt und erzeugt, abkauft und sie verarbeitet, Der Bürger ist der Mann, bei dem der Bauer sein Getraide, seine Butter und Käse, sein gros und klein Vieh, das er aufzieht, versilbert. Was wäre der Bauer mit allem seinen Fleiß, wenn es keinen Markt für ihn in der Stadt gäbe? Wer

kauft ihm aber da das meiste ab? Wer macht die stärkste Konsumtion? Ist's nicht die Bürgerschaft? Der Bauer schaft die ersten Bedürfnisse des Lebens; der Bürger bereitet auch einen grossen Theil derselben und schaft noch überdies alle Bequemlichkeiten und Vergnügen des Lebens. Wie nothwendig, wie unerkennbarnützlich, wie schätzenswerth also auch sind unsre Handwerker! Betrachten Sie sich vom Kopf bis zum Fuß; alles, was Sie an sich tragen, hat der Bürger gemacht. Unsre Künstler, ein grosser Theil unsrer Gelehrten, alle treue und gute Bediente der Fürsten, viele ihrer höhern Diener sogar sind die Söhne der Bürger. Die ersten Tugenden des gesellschaftlichen Lebens sind in dem Bürgerstande noch anzutreffen, wenn man sie oft in den höhern Ständen vergebens sucht. Er ist arbeitsam, ohne roh zu sein, und hat einige Aufklärung, ohne dabei unmoralisch zu sein. Er trägt nach dem Bauernstande das meiste zu den Einkünften der Fürsten bei, und alle Accisen in den Städten bezahlt er. Er ist der zahlreichste Stand daselbst und konsumirt also auch das meiste. Er ist noch mehr für das Vaterländische und kauft von seinem Mitbürger; wenn die Vornehmern wohl Thoren genug sind, alles Einheimische zu verschmähen und ihr Geld

für

Digitized by Google

für fremde Leckereien, Eitelkeiten und Moden auſſer Landes zu ſchicken. Ihm muß alſo der Fürſt auch ganz Beförderer, ganz Unterſtützer ſein. Dies geſchieht aber keineswegs blos dadurch, daß er, wenn Feuers- oder Waſſersnoth iſt, ſelbſt zugegen ſei und anordne; ſchön und herrlich iſt es, wenn er dies thut; aber es giebt der Nöthen und Leiden des Bürgers mehr, als die, welche die Elemente ihm anrichten. Auch geſchieht es nicht blos dadurch, daß er ſeinen Bürgern ein öffentliches Vogelſchieſſen erlaube: dies iſt ganz gut; das wahre, reelle Vergnügen des Bürgers aber iſt ſein häuslicher Wohlſtand. Dieſen, dieſen befördre der Fürſt; ſtatt ihn über die Verwahrloſung deſſelben nur durch fröhliche Kleinigkeiten, durch Aufzüge mit Klingklang und unmännliche Spielereien zu betäuben. Er ſorge dafür, daß es ſeinen Bürgern nicht an Arbeit und Erwerb fehle; er ſorge aber auch dafür, daß ſie von ihrer Arbeit gut und gemächlich leben können. Er befördere Handel und Verkehr aller Art, und erlaube und begünſtige Heraus- und Hereinhandel, wie er auch Nahmen habe, ſobald er durch die Hände ſeiner Bürger betrieben wird. Er ſelbſt bleibe Fürſt, und werde nie Kauf- und Handelsmann, Fabrikant und Manufakturiſt; am

am allerwenigsten werde er Monopolist, oder volle ausschliessenden Handel und Alleinhandel mit diesem oder jenen Waarenartikel treiben. Was würde er sagen, wenn seine Bürger ihm um einen seiner Kammergefälle bringen wollten? Nun, eben dies sagen sie ihm, wenn er ihnen einen ihrer Nahrungszweige zerknickt. Dies sind ihre Kammergefälle; — was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht, kann man da im allereigentlichsten Verstande sagen. Wenn das genug ist, die Sache zu rechtfertigen, daß ein Fürst blos den Ausspruch thue — ich will, daß dies oder jenes im Lande blos auf meine Kosten erbauet werde, und daß niemand weiter sich unterstehe, es zu bauen — — ich will, daß hiemit oder damit blos auf meine Rechnung gehandelt werde und daß niemand sich weiter unterstehe, damit zu handeln: nun, so kann die Reihe damit auch endlich an Möhren und Kartuffeln kommen; der Fürst kann auch allein Stärke und Grütze lassen ausmachen; und — so müssen seine Bürger insgesamt den Renzel auf den Rücken nehmen und durchs Thor zum Lande hinauswandern; oder, wenn dies nicht ist, so hat er an ihnen verarmte Taglöhner und Sklaven, die keine einzige ihrer Abgaben an ihn abtra-

tragen können. Aber wer hat ihm denn die Gerechtsame gegeben, welche er hat? Sind es nicht die Unterthanen gewesen? Ist es auch wohl vernünftig, zu glauben, daß sie ihm mehrere gegeben haben werden, als sie entbehren konnten? Und wie ist es von seiner Seite gehandelt, wenn er die ihm von selbigen gutwillig eingeräumten Gerechtsame nun blos aus Uebergewalt und Despotismus erweitert? Nein, der Fürst lasse seine Bauern bauen, was sie wollen, und lasse seine Bürger handeln, womit sie wollen; so sind seine Bauern glücklich, seine Bürger noch glücklicher, und Er — der Glücklichste unter ihnen allen. Gäbe der Fürst aber blos auf der einen Seite seinen Bürgern die Freiheit, Handel, Gewerbe und Verkehr zu treiben, wie sie wollten, und — belastete er sie auf der andern Seite dafür wieder mit unerschwinglichen Auflagen und Abgaben: so nähme er ihnen mit der einen Hand wieder, was er ihnen mit der andern reichte, und seine ganze Staatseinrichtung hätte keine Wirklichkeit von Bürgerwohlfahrt aufzuweisen, sondern wäre nur ein politisches Schattenspiel an der Wand, ein blosser Glückseligkeitsguckkasten, in welchen die Bürger hineinsähen um — wenn sie hernach wieder heraus und in die

wirk-

wirkliche Welt blickten, die Köpfe zu schütteln. Der Fürst erleichtere vielmehr dem Bürger seine Abgaben, so viel er kann. Je mehr Gewinn derselbe von seinen Arbeiten und Geschäften für sich hat: desto eifriger betreibt er sie; und fühlt er sich alsdann wohlhabend: so bezahlt er die mässigen Abgaben gern und auf den Tag. Er betrachtet sie als das Schutzgeld, welches er dafür abreicht, daß er im Lande so viel Nahrung hat; als den Zehend von dem Segen, womit Gott seine Arbeit krönt. Der Fürst thue Fabrikanten und Manufakturisten unter seinen Bürgern Vorschüsse, sobald er sieht, daß sie sich auf die Sache verstehen und daß ihre Plane nützlich für sein Volk sind. Er sei versichert, daß er seine Kapitalien nirgends sicherer und landesväterlicher unterbringen könne, als so. Er helfe ganzen sinkenden Nahrungsständen unter seinen Bürgern auf; er unterstütze einzelne rechtschaffene leidende Bürgerfamilien, und sehe jeden Bürger als einen von denjenigen unter seinen Söhnen an, der besonders an ihn gewiesen ist; statt daß der Bauer, sobald er arbeitsam ist, sich nur an die Natur halten darf. — — So einen Fürsten, mein Prinz, tragen die Bürger auf den Händen fort, sobald er sagt, daß er auf seinen Füssen nicht

Digitized by Google

nicht mehr von Stelle zu Stelle kommen könne, und — er darf sich weder Portechaisen- noch Sänftenträger halten. **Alle seine Bürger tragen ihn.**"

Theodor. (in hohem Enthusiasmus für Bürger und Bürgerwohl.) Selig ist der, den, wenn er sich auch nicht so tragen lässt, doch tausend Hände so zu tragen immer bereit sind! — O Gott, wie glücklich kann ein Fürst sein!

Rothe. Ja Prinz, ganz unaussprechlich-glücklich; — — nicht durch Geld und Gut, nicht durch Schlösser und Gärten, nicht durch Bälle, Maskeraden, Koncerte, Schauspiele, Schlittenfahrten und Feuerwerke, nicht dadurch, daß eine ganze Hauptwache für ihn ins Gewehr tritt — — sondern dadurch, daß jeder Bürger, der ihm begegnet, im Herzen zu ihm spreche — **willkommen, VATER, dich segne Gott** — — und daß jeder Bürger, der ihn von weitem erblickt, zu Frau und Kindern sage — **dort geht unser VATER, ihn segne Gott!**

Theodor. (schluchzend.) Ach, wie ruchlos wäre ich, wenn ich mich nicht bemühen wollte, daß man mich auch einst **nah und fern** so grüßte!

Die

Digitized by Google

Die Edlen der Fürsten mehrten sich von Zeit zu Zeit in Theodors Einsiedelei. Bald hingen auch daselbst Wilhelm, der Selbstseher — Anton, der Landeskundige — Ferdinand, der Gesetzverbesserer — Gustaf, der Volksaufklärer — Rudolf, der Tolerante — Ludwig, der Wissenschaftbeförderer — Friedrich, der . . . Ueber jeden derselben ward auf die gewöhnliche Weise ein lehrreiches Kapitel aus der Regentenmoral, aus dem Buche für Fürsten und Könige, abgehandelt. Als Theodor die ersten Blicke auf Friedrich, ohne ihn noch zu kennen, gethan, rief er aus — auf diesem Gesicht ist ein ganz eigener Zug — — /

Rothe. Sie haben Recht, Prinz. Es ist so ganz die Mine eines wackern und begüterten Mannes, der viel Arbeiter in seinem Hause hat, immer ab und zu bei ihnen geht, und sie, so oft er kommt, fragt — nun, es geht doch noch alles ordentlich — ihr seid doch noch alle mit mir zufrieden — — ihr leidet doch wohl keine Noth und arbeitet gern bei mir?

Theodor. Wahrlich, Hofrath, leibhaftig so sieht er aus. Aber thut er denn auch so?

Digitized by Google

Da schrieb Rothe die Worte unter das Bild — Friedrich, der Dienerschätzer. Nun verstand ihn Theodor erst ganz und erkundigte sich genau darnach, wie der edle Friedrich diesen Beinahmen bekommen habe.

Rothe. (nach vielen andern erzählten Thatsachen.) Mit meinen Augen habe ich es gesehen, wie Friedrich, wenn er einem seiner ersten Räthe begegnete und mit ihm sprach, nicht nur den Hut vor ihm zog, wenn er an ihn kam, sondern auch auf freiem Markt den Hut so lange vor ihm auf der Seite in seiner Rechten hielt, als er mit ihm sprach. — Mit meinen Augen habe ich es gesehen, wie Friedrich an einem grossen Kourtage, als alle seine höhern Diener um ihn her im Kreise standen und er selbst stand, einen achtzigjährigen verdienten Greise unter selbigen einen Stuhl reichte und nicht eher nachließ, bis selbiger sich allein setzte. — Mit meinen Augen habe ich es gesehen, wie Friedrich, wenn er mit einem seiner Geheimenräthe, dem Ankleiden und Gehen beschwerlicher ward, als ihm, ausser den bestimmten Konferenztagen nothwendig zu sprechen hatte, zu ihm ging. — Mit Zuverlässigkeit weiß ich's, daß Friedrich die Rechtschaffensten unter seinen Dienern, wenn sie krank waren, an ihren Betten besucht, und,

wenn sie starben, ihren Wittwen den ersten Trost selbst zugesprochen habe. — Mit Zuverlässigkeit weiß ich's, daß Friedrich einst bei einem sehr wackern Minister, der in Todesgefahr war und schlechterdings keine Arzenei nehmen wollte, sich drei Tage hinter einander allemal auf die vorgeschriebenen Stunden einfand, die verordnete Medicin ihm selbst als sein Fürst reichte und ihn dadurch rettete. — Mit Zuverlässigkeit weiß ich's, daß Friedrich keinen seiner Diener Noth leiden läßt, sondern jedem derselben so viel gibt, daß er standesmässig leben kann. — Mit Zuverlässigkeit weiß ich's, daß Friedrich oft die Gehalte seiner Diener vermehrt, in der Masse, wie sich ihre Familien vermehren, sobald sie kein eigenes starkes Vermögen haben. — Mit Zuverlässigkeit weiß ich's, daß er viele seiner frühgestorbenen Diener, welche er in ihrem Leben noch nicht genug hatte belohnen können, in ihrem Tode noch belohnte und sich selbst ihrer Söhne und Töchter annahm . . .

Theodor. (freudig.) Ach das ist ein braver Fürst — das ist ein braver Fürst!

Rothe. Mein Prinz, des Fürsten Arbeiter sind seine Diener. So thue er gegen sie auch wie jener wackere und begüterte Privatmann, der bei seinen Arbeitern immer ab

und

und zu geht, und frage auch sie oft — nun, es geht doch noch alles ordentlich — ihr seid doch noch alle mit mir zufrieden — — ihr leidet doch wohl keine Noth und arbeitet gern bei mir? — — Die erstere Frage ist er dem Staat schuldig, dessen Arbeiter seine Diener eigentlich sind; die übrigen aber ist er den Dienern selbst schuldig. Mit Recht fordert ein Fürst von seinen Dienern Arbeitseifer und Arbeitstreue. Das Wohl des Staats beruhet darauf, daß jeder Diener seinen Posten ausfülle und alle mit selbigem verbundenen Geschäfte gehörig und gewissenhaft betreibe. Jede Lücke, die der Diener in Verwaltung seines Dienstes lässt, ist eine Lücke im Volksheil; jede Untreue, die er begeht, ist Untreue gegen die Nation. Den trägen, den leichtsinnigen, den gewissenlosscheinenden Diener fordre der Fürst zur strengsten Verantwortung; er suche ihn zu bessern; er entlasse ihn, wenn er nicht zu bessern ist, aus dem Dienst, damit sich alle seine Mitdiener an seinem durch Faulheit und Treulosigkeit verdienten Schicksale spiegeln. Unaufsicht des Fürsten über seine Diener, Uebersehen und Stillschweigen zu ihren offenbaren Vergehungen, Hinhangenlassen der Rechnungsabnahmen, wenn sie dergleichen führen, Unausgemachtlassen des öffentlichen

Verdachts gegen sie, würden den Ton zu allgemeiner Pflichtvergessenheit unter der ganzen Dienerschaft angeben. Da stelle denn nun aber auch vor allen Dingen der Fürst keinen Diener auf irgend einem Platz oder Posten an, zu dem er sich nicht schickt und dem er nicht gewachsen ist. Sonst fällt die Schuld der Nichtausfüllung des Postens, der Vernachlässigung, Verwahrlosung und Wederganznochhalbbetreibung der mit selbigem verbundenen Pflichten und Geschäfte nicht auf seinen Diener, sondern — auf ihn. Und wie will er ihn alsdann mit Recht darüber zur Rede stellen können? Es ist hier wahrlich nicht genug, daß man sage — wer einen Dienst annimmt, muß über die Verwaltung desselben auch allein zur Rede stehen — warum hat er ihn angenommen? — — Kann denn irgend ein Diener ohne Befehl seines Fürsten seinen Dienst antreten? Der Fürst aber muß seine Dienste kennen; er muß wissen, was für einen Mann jeder derselben erfordert und nun den rechten Mann zu jedem derselben aussuchen. Und wenn sich zehn Subjekte zu einem Dienst auch melden, und keiner von ihnen ist geschickt dazu: so muß der Fürst keinen von ihnen dazu nehmen, ob sie sich auch gleich

alle

alle zehen dazu meldeten. Aber wie? wenn nun gar ein Fürst nach seinen bloßen Einfällen alle die Dienste besetzt? wenn er Diener wider ihre eigene Neigung und Ueberzeugung auf ihre Posten hinstellt? wenn er Diener aus einem Dienst, zu dem sie sich schickten, in einen andern überführt, zu dem sie sich nicht schicken, blos darum, weil ihm dies so beliebt? wenn er Menschen, die ihm Privatdienste leisteten, durch öffentliche einträgliche Staatsämter bezahlt, wozu sie nicht die geringste Eigenschaft haben? wenn er denkt — sobald ich will, es solle jemand dies oder das sein, muß auch jeder alles sein können?

Theodor. (hitzigunterbrechend.) Das kann ja nicht sein; das wäre ja — — —

Rothe. (mit aufgehabenen Händen.) St! — — Prinz, es gibt ein altes Sprichwort; das heißt — wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand dazu. Ein altes, wahres Wort! Davon bin ich so gewiß, als von meinem Dasein, überzeugt, daß der liebe, weise Gott keinen ein Amt gebe, ohne ihm auch den Verstand dazu zu geben; ja ich glaube noch mehr; ich glaube auch, daß er ihm den Verstand dazu noch eher gebe, als das Amt. Dies Sprichwort mag auch mancher

Digitized by Google

Fürst gehört haben, legt es aber nicht so aus, wie ich, und verläßt sich doch darauf. Entweder er denkt, daß, wenn er jemanden ein Amt gebe, Gott es selbigem durch ihn gebe, und so überläßt er es nun dem lieben Gott, demselben auch den Verstand dazu zu geben; oder er glaubt, was Gott thun könne, könne er auch thun, und glaubt im ganzen Ernst, Leuten nicht nur Aemter und Dienste, sondern auch Verstand dazu reichen zu können.

Theodor. Ha — ha — ha — ha!

Rothe. Ja, anders kann ich mir es nicht erklären. Letzteres verdient wirklich ein ha — ha — ha — ha! und beim erstern sollte ein solcher Fürst denken, daß Gott, wenn er ein Amt gibt, nicht das Amt zuerst, sondern den Verstand dazu, gebe. Da würde es ihm denn bald begreiflich werden, daß in allen den Fällen, wo er, der Fürst, Leuten ein Amt gibt, wozu sie noch keinen Verstand haben, er es sei, der es ihnen gebe, und nicht der liebe Gott, und daß er sich nun also in Ansehung des Verstandgebens auch auf Gott nicht zu verlassen habe. — Jedoch, nun wieder zu unserer Sache! — Sobald nun aber ein Fürst, der seine Dienste weise besetzt, arbeitsame, eifrige und treue

Diener hat: so halte er sie auch werth und schätze sie nach Würden: Wer wäre er, wenn er sie nicht hätte? Hülfen ihm alle seine noch so gutgemeinten Absichten, seine Ueberlegungen, Entschliessungen, Plane, Verordnungen und Einrichtungen etwas, wenn seine Diener ihm nicht dazu die Hand böten? Sind sie es nicht, durch die er an hundert Orten zugleich arbeitet und wirkt? Müssen sie ihm nicht alle ihre Kräfte leihen und sich für ihn aufopfern? Verdienen sie ihm nicht den ansehnlichen Sold, welchen ihm der Staat reicht, und wovon er nur einen geringen Theil wieder an sie zurückgibt? Ist's nicht immer sein Haus, dem sie dienen, sein Volk, für das sie arbeiten? Erleichtern sie ihm nicht durch ihre unermüdete Thätigkeit, durch ihre Treue und Gewissenhaftigkeit in Verwaltung ihrer öffentlichen Aemter und Geschäfte die Verantwortung, welche er vor Gott und der Welt von seiner ganzen Regierung abzulegen hat? Wird nicht all das Gute, das sie stiften, ihm zugeschrieben? Hat er nicht den Ruhm und die Ehre davon? Wahrlich, ein Undankbarer vom ersten Range ist er, wenn er dies alles nicht achtet, sondern seine Diener wie Hausthiere betrachtet, die für das blosse Futter, das sie bekommen, sich stumpf arbeiten

müssen, denen man zuletzt, wenn sie nicht mehr zur Arbeit taugen, um das unnütze Futter zu ersparen, den Gnadenschlag gibt, und an deren Statt man nun blos wieder andere junge und starke anschirrt, um jene weiter nicht zu vermissen! Ein solcher Fürst verdient nicht, daß er rechtschaffene Diener habe; er wird sie aber auch nicht leicht bekommen, und es geschieht ihm gerade recht, wenn er auf allen Seiten hintergangen, gemisbraucht und betrogen wird. Nur ist es zu bedauern, daß den grössesten Schaden nicht sowohl er, sondern vielmehr sein unglückliches Volk hat. — Nein, der Fürst mache sich dieser Herrensünden gegen seine wackern Diener nicht schuldig. Er gebe ihnen vor allen Dingen zureichende Gehalte. Er nehme dabei Rücksicht auf ihre Arbeiten, auf ihre Familien, auf ihren Stand und auf ihre übrigen Welt- und Hauslagen. Wer treu und froh arbeiten soll, muß von seiner Arbeit nicht nur leben, sondern auch gemächlich leben können; — der Missethäter im Kerker lebt auch, und zwar bei Wasser und Brod. Ein Fürst, der von hieraus einen Schluß auf das Lebenkönnen seiner Diener macht, sollte sich wenigstens nie an eine Tafel setzen, wo zehn und zwölf Gerichte aufgetragen wer-

werden. Es ist sehr an einem Fürsten zu loben, wenn er ein guter Wirth ist; aber er fange die Oekonomie nicht bei Salarirung seiner Diener an, noch weniger oekonomisire er an ihnen nur, um auf andern Seiten den unnützesten, unverantwortlichsten Aufwand zu machen. Ihre Besoldung muß in dem Verzeichnis seiner Ausgaben nicht der letzte Artikel sein, sondern der erste — weil sie ihm alle seine Landesrevenüen, die er jahraus jahrein zieht, jahraus jahrein verdienen müssen. Durch anständige Besoldung der nöthigen Dienerschaft sind noch nie die Finanzen eines Fürsten in Verfall gerathen; wohl aber hat das Darben derselben schon oft genug Unheil für Fürsten und Völker gestiftet. Es ist der falscheste unter allen oekonomischen Grundsätzen, die in die Seele eines Fürsten kommen können, seine Diener schlecht zu setzen. Wer schlecht sitzt, arbeitet auch schlecht. Wird er darüber zur Rede gestellt: so antwortet er mit Recht — wie der Lohn, so die Arbeit. Hat der schlechtsalarirte Diener Gelegenheit, sich an seinen Mitbürgern zu bereichern: so glaubt er, sein karger Fürst habe ihm hiezu eine stille Vollmacht gegeben. Er sportulirt nun über die Gebühr, läßt sich bestechen, schweigt, wo er reden soll, brand-

schatzt und plündert im Stillen, weil in seinem und seiner Kinder Magen mehr Säure ist, als sein Salar absorbirt. Hat er Gelegenheit, an fürstliche Kassen zu kommen: so trägt er kein Bedenken, anfangs erst nur so viel noch herauszunehmen, als ihm sein Fürst von Gott- und Rechtswegen geben sollte; und hat er dies eine Zeitlang gethan, so nimmt er bald noch mehr heraus, als ihm gebührt. Was will ein Fürst hernach zu allem diesen sagen, wenn ihm sein eignes Herz den Vorwurf machen muß, daß er seine Diener zu solchem Unfug zwinge? Will er sie nun gar noch dafür strafen: so ist's, als liesse er sie darum nur sündigen, um strafen zu können, und die Welt stellt ihn in die Reihe der Unmenschen. Nur alsdann, wenn er seine Diener gehörig soldet, kann er von ihnen die gewissenhafteste Betreibung ihres Amts und Treue gegen sich und sein Volk fordern. Findet er sie dann auf faulen Pferden: so strafe er sie, und die Welt wird ihm den Beinahmen des Gerechten geben. Diese menschenfreundliche Fürsorge für die Saläre der Diener wird besonders in unsern Zeiten immer nöthiger, mein Prinz, und dürfte vielleicht im kurzen einer der wichtigsten Gegenstände für die Fürsten werden. Die mehrsten Besoldungen rühren noch aus Zeiten her, in wel-

welchen die Preise aller Sachen kaum halb so hoch waren, als jetzt. Diese steigen und steigen immer mehr; jene bleiben, wie sie sind. Geht dies so fort, wie ist es möglich, daß Menschen sich noch nach öffentlichen Aemtern und Diensten sehnen sollen? Sehen sie nicht im Voraus schon, daß sie dabei darben müssen? Wovon sonst eine ganze Familie leben konnte, lebt jetzt kaum Mann und Frau. Wovon sollen die Kinder ernährt und erzogen werden? Wollen die Fürsten, daß ihre Diener die einzigen sein sollen, die Schulden machen müssen? Oder wollen sie, daß sie ehelos bleiben sollen? Leider geschieht dies schon häufig! O wenn Sie einst Fürst werden, nehmen Sie hierauf von Zeit zu Zeit Rücksicht; lassen Sie keinen Menschen, der Ihnen dient, auch den geringsten nicht, unschuldig sein Leben unter Nahrungssorgen verseufzen. Die Fürsten schlagen auf ihr Holz auf — die Bauern auf ihre Produkte — die Handwerker auf ihre Arbeit — — worauf soll der arme Diener aufschlagen? — Sein Fürst übe Barmherzigkeit an ihm aus! — Ein ganz neues Besoldungsreglement für alle Diener des Staats und des Volks ist nun bald eins der ersten Bedürfnisse für die Welt. Und

wenn

wenn ich es machen sollte, würde ich alle Sporteln und Accidenzien, sie mögten Nahmen haben, wie sie wollten, ausstreichen. Und dennoch wollte ich Bürge dafür sein, daß die noch einmal so starke Besoldung der nützlichen Diener dem Fürsten keinen grössern Aufwand machen sollte. Sie dürften nur — die unnützen Diener abschaffen und aus ihren Besoldungen Zulagen für jene machen. Es gibt noch mancherlei unnütze Leute und Kreaturen an den Höfen, lieber Prinz, und — was das ärgste ist — — diese haben oft den gröfsesten Gehalt . . . Doch hievon ein andermal . . . Der Fürst gebe aber seinen Dienern nicht blos zureichend Brod, sondern — er verbittere ihnen auch das Brod nicht, das er ihnen reicht. Er sei liebreich gegen alle seine Unterthanen, am liebreichsten aber gegen seine Diener. Es ist kein Brod so sehr Jammerbrod, als das Dienerbrod, wenn es immer zitternd gekäuet werden muß. Ein Fürst kann es leicht hierhin bringen; aber er hat weder Ehre, noch Freude, noch Segen davon. Jeder Diener sei seines Brods gewiß, so lange er seinen Dienst treu verwaltet. Seine Absetzung hange nicht von der Willkühr des Fürsten, oder von der Kabale seiner Feinde, sondern — von ihm

selbst

selbst, von seinem Herzen und Betragen ab. Dis, Prinz, gibt wackere Diener; und nur mit solchen kann den Fürsten und Völkern wahrhaftig gedient sein. Oft steht ein Rechtschaffener am Hofe einigen Schurken am Hofe im Wege; da ermangeln die Hofschurken dann nicht, den Hofrechtschaffenen anzufeinden, zu verläumden, zu verfolgen und zu verdrängen. Ein guter Fürst aber sieht bald die Kabale durch und thut ihnen den Willen nicht. Das beste Mittel ist — jeder Diener werde gehört. . . Muß der Unterthan mit seiner Verantwortung vor seinen Fürsten kommen können, wie vielmehr der Diener! Kein Fürst soll gegen seinen Diener zufahren. Thut er dies: so handelt er nicht nur wider die ersten Rechte der Menschlichkeit, welche bei allen Völkern auch den andern Theil zu hören gebieten; sondern er bricht auch sein Wort, das er jedem Diener, als er antrat, entweder schriftlich oder doch stillschweigends gab, ihn jederzeit hören zu wollen. Was sollen Bürger und Bauern von ihrem Fürsten sich getrösten, wenn er seine Diener nicht einmal hört? Wenn der Ackermann zwei Knechte hat und den einen von ihnen blos darum gleich aus dem Dienst jagt, weil ihn der andere angeklatscht hat, was sprechen seine Nachbarn dazu?

Digitized by Google

dazu? Nun, wenn ein Fürst seinen Rath schasst, blos darum, weil ihn andere Räthe verklatscht haben, was soll die ganze Nation davor sprechen? Der Diener bebe nicht sklavisch vor seinem Herrn, sondern liebe ihn mit zärtlicher Ehrfurcht. Er erschrecke nicht, wenn er ihn gegangen kommen sieht, sondern er freue sich, ihn wieder zu sehen. Gutmüthig, bescheiden, höflich behandle ihn der Fürst; und je höher der Diener ist, desto bescheidener und höflicher behandle er ihn. Schändet er sie selbst, wie kann er erwarten, daß sein Volk sie ehre? Sinkt alsdann alle Subordination und Ordnung in den Ständen, und er, der den Tirannen gegen seine Diener macht, schaft diese wieder zu Untertirannen gegen ihre Untergebene um. Aus seinen Augen gemishandelt weggehend, rächen sie sich nun dafür durch Mishandlungen an andere, die wieder so gegen sie schweigen müssen, wie sie gegen ihn. Zum Schimpfen und Schlagen eines Dieners würdige sich nie der Fürst herab; — o daß die Fürsten doch einmal glauben wollten, daß es, wenn sie dies thun, nicht anders aussehe, als — wenn sie in dem Augenblick den Hut verlöhren!!! Der Fürst widerstehe dem Jachzorn überall, am meisten aber gegen seine Diener.

Er

Er kann es nie wieder gut machen, wenn er seine Diener öffentlich mishandelt. Es ist schlechterdings beim Civil nicht, wie beim Militär, wo man den Soldaten erst unehrlich machen und dann die Fahne wieder über ihn schwenken kann. — — Einen recht grossen Beweis kann ein Fürst auch dadurch davon geben, daß er seine Diener schätze, mein Prinz, wenn er nicht ohne sie und immer allein handelt. Vorschriften muß er sich von ihnen nicht machen lassen; aber — seine Räthe in wichtigen Dingen zu Rathe ziehen — — dies ist fürstlich. Der Titel selbst, den sie haben, bringt es ja schon so mit sich; — wozu sind sie denn Räthe, wenn sie nicht Rath geben dürfen? Diese Art von Dienern kostet ja viel Geld; sollen sie blos Ja sagen, oder die Befehle nur vollstrecken — — solche Jasager und Befehlsvollstrecker könnte ein Fürst um viel wohlfeileres haben. Die eigentlichwissenschaftlichen Studien, die ausgebreitetern Landeskenntnisse, die Geschäftsroutüne, welche die Räthe haben, setzen den Fürsten auch oft erst in den Stand, seinen Planen und vorhabenden Einrichtungen die wahre Vollkommenheit zu geben. Wie oft geht es sonst den Fürsten so, daß sie gegebene Befehle zurücknehmen, getroffene Veranstaltungen wieder

Digitized by Google

der abändern müssen, blos darum, weil sie ihre Räthe nicht vorher fragten, ob sie praktikabel wären? Wahrlich, ein Fürst beschimpft sich nicht dadurch, daß er über eine Sache mit Sachverständigen erst spricht; sondern dadurch, daß er in Ermangelung dessen eine Sache verkehrt anfängt und hernach wieder aufgeben muß. Und wie lieb muß ihn nicht sein Volk dafür haben, wenn es hört, daß ihm des Landes Wohl so wichtig ist, daß er in Angelegenheiten desselben von Erheblichkeit nicht blos mit sich selbst, sondern auch mit seinen Räthen zu Rathe gehe, und auch als Fürst die Volkswahrheit zugestehe, daß — zehen oder zwölf Augen mehr sehen, als zwei — wenn auch gleich diese zwei Augen ein Paar Fürstenaugen sind! Mislingt hernach irgend eine Anstalt: so ist die Nation nicht nur dabei ruhiger, sondern der Fürst selbst auch kann es sein, weil er sie mit den Ersten der Nation überdacht und überlegt hat. Sind aber die Rathgeber selbst nicht unter sich einig: so schlage sich der Fürst zu der Parthei, die nicht sowohl die mehrsten Stimmen, als vielmehr die mehrsten Gründe für sich hat; denn oft haben drei Stimmen kaum einen Grund, dahingegen eine Stimme zuweilen alle

Gründe

Gründe hat. Jeder Mensch hat sein Fach, in welchem er am besten bewandert ist; es ist rathsam, daß ein Fürst bei jedem wichtigen Vorhaben auch mit denjenigen unter seinen Dienern darüber spreche, in deren Fach es vorzüglich einschlägt; sie mögen übrigens zu einer der obern, oder mittlern, oder untern Dienerklassen gehören. Jedem Diener müsse es freistehen, entdeckte wahre Mängel an vorwaltenden Anstalten mit Bescheidenheit seinem Fürsten zu zeigen; und wenn er auch nichts weiter, als der letzte unter allen Vollziehern und Bewerkstelligern derselben wäre. Es kann ja sein, daß diese Mängel von der Art sind, daß sie nicht eher bemerkt werden, als während der Vollziehung, oder daß sie gar der letzte der Vollzieher erst bemerken könne. Nun, so müsse ihn, und wenn er der unterſten Diener einer wäre, sein Fürst noch dafür schätzen, daß er ihm noch zu rechter Zeit die Augen öfnet; er müsse ihn als den Mann betrachten, der seine Ehre, da sie schon auf's Spiel gesetzt war, noch rettet, und dafür öffentlich loben und lohnen. Dies, Prinz, erregt einen rechten Enthusiasmus von Diensteifer, wenn jeder Diener erfährt, daß seine Vorstellungen Gehör finden und Eindruck machen, sobald sie die gesunde Vernunft

für sich haben; diese gesunde Vernunft möge übrigens aus dem Gehirn eines Präsidenten oder eines Subalternen kommen. Unter den Dieneen selbst, so verschieden sie auch an Amt und Würden sein mögen, wird hiedurch zugleich eine gegenseitige Werthschätzung bewirkt, die beiden höhern die Sucht über die niedern zu despotisiren einschränkt und in den Seelen der niedern ein edles Selbstgefühl erweckt und die Flamme des Patriotismus unterhält. Ein Fürst, der einen seiner niedrigern Diener dafür noch aushunzen könnte, daß er ihn zurechtweisen will, und der in solchen Fällen nur immer die Sprache gegen ihn führte — man solle nicht naseweis sein, sondern blos thun, was geheissen würde, wäre seiner nicht werth . . . So viel, als möglich, suche der Fürst den wackern Diener, wenn er ihn einmal hat, davon abzuhalten, daß er aus dem Dienst des Vaterlandes in auswärtige Dienste gehe. Das Vaterland verliert zu viel an ihm; es wird zwar nie an Subjekten fehlen, die sich zu seinem Dienst wieder melden; ob sie sich aber dazu schicken, das ist die Frage, und wie lange es währen wird, ehe sie den Dienst wieder so ausfüllen, wie er, dies ist eine noch wichtigere Frage. Wollte der Diener, das Kind des Vaterlandes, aus Mangel in fremde Dienste

Digitized by Google

sie gehen, die ihn sorgenloser nährten: so hat der Fürst ja auf der Stelle das Mittel in der Hand, ihn zurückzubehalten. Er entschädige ihn und setze ihn selbst besser; so wird derselbe das bessere Brod lieber im Vaterlande essen, als auswärts. Sehnte sich der Diener aus Ueberdrus seines für seine Kräfte zu engen Wirkungskreises im Vaterlande aus dem Schosse desselben weg; hat er wirklich höhere Wirkungskraft: so weise ihm der Fürst einen weitern Wirkungskreis an; so wird derselbe das grössere Gute, das er stiften kann, lieber für sein Vaterland, als für ein fremdes Land, stiften. Wäre Eitelkeit die Triebfeder, welche den Diener in ein fremdes Land reitzte, wo ihm etwa glänzendere Konditionen angeboten würden: so errege der Fürst in seiner Seele auf alle Weise den Patriotismus und mache ihm die Hofnung, mit der Zeit auch das zu Hause zu finden, was er in der Fremde sucht. Dies alles halte der Fürst nicht unter seiner Würde; er betrachte einen solchen Diener, der auswärts gesucht wird, nicht als einen Diener, der ihm den Stuhl vor sein Korpsdelogis setzt, sondern schätze sich's zur Ehre, daß seine Leute auch auswärts geschätzt und gesucht werden; diesen Gedanken halte er fest und behandle den auf der Flucht stehenden Diener darnach; so

Digitized by Google

wird es ihm gelingen, jeden brauchbaren Mann im Dienst dem Vaterlande zu erhalten ... Alle Wittwen und Waisen im Lande sind an den Fürsten, als an ihre letzte Instanz, von Gott gewiesen; wie noch weit mehr arme Dienerwittwen und dürftige Dienerwaisen! Mein liebster Prinz, dies ist ein recht wichtiges Kapitel für die Fürsten, welche den Ruf der Dankbarkeit, den Beinahmen der Dienerschätzer erlangen wollen. Wenn der Kaufmann stirbt, kann die Frau den Handel fortsetzen; wenn der Handwerker stirbt, kann die Wittwe sich Gesellen halten und die Profession forttreiben; wenn der Bauer stirbt: so sterben doch seine Aecker, Wiesen und Heerden nicht mit; aber — wenn der Diener stirbt: so stirbt für seine Familie alles zugleich mit. Wovon sollen seine Wittwe und Waisen nun leben? Seither lebten sie vom Gehalt des Mannes und des Vaters — mit dem Tode desselben hört er auf — — was nun? Denken Sie sich einen Reichen, der ein Kapital von zehntausend Thalern hat, und einen Fürstendiener, der einen jährlichen Gehalt von fünfhundert Thalern hat. Der eine hat, so lange beide leben, allerdings so viel Kapital, als der andre; aber bei ihrem Tode ist ein grosser Unterschied zwischen beiden. Die Familie des erstern ver-

verliert den Vater, aber — behält das Kapital. Die Familie des letztern verliert den Vater und das Kapital zugleich. Ihr Kapital von zehntausend Thalern war des Vaters Dienst. Es ist bald gesagt, aber mehrentheils unmöglich auszuüben, daß die Diener bei Zeiten für ihre Familien sorgen, sparen, zurücklegen und sammlen sollen. Wo sind denn die Dienste, bei welchen viel zurückgelegt und gesammlet werden kann? Sollen denn auch die Fürsten- und Volksdiener, die gemeinnützigsten unter allen Bürgern des Staats, unter allen Bürgern diejenigen gerade und die einzigen sein, welche nur immer an Tod und Sterben denken und auf jeden Lebensgenus Verzicht thun müssen? Dies sollen sie thun und — dennoch dabei unverdrossen und bis an ihren Tod arbeiten? Der Knecht auf dem Pachthofe hätte also seine Freudentage, und — der Rath am Fürstenhofe sollte nichts, als ein ganzes Leben voll Plag haben? Und wie? wenn nun der Diener gar in der Mitte seines Lebens stirbt — soll er da auch schon etwa so viel haben zurücklegen und sammlen können, daß Frau und Kinder davon leben mögen? Wie? wenn er sich im Dienst des Fürsten gar so früh zu Tode gearbeitet hat —

Digitized by Google

soll er da sterbend noch den Einfall verdammen, daß er in Fürstendienste trat, und wünschen, daß er lieber ein Bierbrauer, Schuster oder Schneider geworden wäre, damit er länger bei Frau und Kindern geblieben wäre, oder nun doch seine Wittwe das Handwerk und das Brauwesen fortsetzen könnte? Gott, wie lohnen die Fürsten mit Undank, wenn sie des Dieners, sobald er begraben ist, vergessen; wenn sie darum, weil er nun nicht mehr arbeitet, auch nicht weiter daran denken, daß er gearbeitet habe, und zwar so redlich und so brav, und wenn sie seine Wittwe und Waisen in Dürftigkeit und Elend hülflos jammern und schmachten lassen! Nein, jeder wackere Diener, der nichts hat vor sich bringen können, müsse sterbend noch den letzten Trost darin finden, daß sein Fürst nun an seine Stelle trete und der Vater seiner hinterlassenen armen Familie werde! Der Fürst beruhige sich ja nicht mit dem blossen Gedanken — ich habe ihn nicht todt geärgert . . . Das wäre ja vollends schrecklich, wenn ein Fürst seine Diener auch noch todt ärgerte . . . So müsste man, wenn der Tod des Dieners in Kupfer gestochen werden sollte, den Diener mahlen, wie er auf dem Boden liegt und in seinem Blute schwimmt, und wie sein Fürst neben ihm steht,

steht, den blutigen Dolch noch in der Hand, und wie Wittwe und Waisen des Dieners im Hintergrunde stehen und die Hände wider ihren Fürsten gen Himmel über den Kopf zusammenschlagen. Vielleicht, wenn es einen Fürsten gäbe, der so handeln könnte, daß ein solcher Kupferstich, wenn er öffentlich zum Besten der unglücklichen Familie seines Dieners verkauft würde, noch das einzige Mittel wäre, ihn menschlicher zu machen. Wenn der Fürst weiter nichts denken kann, als, daß er seinen Diener nicht todtgeärgert habe: so ist dies noch keine Beruhigung für ihn. So hat er also weiter nichts gethan, als — nur kein Unrecht an ihm ausgeübt. Ist das Beruhigung genug, nur kein Unrecht ausgeübt zu haben — oder kann man sich alsdann nur erst beruhigen, wenn man auch vortreflich handelt? Das ist schon ein edler Fürst, der seinen treuen grauegewordenen Diener nicht mehr, wie den vollkräftigen Mann zur Arbeit anstrengt oder auch nur auffordert, und der ihn auf seine alten Tage darum, weil er gar nichts mehr arbeiten kann, dennoch nicht Noth leiden läßt; aber das ist ein noch edlerer Fürst, der auch den Wittwen seiner wackern Diener eine verhältnismäßige Pension

ausſetzt, und für eine gute und ſtandesmäſſige Erziehung der dürftigen Waiſen derſelben väterlich Sorge trägt. Hungernde rechtſchaffene Dienerwittwen, herumirrende verlaſſene Dienerwaiſen ſind die gröſte Schande, welche ein Fürſt ſich ſelbſt anthun kann. Alle ſeine guten Unterthanen ſchütteln die Köpfe darüber, und alle durchreiſende gute Freunde weiſen mit Fingern erſt auf ſie und dann auf ihn. Die gewöhnliche Entſchuldigung, daß der Staat dergleichen Ausgaben nicht ertrage, gilt weder vor dem Richterſtuhl der Menſchlichkeit noch vor dem Richterſtuhl der wahren Oekonomie. Dieſe zeigt ihre Kunſt nicht an den erſten und nothwendigſten Bedürfniſſen, welche ſie vielmehr vollkommen befriedigt, ſondern an unnützen, überflüſſigen Verſchwendungen, die ſie allerſeits einſtellt. O mein Prinz, Beiſpiele von ſolcher Art, wenn ein Fürſt auch noch für die Familie eines wackern Dieners ſorgt, machen auf ſeine ganze noch lebende Dienerſchaft erſtaunende Eindrücke. Der Gedanke — dein Fürſt ſchätzt dich im Leben und im Tode und legt dieſe Schätzung durch Thatbeweiſe an den Tag — ſtimmt die Seele eines an ſich ſchon redlichen Dieners zu noch weit ſtärkerm Dienſteifer, zum höchſten Enthuſiasmus für den.

Für-

Fürsten, zum unüberwindlichsten Patriotismus und zu Aufopferungen aller Art für allgemeines Wohl. Ein Diener ist auch ein Mensch, und es muß dem Fürsten sehr daran gelegen sein, daß er dies sei. Als Mensch sind ihm die Familienbande süs und die Sorgen für seine Familie heilig. Manchen recht erhabenen, hochaufgespannten Diensteifer unterdrücken diese. Wenn nun aber der Fürst dazwischentritt und spricht — Auch diese deine Sorgen sollen meine Sorgen sein — — so geht der Diener für seinen Fürsten und für sein Vaterland in Feuer und Wasser — — —. Stirbt er den Märtirertod im Dienst — — dort lebt der Vater, spricht er, der für meine Kinder sorgt, und weiset mit der Rechten aus Flammen und Fluten noch nach dem Residenzschlos hin. — — — Prinz, die Fürsten beklagen sich zuweilen, daß sie so wenig treue Diener finden — — — welche Klage! wer führt sie? gegen wen wird sie geführt? wer soll der Richter sein?

Theodor. (brav.) J, das wollte ich wohl sein können. Ich würde so aussprechen — lernet treue Diener schätzen; so werdet ihr auch treue Diener haben . . . Das kommt mir ebenso vor, als wenn ein Amtmann seine Leute schlecht halten und sich hernach darüber be-

schweren wollte, daß er keine gute Dienstboten bekommen könne. (wie erschrocken.) Ach das war wohl ein falscher Vergleich; ich wollte sagen, es wäre geradeso, als wenn jemand seine Freunde nicht zu schätzen wüsste, und hernach über Mangel an wahren Freunden klagen wollte.

Bei diesen Worten trat Fürst Adolf ganz unerwartet zur Einsiedelei herein. Es war dies das erstemal, daß er Rothen und den Prinz hier aufsuchte oder antraf. Er sah sehr heiter aus und sprach: **Alleweil bin ich wieder Vater von sieben Kindern mehr geworden.** Da ist mir vor einigen Tagen einer meiner wackersten Diener, der Amtsrath B. in D.. gestorben und hat ein ganz Haus voll Kinder ohne Mutter und Vermögen hinterlassen. Ich komme eben von da zurück und habe all die sieben Kinder schon voraus nach der Stadt fahren lassen, wo sie auf meine Kosten erzogen werden sollen. Rothe, ich kann Ihnen nicht beschreiben, was das für ein trauriger Anblick war. Die Kinder sahen alle aus, wie die Schatten, und, was mir das Herz fast zerriß — so, wie ich in die Stube trat, fing ein Knabe von ihnen, dem ich Pathe bin, und der etwa sechs Jahre alt ist, sobald er mich sah, die übrigen an zu trösten. „Nun seid zufrieden, rief er aus, da kommt mein

Herr

Herr Pathe, unser Fürst." . . . Gutes Kind, erwiederte ich — du hast recht . . . (wischt sich die Thränen ab.) Ich habe für sie gesorgt, wie es meine Schuldigkeit war — ja, wie es meine Schuldigkeit war . . . Wie viel wollte ich darum geben, wenn ich das Leben ihres braven Vaters wiedererkaufen könnte! . . Was der Mann mag gelitten haben, ehe er starb, wenn er so seine sieben unmündige Kinder um sein Bette her in Thränen schwimmend sah! . . . Hätte ihn doch Gott einen vertrauensvollen Gedanken auf mich eingeflößt! . . Hätte er ihn doch in die Zukunft des heutigen Tages sehen lassen! . . . Nur Ruhe, nur Ruhe im Tode hätte ich ihm gewünscht . . .

Rothe. (zu Theodorn, während daß Adolf das Portrait Friedrichs, des Dienerschätzers in's Auge fasst und stumm betrachtet.) O Prinz, welch ein rührender Schlus unserer heutigen Unterredung! Lassen Sie ihn Ihr ganzes Herz in Bewegung setzen. — —

Adolf wendete sich um, fragte nach der Materie, über die heute gesprochen worden sei, und ging mit Theodorn auf eine Zeit buschein. Rothe nahm Friedrich, den Dienerschätzer, und stellte ihn dicht neben Adolf, den Menschlichen, hin. Als er hernach den Fürsten wiederfand, hörte

hörte er ihn noch ganz vernehmlich die Worte zum Prinz sprechen — sie sind weder fürstliches Zugvieh, noch sind sie unsere Sklaven — brave, wackere Menschen sind sie, ohne die wir uns todtarbeiten müssten und doch — mit nichts zu Stande kämen. Unsere Augen sind sie, durch die wir sehen — unsere Ohren, durch die wir hören — unsere Lippen, durch die wir reden — unsere Hände, durch die wir wirken — — himmelschreiender Undank ist's, wenn wir sie nicht schätzen — — —

Prinz Theodor erschien nun zuweilen an der fürstlichen Tafel. Als er zum erstenmal daselbst Platz nahm, geschah es ohne alles Geräusch, und niemand von den Anwesenden durfte thun, als wenn er ihn zum erstenmale allda bemerkte. Der Prinz war bescheiden und dreust, antwortete, fragte und unterhielt sich viel mit einem bürgerlichen Rath, der freie Tafel am Hofe hatte und Rothen zuweilen besuchte. Nie aber war er bei Tafel, als wenn der Fürst wusste, daß lauter Leute an derselben sässen, die er sprechen hören könnte. Rothe begleitete ihn alsdann jederzeit und fand seinen Platz neben ihm.

Fürst

Fürst Adolf gab zu erkennen, daß er nun einige Gesellschafter für seinen Sohn wünsche, die von seinen Jahren und Jünglinge von Kopf und Herz wären. Kaum verbreitete sich hievon das Gerücht, so ernannte jeder von den Vornehmern des Hofes und der Stadt seine Söhne auch schon im Herzen dazu, und es fehlte ihnen blos nur noch an dem kleinen unbedeutenden Umstande, — daß Adolf die Ernennung genehmige. Man sah dabei nur immer auf die Jahre der jungen Leute und vergaß der andern Eigenschaft, welche von ihnen gefordert ward, daß sie auch klug und gut sein müssten. Viele standen in der Meinung, daß die Mängel hieran durch die äusserlichen Vorzüge der Väter ersetzt würden, und ein Jüngling von Kopf und Herz oder ein Jüngling von Stande waren in ihrer Sprache gleichbedeutende Redarten. In Adolfs Sprache aber waren dies sehr verschiedene Ausdrücke. Er kannte die noch immer herrschenden Fehler in der Erziehung vieler sogenannten jungen Herren von Stande, so wie er die gangbarsten Jugendsünden seines Zeitalters wusste, und empfand keine Neigung dazu, seinen wisbegierigen, wakkern und unschuldigen Sohn durch vornehme Buben, die in Müssiggang, Wildheit und erfräheter Wollüstigkeit ihre Ehre fanden, verpe-

sten

sten zu lassen. Er gab an einem dazu bestimmten Morgen dem gesammten Adel seines Hofs sowohl als auch seiner Residenz die Erlaubnis, ihre Söhne ihm zu produciren, und musterte sie. Bei dieser Gelegenheit setzte er die verschiedenen Begriffe — ein junger Herr von Stande und ein junger Herr von Kopf und Herz — so deutlich aus einander, daß es viele unter den gegenwärtigen Vätern schon zu gereuen anfing, ihre Söhne heraufgeführt zu haben. „Es ist ein recht Unglück, sprach er unter andern, daß man in den sogenannten vornehmen Häusern den Knaben noch oft so frühzeitig sagt, wie vornehm oder wie reich sie gebohren sind. Ein vernünftiger Mann weiß, daß dies nicht die wahre Grösse des Menschen sei; aber — Knaben können den Unterschied zwischen wahrer und falscher Grösse noch nicht fassen. Wenn ihnen nun von ihren äusserlichen angeerbten Vorzügen schon vorgeschwatzt wird: so gewinnen sie natürlicher Weise gleich von Anfang an die falsche Grösse lieb, halten sie für die wahre und suchen hernach lebenslang wohl ihre Ehre in ihr. Unter zehn Knaben, denen so vorgeschwatzt wird, sind gewiß allemal neun, auf die dies die verderblichsten Eindrücke macht. Ihrer künftigen Reichthümer eingedenk, glauben sie nun nicht

nöthig

nöthig zu haben, etwas rechtschaffenes zu lernen. Auf ihren vornehmen Stand trotzend, werden sie leidenschaftlich, ausgelassen, wild und zügellos. Ihr ganzes Verdienst ist höchstens, daß sie Französisch plappern können. Auf den guten Seiten stehen sie alsdann den Leuten ihres Alters in den untersten Ständen oft nach; auf den schlechten aber übertreffen sie oft Erwachsene und Alte. Sie sind z. E. dummdreuster, als diese, sprechen immer zuerst, scherzen über eigene Thorheiten, loben sich selbst und haben schon mehr Erfahrung von den Mannigfaltigkeiten der Wollust. Das sind mir schöne junge Herren von Stande. Mich täuschen sie aber nicht. Ich will es jedem Jüngling im Gesicht ansehen, ob er brav oder ein Bube ist . . ."

Adolf entließ die ganze Versammlung, ohne sich zu bestimmen. Viele von den jungen Leuten hätte er gleich aus dem Saal treiben lassen mögen; so übel empfohlen sie sich ihm beim ersten Anblick. Einige waren darunter gewesen, die seinen Beifall erhielten und deren Nahmen er sich merkte. An einem andern Morgen ließ er sich auch die Söhne seiner Räthe und Diener vorstellen. Rothe fand ihn nachher zufriedener, als das erstemal. Noch an einem andern Morgen wurden ihm viel Jünglinge aus guten Bürger-

gerhäusern vorgeführt, unter welchen ein grosser Theil seinen völligen Beifall erhielt. Manche von ihnen hatten ein doppeltes herrliches Attestat bei sich; eins von ihren Lehrern und das andere in ihrem Gesicht. Die Durchsicht der Lehreratteſtate leitete den Fürsten auf eine Idee, welche seiner zu treffenden Auswahl unter den künftigen Gesellschaftern seines Sohnes die wahre Vollkommenheit gab. Er liess nehmlich die aufgeklärtesten und besten Lehrer an allen seinen Erziehungsanstalten in der Residenz zusammenkommen und befahl ihnen, auf ihr Gewissen ihm Jünglinge, die unter ihrer Aufsicht standen, zu diesem Behuf in Vorschlag zu bringen. Die Bedingungen dabei waren, daß sie jeden, den sie vorschlügen, genau kenneten, und ihn als einen lehrbegierigen, fähigen, gutgesitteten und noch unverdorbenen Jüngling kenneten. Diese Männer führten durchgängig traurige Klagen darüber, daß die Erziehung in den Häusern im Ganzen noch so wenig tauge, und daß die Eltern mit der Bildung, welche sie ihren Söhnen gäben, den Unterricht und der Bildung, die diese von ihren Lehrern empfingen, noch so häufig gerade entgegenarbeiteten. Besonders setzten sie hinzu, müssten sie es beklagen, daß

daß dies in den vornehmern Häusern am häufigsten geschehe. Die Mücken, sprach einer von ihnen mit gerechter Bitterkeit, welche ihnen zu Hause täglich um die Köpfe summen — ich meine die Geburts- Standes- und Vermögensmücken, stechen sie so gefährlich, daß ich, wenn sie zu mir in die Lehrstunden kommen, fast weiter nichts zu thun habe, als die aufgeblasenen Geschwülste an ihnen zu kuriren . . ." Das ist arg, erwiederte Fürst Adolf; jedoch, da ich nun überzeugt werde, daß es mit den sogenannten jungen Herren von Stande häufig wirklich noch so stehe, wie ich gedacht habe: so erkläre ich hiemit nochmals, daß mir schlechterdings nichts daran gelegen sei, ob die Gesellschafter meines Sohnes sogenannte junge Herren von Stande sind, oder nicht. Den Mann von Stande machte in meinen Augen nie der Titel, oder das Wapen, oder der Geschlechtsnahme, oder der Treffenrock, oder die Geldbörse, oder der Lakei hinter ihm, oder die Equipage — sondern — mehr, als alltägliche Kentnis, ein edler moralischer Karakter, und eigenes, selbsterworbenes, gemeinnütziges Verdienst. Noch weit weniger also macht in meinen Augen

den jungen Herrn von Stande der gnädige Herr Papa von, in, aus und zu, die reiche Tante, die hohe Frisur und das Stutzerwesen — sondern — der fähige Kopf, die Wisbegierde, der Fleis, der edle Ehrgeiz, die Unschuld des Herzens und ein gesittetes Betragen. Bringen Sie mir Jünglinge mit diesen Eigenschaften, so mögen sie zu Hause sein, wo sie wollen; für junge Herren von Stande denke ich sie bald dadurch zu erklären, daß ich sie unter allen ihres Alters zu Gesellschaftern des Erbprinzen auswähle. Vielleicht, daß dies Eindrücke auf viele der sogenannten Herren von Stande macht, und daß sie, wenn sie sehen, daß von ihren Söhnen nicht viele zu dieser Ehre gelangen, sich angetrieben fühlen, auf edlere und würdigere Erziehung in ihren Häusern zu denken; und — so habe ich alsdann ein Verdienst um die Nation mehr erlangt."

Dieser Instruktion zufolge fanden sich in der ganzen grossen Residenz neun Jünglinge von Theodors Jahren zusammen, die von ihren Lehrern sowohl, als von seinem Vater für würdig erklärt wurden, mit ihm Umgang zu haben. Unter selbigen waren ein Edelmann und zwei Rathssöhne; die übrigen sieben stammten alle

aus

aus guten Bürgerhäusern her. Adolf ward in seinem Glauben an die Phisiognomik nicht wenig bestätigt, als er sie alle neun mit Vergnügen wieder erkannte, wie sie unter den ihm bereits vorgestellten Jünglingen gewesen wären und seine Aufmerksamkeit besonders an sich gezogen hätten. Unter den Höflingen sowohl, als unter den sogenannten vornehmen Leuten in der ganzen Residenz entstand darüber viel Unzufriedenheit und Gemurmel, daß der Fürst Stand und Geburt so wenig schätze, und daß der Erbprinz von Jugend auf fast mit nichts, als mit Pöbel, umgeben sei. Adolf ließ sich aber hierdurch nicht irre machen, sondern erklärte bei jeder Gelegenheit laut, daß der vornehme Pöbel der eigentliche Pöbel sei, und daß er sein Haupt nicht niederlegen wolle, ohne in diesem noch den ganz eingeschrumpften und eingetrockneten Theodor nach Verdienst wieder anzufeuchten und zum Sprossen zu bringen. Theodor und seine Gesellschafter trugen von nun an Uniform. Kein Jüngling in der ganzen Residenz durfte selbige ohne ausserordentliche Erlaubnis zu tragen versuchen. Diese Erlaubnis aber bekamen nur solche Jünglinge, welche von ihren Lehrern unzubezweifelnde Attestate von der Vortreflichkeit ihres Kopfs und Herzens aufzuweisen

hatten. Sobald sie diese hatten, ward ihnen die Uniform verstattet; und sobald sie die Uniform trugen, durften sie den Erbprinz besuchen. Es war kaum zu glauben, was für herrliche Einflüsse diese anscheinende Kleinigkeit auf die Väter und Söhne in allen Ständen, und besonders in den höhern, hatte. Die strengsten Gesetze, die reichsten Prämien und Stipendien hätten den Fleis, die Rechtschaffenheit und Sittsamkeit unter den jungen Leuten nicht so allgemein befördern können. Zu dem edeln Ehrgeiz, der hiedurch angefacht ward, kam auch noch die sichere Vermuthung, welche die Väter hegen mussten, daß der Fürst einst die Jünglinge, welche Theodors Gesellschafter gewesen wären, vor allen andern versorgen würde. Und was mussten diese nicht hoffen können, wenn der Prinz selbst einst zur Regierung käme? Mithin glaubte jeder Vater das Glück seines Sohnes festgegründet zu sehen, sobald er ihn in der Uniform erblickte. Wer eine recht ausgesuchte, vortrefliche Gesellschaft von jungen Leuten bei einander sehen und einmal recht menschlichfroh sein wollte, musste zu Theodorn kommen, wenn er seine jungen Freunde bei sich hatte. In ihrem Zirkel ward kein jugendlicher Frevel ausgeübt und kein jugendlicher Unsinn gesprochen.

Un-

Digitized by Google

Unschuldige Heiterkeit, liebenswürdige Natürlichkeit, wetteiferndes Bestreben, einander Kentnisse mitzutheilen und an Kentnissen Theil zu nehmen, und freiwilliger Anstand waren der Geist, der sie beseelte. Adolf hatte es ein- für allemal erlaubt, daß sie unter Rothens Aufsicht nach seinen Landhäusern und Lustschlössern zusammen wandern konnten, wie sie wollten. Zuweilen begleiteten sie denn wohl die angesehensten Lehrer der dasigen Erziehungsanstalten, und so wurden die Wanderungen so lehrreich, als vergnügend für sie. Auch erlaubte es Adolf, daß Theodor oft mit seinen Gesellschaftern zusammenspeisete. Da formirten sie dann eine eigene Tafel, bei der der Prinz den Wirth machte und — sein Vater sogar zuweilen einer von den Gästen war. So oft dies letztere geschah, war Adolf nach Tische weit heiterer, als zuweilen, wenn er in Gesellschaft der vornehmsten Fremden an seiner eigenen Tafel gespeiset und — Langeweile und Ueberdrus zum Desert gehabt hatte.

Den ersten Schmaus gab der Prinz seinen Freunden am Geburtstage seiner Mutter, und bei dieser Gelegenheit hatte einer von den Lehrern eines dasigen Erziehungsinstituts den Einfall, daß der Prinz nebst seiner Gesellschaft

eine Komödie auf dem fürstlichen Theater aufführen mögte. Adolf und Ulrike sollten seiner Meinung nach nicht nur diesmal dadurch auf eine angenehme Weise überrascht werden, sondern er wollte auch den Vorschlag thun, daß hernach dergleichen öfter geschähe, weil dies eine treffliche Uebung für junge Leute in Dreustigkeit, Anstand und guter Deklamation sowohl, als auch in Uebernehmung verschiedener Rollen des Lebens sei. Rothe widersprach auf der Stelle dem Ueberraschungsplan, der dabei zum Grunde lag, und hielt es überhaupt für rathsam, über die ganze Sache bei dem Fürsten erst anzufragen, weil er einestheils wusste, daß Adolf kein grosser Freund vom Schauspiel sei, und anderntheils nicht wusste, was derselbe über die Geistes- und Herzensübungen durch dasselbe für junge Leute sowohl überall, als für einen Erbprinz besonders denke. Denn das Gespräch war zwischen dem Fürsten und ihm noch nie auf diesen Gegenstand gekommen. Als er nun den Fürsten darüber sprach, verbot selbiger diese Geistes- und Herzensübung für seinen Prinz nicht nur für diesmal, sondern auch auf immer, und setzte sehr nachdrücklich hinzu:

„Was

„Was das für Schwindeleien sind! Was werden die Leute doch noch alles angeben? — Aber der Mann wird mich für einen Pedanten halten, daß ich so etwas nicht leiden will — und ich halte ihn für einen Pedanten, daß er so etwas vorschlägt. Doch, wir können ja einer den andern halten, wofür wir wollen, ohne daß jemand dabei leide. Kurz, ich will dergleichen nicht haben. — Rothe, das Theater ist da, wie Sie wissen — warum sollte ich es den jungen Leuten nicht aufschliessen lassen, wenn ich es für gut hielte? Junge Leute mögen immerhin Komödie spielen, sobald sie sich dem Theater widmen und Schauspieler von Profession werden sollen. Da bin ich selbst der Meinung, daß sie nicht früh genug zu agiren anfangen können, wenn sie einmal gute Akteurs werden sollen. Aber lieber, bester Rothe, wozu denn theatralische Uebungen für Jünglinge, die einst Amt und Beruf im Staat haben oder zu den Geschäften des Lebens bestimmt werden sollen? Etwa zur Geistes- und Herzensübung für sie — wie unser Rektor spricht? Ob der gute Mann auch wohl selbst über die Sache nachgedacht haben mag, oder ob er dies etwa auch nur so nachspricht, wie so vieles in der Welt blos nachgesprochen wird! Man spricht, und

vielleicht spricht unser Rektor auch so, junge Leute würden durch solche Uebungen dreust, bekämen einen guten Anstand und lernten dadurch, sich auf dem grossen Welttheater einst gut produciren, würden vollkommener im Deklamiren, und geschickter, mancherlei Rollen des Lebens zu übernehmen, . . . Was die Dreustigkeit betrift: so darf man nur junge Leute von Jugendauf nicht intimidiren, nicht einsperren oder gar grausam behandeln, nicht schulfüchsisch und pedantisch sie erziehen; so werden sie gewis von selbst dreust genug sein. Es ist ja recht sonderbar, daß man erst den Geist des Jünglings durch unnatürliche Zucht niederschlägt und ihn hernach durch unnatürliche Mittel wieder emporheben will. Jene unnatürliche Sklavenzucht aus Häusern und Schulen weg, antworte ich; so braucht ihr dieser unnatürlichen Mittel nicht. Ueber den Punkt des Anstandes hin, ich mit unserm Rektor noch weniger einig. Der Anstand eines Jünglings muß der natürliche sein; auf dem Theater aber lernt er diesen nicht; denn er thut da, als wäre er, was er doch wirklich nicht ist, und spielt im eigentlichen Verstande die Rolle nur, die ihm da gegeben wird. Und Deklamirenlernen? — o man stelle nur fleissige laute Leseübungen mit jungen Leuten an, die noch so

sehr

sehr in Häusern und Schulen hintenangesetzt werden; man lerne nur selbst erst richtig lesen, lese ihnen alsdann richtig vor und lasse sie richtig nachlesen —— so bin ich fest versichert, daß sie alle besser deklamiren lernen werden, als durch so seltene Theaterübungen; denn täglich werden sie doch wohl nicht das Theater besteigen sollen? Das fehlte auch nur noch, daß dies in Vorschlag gebracht würde; so würde ihnen vollends alle Zeit zersplittert und alle Lust zu ernsthaften Studien benommen werden. Hätte der ehrliche Rektor jemals solche Theaterübungen mit seinen Schülern wirklich angestellt: so würde er haben bemerken müssen, was für ein grosser Zeitverlust sie für junge Leute sind. Statt ihre Stunden ihren Studien zu widmen, wenden sie sie auf das Memoriren ihrer Rollen an; statt die nützlichen wissenschaftlichen Bücher zu ergreifen, sitzen sie, sobald sie nach Hause kommen, und haben das Komödienbuch in der Hand und tragen es allenthalben mit sich herum. Sind sie in der Schule: so denken sie an das Theater, statt an die Lektionen zu denken; kommen sie zusammen: so ist die Rede von nichts, als von der nächsten Komödie, statt daß sie sich über ihre erlangten Kentnisse besprechen sollten. Nur alle vierzehn Tage so eine theatralische Uebung für

Digitized by Google

Schüler — so leiste ich die Gewähr dafür, daß sie allerseits nichts lernen. Wenn die eine Komödie aufgeführt ist, wird die andre schon wieder eingelernt, und wenn sie eingelernt ist, wird sie probirt, und wenn sie probirt ist, aufgeführt, und wenn sie aufgeführt ist, wieder eine andere eingelernt u. s. f. Nur gar zu bald wird das Komödienspiel bei jungen Leuten zum Penchant. Da lesen sie alsdann weiter nichts gern, als Komödien und — verlieren die Lust zu den ernsthaftern Studien. Diese erfordern Nachdenken, Fleiß, Anstrengung, Sitzefleisch, und kontrastiren zu sehr mit dem Theaterwesen. Sind hernach ihre Lehrer mit ihnen anzufrieden: so trösten sie sich dafür mit dem Beifall des Parterre, und das Lob der Eltern und Freunde — du hast heute deine Rolle recht schön gespielt — setzt sie über die Lehre in ihren Köpfen und über den Tadel der Vernünftigen deshalb weg. Dies ist doch alles wahr, lieber Rothe, und kein Mensch, der den Versuch damit gemacht hat, kann es ableugnen. Spricht man endlich, der Jüngling lerne auf dem Theater sich in mancherlei Rollen des Lebens schicken: so möchte ich zuförderst doch wohl fragen — wie viele von den Rollen, die der Jüngling da auf dem Theater spielt, einmal wirklich in

der

der Welt an ihn kommen werden? Wozu soll er aber Rollen, die einst gar nicht an ihn kommen werden, gar nicht an ihn kommen können, spielen lernen? Sollte man die Zeit, welche hiezu ohne allen Nutzen versplittert wird, und die doch so unwiederbringlich kostbar ist, nicht lieber dazu anwenden, ihn zu den Rollen recht vollkommengeschickt zu machen, die einst die seinigen sein werden? Welches ist aber der rechte Weg hiezu — der Weg vorübergehender Situationen und der Erregung des Affekts auf dem Theater, oder der Weg der stillen, ruhigen, überzeugenden Belehrung des Verstandts durch einen deutlichen Unterricht? Jeder Menschenkenner, dem es wahrhaftig darum zu thun ist, Menschen gut zu machen, wird den letztern einschlagen. Und dann Rothe — das gibt ja doch wohl jedermann zu, daß die Leute das, was sie auf dem Theater vorstellen, nicht wirklich sind, sondern nur recht sehr zu sein zu scheinen sich bemühen. Da entsteht also die grosse Frage, ob es mit der wahren Pädagogik übereinstimme, daß man jungen Leuten selbst Anleitung gebe, sich darin zu üben, zu scheinen zu sein, was sie doch nicht sind. Ich erinnere mich nicht, hierüber etwas befriedigendes

gele-

geleſen zu haben. Ich denke, dieſe moraliſche Unvollkommenheit lerne ſich doch wohl in der Welt, und ſo habe man gar nicht nöthig, jungen Leuten darin ausdrücklichen Unterricht zu geben. Man nennt das Theater eine Uebung des Herzens für junge Leute. Es giebt aber verſchiedene Uebungen des Herzens. Die Uebung in edlen Empfindungen hat die Natur offenbar nicht nur weit vollkommener, ſondern auch weit reiner; in ihren Schoos führe man die Jugend. Diejenige Uebung des Herzens aber, wodurch man ſich in den Ton jeder Leidenſchaft ſtimmen lernt, iſt ſie auch wohl für unſere Jünglinge anzurathen? Vielleicht, daß man auch beweiſen könnte, daß junge Leute, ſtatt durch das Theater ſich in alle Rollen des Lebens ſchicken zu lernen, vielmehr dadurch ungeſchickt gemacht würden, ſich hernach in irgend eine Rolle in der Welt recht zu ſchicken. Heute haben ſie dieſe Rolle, ſtudiren ſie recht ein, denken ſich, um ihre Sache gut zu machen, auf dem Theater recht hinein; nach einiger Zeit haben ſie wieder eine andere Rolle; ein andermal wieder eine andere; und — ſo bekommen ſie nie Feſtigkeit im Karakter. Dieſe Unfeſtigkeit im Karakter iſt denn aber wahrlich das unleidlichſte Weſen im gemeinen Leben, und iſt vorzüglich unausſtehlich

Digitized by Google

an Männern, die in öffentlichen Aemtern stehen. — Rothe, nachdem Sie nun meine Gedanken über das Komödienaufführen junger Leute näher kennen, werden Sie sich's vorstellen, wie mir bei dem Vorschlag ward, daß der Erbprinz Komödien aufführen helfen sollte. Fehlt's diesem an Dreustigkeit? Fehlt's ihm an Anstand? Deklamirt er nicht richtig? Dreuster, als er ist, soll er nicht werden; und daß sein Anstand immer so bleibe, wie er ist, das gebe Gott — das ist der Anstand der Natur und der Unschuld. Herzensübungen hat er genug schon in den schönen Gefilden seines künftigen Landes, in seiner Einsiedelei, in den Unterredungen mit seinen künftigen Unterthanen, in Ihrem Umgang, lieber Rothe, und in solchen Hütten, wie Taglöhner Müllers Hütte war und andere mehr. Das sind die rechten Herzensübungen für einen Erbprinz; — dabei soll er sich seine Fürstenrolle, die er einst zu spielen hat, sehr brav einlernen — so brav, daß er, wenn er die Bühne besteigt, keines Soufleur bedürfe... Das stände mir an, daß der Erbprinz mit dem Komödienbuch unherliefe oder in den Lauben sässe, und da seine härteste Noth memorirte. Wir wollen ihm nun wohl andere

Dinge

Dinge zu lernen geben, die sich zu seiner Rolle besser schicken. Er hat seine Rolle, die er einst spielen soll, bereits — er weiß sie schon — so mag er sich in dieser zur Hauptprobe, die er von mir selbst zu seiner Zeit halten soll, einzig und allein nur vorbereiten. Ihm ist die Uebung am wenigsten nöthig, sich in mancherlei Rollen des Lebens schicken zu lernen. Seine Rolle, die ihm bestimmt ist, und die er schon weiß, kann ihm niemand nehmen; auch kann der Fall nicht eintreten, daß er sie mit einer andern vertauschte; sondern er behält sie lebenslang, und — so wie nach Endigung derselben der Vorhang einst für ihn niederfällt, bekommt ihn sein Parterre nicht wieder zu sehen. Wozu also die Mancherlei Rollenübung — wozu die ganze Theaterbeschäftigung für ihn? Zum Vergnügen etwa? Es ist genug, daß ein Vergnügen schon während des Genusses Zeit kostet; wenn nun gar die Zubereitungen dazu noch zehnmal mehr Zeit kosten: so wird der Aufwand an Zeit, den es verursacht, für junge Leute offenbar zu gros und — unverantwortlich. Das dünkt mich ein richtiges Princip in der ächten Pädagogik zu sein, an jungen Leuten dem Hange zu solchen Vergnügungen zu widerstehen, zu

deren

deren Vorbereitung sie sogar schon viel Zeit verwenden müssen. Und überhaupt könnte es leicht geschehen, daß Theodor durch solche frühe eigene Theaterübungen eine Leidenschaft für's Theater bekäme, die ihn einst als Regent nicht wieder verliesse; wofür ihn Gott bewahre! Rothe, ich habe nichts dagegen, daß der Prinz in Zukunft guten Schauspielen beiwohne und auch als Fürst noch in sie gehe; aber schlechterdings soll er kein passionirter Liebhaber davon werden. Ich kenne die traurigen und oft gar schrecklichen Folgen, welche dies nur gar zu leicht für die Länder hat; besonders, wenn es nur mässige Länder sind, von deren Einkünften dem Fürsten überall nicht viel zur Verschwendung übrig bleibt. Da bauet der Fürst dann mehr prächtige Schauspielhäuser, während das andere öffentliche Gebäude Wüstenei ähnlich da stehen, und die Schulen Lehrern und Schülern auf die Köpfe fallen mögten. Da werden Akteurs und Akteuren übermässig besoldet, während daß die arbeitsamsten Diener des Staats kaum hinreichend Brod haben. Da werden Kastraten und Sängerinnen, Virtuosen und Balletttänzer, Theaterdirektors und Plaisirmeister von fernen Landen her verschrieben, gegenglänzende Bedingungen engagirt und mit größter

Di-

Distinktion behandelt; unterdes daß die würdigsten Leute in den Winkeln stehen müssen, als wenn sie das fünfte Rad am Wagen wären, und ihre Gage oft sechs, acht, zwölf Monate lang bei der Kammer in Rückstand bleibt. Da muß es an den süperbesten Dekorationen nicht fehlen, das Geld dazu komme her, woher es wolle, und wenn es vom Hofjuden auch zu zehn Procent gegen Verpfändung einer zur Wiederbezahlung ausdrücklich neuaufgelegten Accise aufgenommen werden sollte; zur Landes- und Volksdekoration aber ist kein Geld da; und wenn irgend gros Unglück einem Theile der Unterthanen widerfährt, so heißt es, daß die fürstliche Kasse dermalen keinen Beitrag zur Wiederaufhelfung derselben gestatte. Da gelingt es wohl einer fremden Theaterprinzessin, die Donna ihres Fürsten zu werden, seine rechtschaffene Gemahlin ihm zu verleiden, Staatskabalen anzuspinnen, Staatsintrigen zu spielen und jeden ihrer Plane, so landverderblich sie auch sein mögen, an seinem Herzen durchzusetzen. Da liegen die Regierungsgeschäfte, und die wichtigsten Landesangelegenheiten hangen hin, oder die Räthe und Diener können machen, was sie wollen. Niemand hat Aufsicht über sie; niemand stellt sie zur Rede. Der an das Theater gefesselte

Fürst

Fürst bekümmert sich nicht um die Dinge, welche in seiner wirklichen Welt geschehen. Ob die Landesrollen gehörig besetzt sind, oder gut ausgeführt werden, davon ist die Frage nicht; wenn nur die Rollen im Hamlet oder im König Lear richtig besetzt sind und süffisant ausgeführt werden. Erwacht ja der Fürst einmal und thut irgend wohin Nachfrage: so giebt man ihm ein schönes neues Originallustspiel in die Hände, worüber er des weitern Nachfragens wieder vergisst. Kommen ihm die Klaggeschreie und Jammerlieder des Volks einmal zu Ohren: so werden sie durch eine Bravourarie, in der Mamsell M. oder Mamsell S. sich selbst übertrift, bald wieder weggesungen. O wehe, o wehe dem armen Lande, welchem es so gehet! Nein — Theodor finde einst sein Theater unter seinem Volk. Da sorge er, daß alle Rollen vollkommen besetzt sein mögen — da spiele er selbst die Hauptrolle und spiele sie meisterhaft, und — sein Parterre, die ganze Nation, applaudire ihm. Da sei er selbst oft bei der Hauptprobe seiner Räthe in seinen Kollegien gegenwärtig und — streiche jede anstössige Stelle im Stück. Sein Volk, wenn es ihn öffentlich sehen will, müsse ihn nicht im

Schauspielhause erst suchen müssen; es sehe ihn auf seinen Märkten, in seinen Tempeln, und — allenthalben, wo Hülfe noth ist. Statt auf Theaterdekorationen übermäßigen Aufwand zu machen, dekorire er sein Volk. Statt in den Ruf zu stehen, daß er die besten Schauspieler und Sänger habe, sei er weit und breit darüber berühmt, daß er die weisesten Räthe habe und daß wahre gemeinnützige Verdienste von keinem höher geschätzt und belohnt werden, als von ihm. Statt, daß es heisse, wer ein vollkommenes Deutsches Theater sehen will, der reise zu Fürst Theodor, müsse es heissen, wer einen gut eingerichteten Staat und ein recht wackeres und frohes Volk sehen will, der reise in Theodors Land... So soll es sein — Rothe, so soll es sein! Alles, alles, was Theodor einst an Aufwand machen kann, das wende er für das Heil seines Landes auf. Nicht für das Theater sind wir Fürsten da, sondern — für unser Volk."

Rothens Geist neigte sich vor dem Fürsten, als er so gesprochen hatte, noch tiefer, als sein Körper. Ulrikens Geburtstag ward also ohne

Ro-

Digitized by Google

Komödie begangen, und nie ward wieder an dergleichen Geistes- und Herzensübungen für den Erbprinz gedacht.

Fürst Adolf wusste seinen Sohn, den künftigen Fürsten, mit edlern Arbeiten, als mit Auswendiglernen der Komödien, zu beschäftigen. Theodors Kentnisse vermehrten sich herrlich mit den Jahren; mit seinen Kentnissen vermehrten sich sein Fleis und sein Eifer. Jeder Unterricht, der seither an ihm angefangen war, ward fortgesetzt, und viel neuer kam noch hinzu. Einige der besten Lehrer an den dasigen öffentlichen Erziehungsinstituten nahmen nun an der Belehrung des Prinzen Theil. Rothe war klug und rechtschaffen genug, um sich für keinen Polihistor auszugeben, und Adolf dachte zu fürstlichbrav, als daß er ihn mit Arbeit überlasten sollte. Sein Fürst ließ ihm die Wahl, welchen Unterricht er ferner selbst fortsetzen, welchen er gegen einen andern nun auch nöthigen vertauschen und welchen er blos zu seiner Erleichterung ohne Tausch gänzlich abgeben wollte. Da behielt Rothe den Unterricht in den fremden Sprachen, in der Fürstenmoral und in der Geschichte bei, und verband damit die Unterweisung in den philosophischen

Studien, insofern sie nun Vorbereitung des Prinzen zur Akademie werden sollten. Die Naturgeschichte gab er an einen sehr würdigen Mann ab, der auch auswärts seiner seltenen Naturkentnisse wegen bei allen Sachverständigen in grossem Ansehen stand. In der Geographie war der Prinz bereits so weit vorgeschritten, daß er keines Lehrers in ihr mehr bedurfte. Ein anderer Lehrer unterwies ihn in der Statistik und in den Anfangsgründen der Kameralwissenschaften. Noch ein anderer gab ihm wöchentlich einige Stunden in den Alterthümern und in der Heraldik. An der letztern fand der Prinz auch nicht den geringsten Geschmack. Weit lieber sah er seinen Zeichenmeister kommen, als den Antiquitäten- und Wapenmann. Tanzen lernte er gern; reuten aber lernte er lieber, und das Klavier noch lieber. Dies Instrument war es, welches er allen andern vorzog und wozu er von Kindheit an grosse Lust bezeigt hatte. Sein Lehrer darin lobte ihn seiner musikalischen Anlagen wegen sehr und pflegte es oft zu bedauern, daß selbige, und vorzüglich sein musikalisches Gehör, nicht an ein anderes geringeres Menschenkind gekommen wären, welches davon einst wirklich Metier und dadurch sein Glück in der Welt machen würde. Ulriken war dies sehr angenehm;

denn

denn sie war selbst eine grosse Freundin des Klaviers; und Adolf rechnete das Vergnügen am Klavier unter diejenigen, welche keinen Fürsten verderben.

„Das ist mir lieber, sprach er, als er von Theodors mit Fähigkeit begleitetem Hang zum Klavier hörte, als wenn ich hörte, daß er ein wilder Reuter, oder ein starker Jagdlustiger wäre. Das Klavier ist und bleibt das schönste Instrument und hat die vollkommenste Harmonie. Das wäre mir freilich nicht gelegen, wenn er über die Musik jetzt seine nothwendigern Kentnisse und einst als Fürst seine Regierungsgeschäfte vernachlässigte — doch das wird er auch gewis nicht thun; aber das ist mir gerade so recht, daß er in Stunden der Zerstreuung und Erholung durch Vergnügen, die jeder Mensch haben muß, wenn ihm die Natur durch rauhe Jahrszeit und Irrwetter den Zutritt zu sich versagt, an dessen Statt seinen Gang zum Klavier nehme. Eins der schönsten Vergnügen, welches man an die Stelle des Naturgenusses setzen mag, ist gewis das Klavier. Nicht die Erheiterung blos als Erheiterung meine ich, welche die Seele an selbigem empfängt, sondern — das Milde und Sanfte, welches dieser Art von Seelenerheiterung eigen ist. Man

wird dadurch froh und — bleibt zugleich ein edler Mensch. Die herrliche Harmonie des Klaviers giebt dem ganzen Geist eine recht harmonische Stimmung, und kann nicht anders, als auch Harmonie des Lebens wirken. Ich mögte wohl schon einmal das verschiedene Benehmen zweier Fürsten gegen einen bittenden Unterthan dicht neben einander sehen, von welchen dem einen der Supplikant seine Supplik überreicht, wenn er von der Parforcejagd zurückkommt, und dem andern, wenn er vom Klavier aufsteht. Jenem gellen noch immer hus — hus und hau — hau in den Ohren; dieser aber hört noch immer die schönen Ackorde, welche er grif, und — so greift er gewis nun noch den letzten allerschönsten Ackord — oder — er gewährt dem Unterthan die Bitte ... O solche Vergnügen, Rothe, liebe immerhin mein Sohn — der künftige Fürst!"

Wenn der Prinz auf die Reutbahn ging, ging Rothe mit. Ebenso begleitete er ihn auch, wenn derselbe mit dem Bereuter ausritt. Er kannte einmal seine Lebhaftigkeit und wollte ihn also wenigstens in der ersten Zeit nicht, wenn er zu

Pfer-

Digitized by Google

Pferde wäre, sich selbst oder dem Bereuter blos anvertrauen. Es ereignete sich aber, daß Rothe auf einige Tage krank ward. Der Prinz, als er deshalb von der Reuthahn bleiben müssen, bat ihn endlich sehr, daß er ihn doch mögte allein dahin gehen lassen. Nach vielen Bitten erlaubte er es ihm und — bereuete es bald. Kurz, es ward dem Fürsten hinterbracht, daß der Prinz mit dem Bereuter im Felde in die Wette geritten, daß das Pferd durchgegangen, daß er eine Meile von der Stadt gestürzt und hernach ohne Pferd und ohne Hut zum Thore hineingekommen sei. Den Bauern, welche das Pferd aufgefangen und zum Stall zurückgebracht hatten, war zwar von dem Bereuter Stillschweigen befohlen worden; auch machte Theodor diesen Vorgang zum ersten Geheimnis vor Rothen; allein Adolf erfuhr noch vor Abend alles und sprach mit dem Prinz sehr nachdrücklich darüber, der die Schuld auf's Pferd schob, nie wieder so scharf zu reuten versprach und seinen Vater nur um alles bat, Rothen nichts davon wissen zu lassen, damit er nicht noch kränker würde. Adolf schlug ihm dies ab, weil Rothe alles wissen müsse, und brachte den ganzen Vorgang diesem auf eine gute Art bei. Die Schuld aber davon schob er nicht, wie der Prinz, auf das Pferd, sondern auf den Be-

reuter, der ihn weder so ein wildes Pferd hätte besteigen lassen, noch so scharf mit ihm reuten sollen, ließ diesen kommen und sagte ihm in Theodors Beisein folgendes Wort zu seiner Zeit:

„Ich habe Ihn für einen vernünftigen Mann gehalten, aber bald bringt er mich auf die Gedanken, daß ich mich in Ihm geirrt habe. Weiß Er, wer dieser junge Mensch ist, den ich zu ihm auf die Manege schicke? Nicht aus Stolz frage ich Ihn dies, sondern um Ihn den Werth desselben mehr schätzen zu lehren und das Unbesonnene Seiner begangenen Handlung fühlen zu lassen. Es ist die einzige Hofnung meines Volks, Seiner Mitbürger und Seines Vaterlandes ... Es ist nicht recht, wenn Er irgend eines Jünglings Leben, den Ihm ein Vater zuschickt, so auf's Spiel setzt; aber was hat Er gedacht, das Leben eines Erbprinzen einem unvernünftigen Thiere so Preis zu geben? Reuten soll Er die jungen Leute lehren, aber nicht jagen und halsbrechen. Könnte Er, wenn das Unglück vollkommen geworden wäre, mit aller seiner Reue darüber und mit seinem Leben dasselbe wieder ersetzen? Sehe Er doch einmal diesen Jüngling an, wie gesund, munter, ganz und proportionirt er ist. Ist selbiger darum so sorgfältig bewahrt worden, daß er, wenn ich auch

nur

für das geringste Unglück annehme, welches leicht hätte geschehen können, unter seinen Händen zum Krüppel werde? Er hat vermuthlich gedacht, daß Er sich da recht sehen lassen wolle, wenn der Prinz mit Ihm Wette reuten könne; ich wollte es Ihm aber wohl besser sagen, was Er habe sehen lassen. Sage Er sich's in diesem Augenblick selbst! Daß ein Fürst gut und geschickt zu Pferde sitze, lobe ich; aber Kourier wird der Prinz nie reuten, und Wettrennen soll er auch nicht mitmachen. Dazu ist sein Leben zu schätzbar, und es ist unverantwortlich, wenn dies je ein Fürst thut. Das Pferd hat keinen Verstand und kehrt sich viel daran, wenn es gemisbraucht wird, ob ein Erbprinz auf dem Sattel sitze oder nicht; Er, der Bereuter, muß Verstand haben und bedenken, daß ein Erbprinz darauf sitze. Er wird doch wohl seine Pferde kennen? Wenn das Pferd wild ist, warum läßt er es den Prinz besteigen? Habt ihr es aber wild gemacht, desto schlechter! Ich kann überhaupt die Mishandlungen der Thiere nicht leiden und ärgre mich, so oft ich den geringsten Menschen unbändig reuten sehe. Das gemishandelte Thier rächt sich grausam an seinem Quäler, sobald es Herr über ihn werden kann. Auch von dieser Seite verdrießt mich Seine Unbesonnen-

nenheit. Er hat den Prinz zuerst Thierquälereien gelehrt, von der er nie etwas gewusst hat und an der kein künftiger Fürst Vergnügen finden muß. Und wie läßt denn das, wenn der Erbprinz da so wild herumtobt? Erklärt nicht jedermann einen Menschen, der wild reutet, für einen Unbesonnenen, für einen Leichtsinnigen und für einen Wagehals? Das ist also fein, wenn die Nation diese niedlichen Qualitäten an seinem künftigen Fürsten erblickt! Kann man auch von einem Menschen, der sein eigenes Leben so leichtsinnig auf's Spiel setzt, erwarten, daß er fremdes Leben hochschätzen werde? Das ist also ein schöner Trost für ein Volk, wenn es in seinem künftigen Fürsten einen Wagehals erkennt. Und wie ich höre, seid ihr schon zum Thore hinausgesprengt — — ist das auch wohl für einen Erbprinz anständig? Schäme Er sich, daß Er meinen Sohn vor meinen Bürgern so tief hat heruntersinken lassen. Er hat verdient, daß ich ihn strafe."

Da fiel Theodor seinem Vater um den Hals und that eine flehentliche Fürbitte. Adolf ließ sich erweichen, verzieh dem Bereuter und entließ ihn unter der Bedrohung, daß er, so, wie dergleichen wieder geschähe, auf der Stelle seinen Dienst verliehren sollte. Zu Theodorn aber sprach

sprach er hernach noch: „Kränke mich nie wieder so, mein Sohn, und beschimpfe dich nie wieder so vor deinen Mitbürgern. Was mögen die Leute gedacht haben, wenn sie dich erst so zum Thore hinausspreugen und dann ohne Pferd und Hut wiederhereinkommen gesehen haben! Und das alles wie unter meinen Augen und an dem Ort, wo ich zu derselben Zeit gegenwärtig gewesen bin! Merke dir meine väterliche Warnung und — reute in deinem ganzen Leben vernünftig und vorsichtig. Ein Fürst hat schlechterdings keine Ehre davon, daß es heisse — er ist der erste REUTER im Lande. Dies ist eine Ehre, die er allenfalls seinem Bereuter überlasse. Die Nation verlangt an ihm keinen Bereuter zu haben, sondern einen weisen und guten Fürsten. Du hast auch gar nicht nöthig, ein Pferd anzustrengen; denn du wirst immer Pferde haben, die an sich selbst gut laufen. Alle wilde Reuter verunglücken endlich doch einmal, und das letzte Pferd, das sie dann bestiegen haben, nimmt an ihnen schreckliche Rache für die Grausamkeiten, die sie an allen übrigen Pferden vorher ausübten. Die Menschen sind unzählbar, welche durch Pferdemishandlungen schon um's Leben kamen; entweder auf der Stelle durch die abscheulichsten To-

des-

desarten, oder doch durch Zerrüttung ihrer Gesundheit beim Sturz, die sie hernach nie wieder herstellen konnten. Auch mancher Fürst, der ein wilder Reuter war, hat seine Unbesonnenheit und Waghaftigkeit schon theuer bezahlen müssen. Laß dich deine Lebhaftigkeit nicht verleiten, die Zahl derselben zu vermehren. Denke, wie stark und gesund dich die Natur gebaut hat — wie du die einzige Freude deiner Mutter, der Segen deines Vaters und die ganze Hofnung der Nation bist. Du kannst lange leben, wenn du willst, und kannst ein glücklicher Greis werden, wenn du willst. Theodor, Theodor, thue mir so etwas nie wieder!"

Theodor versprach unter tausend Thränen und — hielt Wort. Nie sah man ihn von dem Tage an wieder wild reuten, und alle seine Mitbürger hatten ihn dafür lieb. — Unter allen neuen Wissenschaften, welche der Prinz jetzt trieb, war keine, die ihn ganz so an sich gezogen hätte, als das Naturrecht, welches ihn Rothe recht wie aus seinem eigenen Herzen lehrte. Fürst Adolf bezeigte darüber ungemeine Freude und sprach einmal gelegentlich zu Rothen: „Jede andere Nachricht von der Wissenschaftsbegierde meines Sohnes könnte mir so viel väterliches Vergnügen nicht erwecken, als diese. Wie es

um

um die Religion auf dem Erdboden steht: so steht es auch um das Recht daselbst. Tausenderlei Religionen, und doch nur eine, — die Naturreligion; und tausenderlei Rechte, und doch nur eins — das Recht der Natur. Sind alle Religionen nichts anders, als verschiedene Modifikationen der einzigen ursprünglichen Naturreligion: so sind auch alle Rechtsverfassungen nichts anders, als verschiedene Modifikationen des einzigen ursprünglichen Naturrechts. Alle die Umstände, welche dazu beitragen, die Naturreligion in einem Lande anders zu modificiren, als in dem andern, tragen auch dazu bei, und zwar noch weit mehr dazu bei, das Recht daselbst anders zu modificiren. Man kann mit Wahrheit sagen, daß das Recht noch ein weit traurigeres Schicksal gehabt habe, als die Religion. Die Natur hat sich es müssen gefallen lassen, auf allen Seiten von den Menschen verschraubt zu werden; arg haben sie es mit ihr gemacht in der Religion; aber — gar arg haben sie es mit ihr gemacht im Recht. Unverantwortlichere Verschraubungen, Verdrehungen, Verzerrungen, ja gar Verdrängungen lassen sich nicht denken, als hierin an ihr gewagt und durchgesetzt worden sind. In ganzen Gesetzbüchern der Nationen kann man oft

kaum

kaum noch einige Zeilen des eigentlichen ursprünglichen Naturrechts zusammenstoppeln. Oft enthalten sie in ganzen Kapiteln schnurgerade das Gegentheil davon. Aber so, wie dasjenige Religionssistem das preiswürdigste ist, aus welchem die Naturreligion noch am reinsten und vollkommensten hervorleuchtet: so ist auch diejenige Gesetzgebung und Landesordnung die vortreflichste, in welcher sich das Naturrecht am reinsten und vollkommensten abdrückt. Es gab allerdings Ursachen, die es unmöglich machten, die simple, pure Naturreligion zur Volksreligion zu machen; und so gab es auch Ursachen, die es verhinderten, das simple, pure Naturgesetzbuch zum Volks- und Staatsgesetzbuch zu machen. Aber die Täuscher, die Betrüger, die Volks- und Menschenfeinde haben im Recht noch schlimmer gehauset, als in der Religion; und, was das ärgste ist, — die schlimmsten Naturreligionsverderber sind auch die schlimmsten Naturrechtsverderber gewesen und — haben bei der lezten Verderbung so viel Schutz gefunden, als bei der ersten, und das aus einerlei Ursachen. — — Das hätte ich erwarten sollen, daß Theodorn das Recht der Natur vorzüglich behagen würde. Ein

Mensch,

Digitized by Google

Mensch, der allenthalben in den Gang der Natur eingeleitet und in den Ton der Natur gestimmt worden ist, der in der Natur das reinste Vergnügen und in der Natur die wahrste Religion sucht, sucht auch gewis in der Natur das einzige menschliche Recht. Wird es ihm nun vollends ungesucht dargeboten: so kann es nicht anders sein, als daß er gleich mit beiden Armen darnach greife. O wie schön ist es, wenn die Erbprinzen wacker Naturrecht studiren, und wenn sie es vorher schon recht aus dem Fundament verstehen, ehe sie in der Regalienkunde unterrichtet werden! So lernen sie die Gerechtsame schätzen und für unverletzlich halten. Wenn sie dann zur Regalienkunde geführt werden: so bringen sie ein erhöhetes natürliches Gefühl zu ihr mit, welches sich bald grosmüthig gegen jede derselben empört, die gewaltsame Beeinträchtigung und Beengung der heiligen Sache der Menschheit, der Bauer- und Bürgerfreiheit ist. Man wird sie dann einst, wenn sie zur Regierung kommen, nie als Fürsten finden, die noch durch Vermehrung ihrer Regalien auf Volksdrückung ausgehen, sondern als solche Fürsten, die dem armen Unterthan das so schon auf ihm liegende Joch zu erleichtern suchen und

sogar

sogar den drückendem Theil ihrer Regalien, so lange Observanz sie auch für sich haben mögen, unausgeübt lassen; denn der grosse Gedanke, der fürstlichste unter allen Fürstengedanken, hat sie einmal innigst durchdrungen — daß die Rechte der Menschheit nie verjähren können... Rothe, wenden Sie ja Ihren äussersten Fleis an, Theodorn im Naturrecht auf das vollkommenste zu unterrichten und ihn dadurch für die Sache der Menschheit recht enthusiastischwarm zu machen. Ei, wie wird er dann einst stutzen, wenn er in die eingeführten Rechte blickt! Ich kann mir ihn schon vorstellen, wie er alsdann über jede Seite derselben den Kopf schütteln und sich innigst gegen viele unserer Gesetze empören wird. Rothe, ich weiß das alles recht gut, was hiegegen eingewendet zu werden pflegt. Ich weiß recht gut, daß Umstände die Sache ändern, daß nach manchen bürgerlichen Verhältnissen manches natürliche Gesetz sich modificiren müsse u. s. w. Aber das weiß ich auch ebensogut, daß viele unserer Gesetze dem natürlichen Recht näher gebracht werden könnten, ohne daß bürgerliche Einrichtung und Staatenverfassung dabei litte. Und da ich hiebei schon manchen wichtigen Schritt in meinem Lande gethan habe: so muß es mich in

wohl

wohl unendlich freuen, einen Nachfolger in der Regierung hoffen zu können, der einst da fortgeht, wo ich noch stehen bleiben musste, der immer mehr von dem alten kanonischen und gothischen Schutt in den Rechten auf die Seite räumt, sein Landesgesetz immer deutscher, christlicher und menschlicher macht, und menschliche Freiheit und menschliche Wohlfahrt immer mehr erweitert. Wenn er dann auch manches altfränkische, den rauhen Geist seines Zeitalters noch athmende Gesetz einstweilig im Gesetzbuch noch stehen lassen muß: so ist's ihm als Fürsten doch frei, in einzelnen vorkommenden Fällen davon zu dispensiren. Hangt er alsdann am Recht der Natur, wie wird sein Herz ihn von dieser Freiheit oft edlen Gebrauch machen lassen! Wie wird er sich nicht daran kehren, wenn die Herren mit den grossen Perücken dazu sauer aussehen und sich ungeberdig darüber stellen, daß er die Gesetze durchlöchert! Ein Fürst durchlöchere immerhin die alten, unmenschlichen, für sein Zeitalter nicht mehr passenden Gesetze; je mehr der Löcher werden, die er in sie macht: desto eher kommen sie zur Ehre der Menschlichkeit ganz über die Seite. Sind auch die Landesgesetze noch so weit entfernt vom natürlichen Recht und-

ist die Seele des Landesfürsten nur recht voll vom natürlichem Recht: so ist der Menschheit in einem solchen Lande schon überschwenglich geholfen. Heil meinem Theodor! Heil meinem Volke! Das ist der rechte Weg, für die Völker zu sorgen, daß man ihre Fürsten für das Naturrecht inbrünstig warm mache . . ."

Mit eben dem Eifer, mit welchem Fürst Adolf für den Lehrunterricht seines Sohnes sorgte, sorgte er nun auch für die Lektüre desselben. Theodor las gern und las wirklich. Rothe hatte ihn immer darin geübt, das, was er gelesen hatte, ihm wiedererzählen und zwar im Zusammenhange wiedererzählen zu können. Geschichte las er vorzüglich gern; und wenn er darin auf eine recht vortrefliche menschliche Handlung stieß: so kam er oft wie ausser Athem, das Buch in der Hand, bald zu Rothen, bald zu Adolf, bald zu Ulriken gelaufen und rief aus — hören Sie einmal — o da hören Sie einmal — — wie göttlich doch Menschen handeln können! Gerieth er aber auf eine recht schrecklichunmenschliche Handlung: so warf er wohl das Buch weg und sprach unmuthsvoll vor sich — das hätten sie lieber nicht aufschreiben sollen — o über den Lö-

Löwen mit Menschengesicht — o über den Bär mit Menschentatzen — o über den Wolf mit Menschengebis! Die Erzählungen von Kriegen und Schlachten in der Geschichte pflegte er zu überschlagen und sagte oft deshalb zu Rothen — das sollte doch nicht sein, daß Menschen Menschen todtschössen, und daß ihre Fürsten dazu gebt Feuer riefen ... Reisebeschreibungen las der Prinz auch sehr gern. Die Karaktere der Nationen, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Fähigkeiten und Kulturgrade, und überhaupt die Verschiedenheiten der Menschheit unter verschiedenen Umständen gewährten ihm ausnehmend viel Unterhaltung. Rothe traf ihn oft an, wie er manche solcher Reisebeschreibungen zum drittenmale las. Gedichte las er auch gern; aber sie mussten vorzüglich sein. Ueberhaupt hatte er seinen guten Geschmack bis jetzt durch die Wahl seiner Lektüre sehr bewiesen. Rothe hatte darüber stets die Oberaufsicht gehabt und bekam die Oberaufsicht dazu von Adolf jetzt auf's neue. Des Prinzen Lektüre ward nun besonders mit philosophischen Schriften vermehrt. Rothe gab ihm nach und nach die besten unter den neuern Weltweisen Deutschlands und des Auslandes in die Hände.

Digitized by Google

Theodor gewann die Weisen Brittanniens unaussprechlich lieb. Unter allen Arbeiten der Philosophen gefielen ihm vorzüglich ihre Untersuchungen, Beobachtungen und Reflexionen über den Menschen. Der Mensch war es, den er am eifrigsten studirte; den er am liebsten allenthalben suchte und am liebsten allenthalben fand. Eine herrliche Anlage zu einem künftigen guten Fürsten! Eine Anlage, worauf sich der wahre Geist der Gesetzgebung gründet und auf der die Fürsten die Vollkommenheit aller ihrer Anstalten für das gemeine Beste erbauen müssen! Der Hofbuchladen ward nun einer von denjenigen Oertern, wo man Theodorn in Gesellschaft seines Führers am häufigsten antraf. In den Journalen fand Rothe die Anzeige jeder neuen nützlichen Schrift so früh, als möglich, und sein eigener Geist war stark genug, bei eigener Prüfung jedes recensirten Buchs zu bestimmen, ob das darüber gefällte öffentliche Urtheil der Wahrheit gemäs sei oder nicht. Beim Lesen selbst war er dem Prinz immer zur Hand, erklärte ihm dunkle Stellen, machte ihn auf jeden neuen Aufschlus, der irgendwo gereicht ward, aufmerksam, und unterhielt sich hernach über das gelesene oft stundenlang mit ihm. Eine so eingerichtete und fortgesetzte Lektüre war für Theodorn

von

von ganz ungemeinem Nutzen. Seine Kentnisse erweiterten sich nicht nur dadurch schneller und mehr, als wenn er dreimal so viel mündlichen Unterricht empfangen hätte, als er wirklich empfing; seine Ideen über alles wurden dadurch nicht nur immer bestimmter, richtiger und deutlicher; sein Gefühl des wahren Schönen entwickelte und vervollkommte sich nicht nur dadurch in einem immer höhern Grade; sondern er lernte sich auch über alles, was er wusste, sehr gut ausdrücken und bekam bald, ohne ängstliche Anleitung, noch tausend und aber tausend Regeln dazu empfangen zu haben, einen sehr ausgebildeten Stil. Rothe ließ es auch nicht an Uebungen desselben durch eigene kleine Ausarbeitungen und Aufsätze des Prinzen fehlen, wozu er allemal solche Materien wählte, über die derselbe eben viel gelesen hatte. Alle diese litterarischen Beschäftigungen durften jedoch Theodorn nicht von fernern Naturgenüssen abhalten, die einmal in seine Seelenfreuden eingewebt waren und unter diesen lebenslang für ihn einen der ersten Plätze behaupten sollten. So erwuchs der Prinz unter den Augen seines Vaters und seiner Nation vollkräftig, gesund, heiter, wissenschaftlich und wacker, fesselte alle Herzen seiner Mitbürger an sich und ward ein Gegenstand des

Bewunderung jedes edlen Fremden, der Adolfs Hof besuchte.

An dem Tage, an welchem Theodor funfzehn Jahr alt ward, war grosse Kour angesagt. Der gesammte Adel, alle Minister und Räthe und die gesammten Kollegien versammleten sich in dem gewöhnlichen Saal. Fürst Adolf trat, als sie bei einander waren, herein, und ihm folgte Ulrike, die von ihrem Sohn geführt ward. „Hier zeige ich Ihnen, sprach der Fürst, zum erstenmale öffentlich die Freude meines Lebens, den Trost meines Alters, den Erbprinz Theodor. Lieben Sie ihn; er ist es werth. Und nun sei dieser ganze Tag der Heiterkeit auf allen Seiten gewidmet, und wir verleben ihn alle, wie wir hier sind, vergnügt bei einander. Die Zufriedenheit, welche heute unter uns herrsche, sei ein Bild der Zufriedenheit, welche einst, wenn mein lieber Sohn regieren wird, im ganzen Lande herrsche. Aber — allen Ceremoniengalimathias auf die Seite!"

Alles war Auge, und alle Augen waren nur ein Auge, und dies Allauge war unverwandt auf Theodorn geheftet. Man unterhielt sich in diesem Saal einige Stunden lang, während wel-

cher der Prinz immer aus einer Hand in die andere ging. Jedermann bewunderte den schönen, fastmännlichen, natürlichfreien und natürlichedlen Anstand des Prinzen, dem seine blonden Haare natürlich um den Nacken flossen und der jedem, den er ansah, mit seinen grossen blauen Augen Friede und Freude zu verkündigen schien. Noch mehr bewunderte man aber seine Dreustigkeit, mit der er wie schon zum tausendstenmale unter der ganzen Hofstadt nnd Dienerschaft sich hier betrug, die schöne Bescheidenheit, welche mit ihr verbunden war, und die vorzüglichsten Geistesfähigkeiten, welche er bei jeder Unterredung blicken ließ. Adolf, der die mehrste Zeit über an einem Fenster stand und mit Rothen sprach, ward nun in den Augen seines ganzen Hofs und aller seiner Diener erst der verehrungswürdigste unter allen Fürsten, welche jemals in diesem Lande regiert hatten, und man wusste nicht, ob man an ihm den weisen Regenten oder den erfahrnen Vater am höchsten schätzen sollte.

Mittags ward an einer Tafel von hundert und funfzig Kouverts gespeiset. Theodor sas bei seiner Mutter. Er war nun so weit, daß er allenfalls alles hören konnte, und sein Vater hatte so viel Zutrauen zu ihm, daß er ihn nun

Digitized by Google

ohne Furcht unter Tausende hingestellt hätte, denn Rothe hatte auf Adolfs ausdrücklichen Befehl einige geheime Unterredungen in diesen Tagen über die interessantesten Materien für Jünglinge mit ihm halten müssen. Es ist besser, war des weisen Adolfs Grundsatz, Gefahren, die einmal für junge Leute unvermeidlich sind, ihnen vorher bekannt zu machen und sie das rechte Benehmen dabei zu lehren, als — sie auf's Gerathewohl durch Erfahrung damit bekannt werden zu lassen und sie sich dann darin auf das schlechteste benehmen zu sehen. Adolf, der sonst kein Freund von Pracht und Fürstenluxus war, bewirthete heute seine Gäste auf das herrlichste und war überaus gesprächig und heiter an der Tafel. Die ältesten Weine wurden aufgetragen, und der Fürst selbst brachte die einzige Gesundheit aus, welche reiheherum getrunken ward — der Erbprinz heute und nach zehn Jahren!!! Adolf dachte sich viel bei dieser Gesundheit, wovon sein Hof heute noch nichts ahndete. Theodor sas bei der Gesundheit am unbefangensten, weil er weder wusste, was sein Vater, noch was das Schicksal heute nach zehn Jahren mit ihm vorhaben werde. Er war sehr mässig und doch naifheiter bei der Tafel, sprach

zwar

Digitized by Google

zwar viel mit, beschäftigte sich aber doch noch mehr mit stiller Recensirung vieler von den Herren und Damen, welche von der Gesellschaft waren. Zuweilen schien er bei ganzen Gesprächen wie abwesend, oder sah während derselben Rothen unverrückt an, der alles in seinen Augen las, was in seiner Seele vorging. Ein allgemeiner Freudengeist herrschte unter den Gästen und über einige derselben goß sich dieser Geist zuletzt in ziemlich reicher Masse aus. Der Prinz konnte diese nicht genug betrachten; und, wenn sie sich dann mit einem scherzhaften Einfall an ihn wendeten, der sich mehr dem Afterwitz als dem wahren Witz näherte: so lächelte er zwar anfangs, verzog aber bald den Mund wieder und schlüpfte mit seinen Blicken von ihnen weg und abermals nach Rothen hin.

Nach aufgehobener Tafel fand man in einem andern Saal Spieltische gesetzt. Theodor ging an ihnen allen herum, sah bald hier, bald da zu und war eben im Begrif, seinen Vater, der auch nicht spielte, wieder aufzusuchen, als ihm eine der ersten Damen eine Partie Whist antrug.

Theodor. (ohne sich lange zu besinnen.) Vergeben Sie — wenn ich Ihnen mit einer Par-

Digitized by Google

tie Diskur dienen kann — von Herzen gern; spielen aber kann ich noch nicht.

Die Dame nahm ihre angebotene Whistpartie betreten zurück und sprach mit ihm. Das Gespräch schloß sich aber bald; worauf sie einen Kavalier engagirte, und der Fürst auf der andern Seite in's Spielzimmer trat.

Die Whistdame. (am Whisttisch.) Es ist doch erstaunend, der Prinz kann noch nicht Whist spielen . . .

Adolf. (der eben vorbeigeht und dies hört.) Beruhigen Sie sich nur, meine liebe Gräfin, es ist noch nichts damit versäumt.

Theodor hatte unterdessen Rothen wieder aufgefunden und war mit ihm in ein Nebenzimmer gegangen.

Rothe. Nun, mein lieber Prinz, wir haben uns wohl beide recht viel einander zu erzählen? Sie haben mich ja bei der Tafel oft so angesehen . . .

Theodor. (in bescheidener Verlegenheit.) Hum — ich hatte nur manchmal so meine Gedanken.

Rothe. Worüber denn? Sagen Sie mir es doch.

Theodor. Erstlich über den Hofmarschall und noch über einen, der nicht weit von ihm

sas,

sas, — ich kenne ihn wohl, aber ich kann mich auf seinen Nahmen nicht besinnen; er hatte so einen dicken Bauch und so eine starke Unterkehle — —

Rothe. Ich weiß nun schon — es ist ein Edelmann vom Lande — sie nennen ihn Pappgustel.

Theodor. Nun ja — — hilf Himmel, was haben die beiden Leute in sich geschlagen! Ich dächte, wir hätten doch wohl zwölferlei Essen gehabt; aber sie assen von dem letzten noch so viel, als von dem ersten, und sprachen dabei kein Wort, und der Hofmarschall rückte wohl viermal mit seinem Stuhl weiter rückwärts, weil sein Bauch immer wieder an den Tisch anstieß. Da dachte ich bei mir, ob er auch wohl etwa zwölf Magen habe, oder ob sein Magen zwölfmal so gros sei, wie andre Magen, und wünschte selbigen zu sehen. Wenn er nur einen Magen hat: so muß derselbe so gros sein, wie der grosse Braueimer, womit das Wasser aus dem Brunn am Markt gezogen wird.

Rothe. Gewis und wahrhaftig, Prinz, hat er nur einen Magen; aber er hat ihn durch seine Freßsucht übernatürlich ausgedehnt und stopft ihn jedesmal so voll, daß solcher bersten mögte. Aber dadurch ist er denn nun auch ein

ganz

Digitized by Google

unbrauchbarer Mann, thut in der Welt weiter nichts, als daß er isst, und sitzt nun schon zu Hause im Lehnstuhl und kann sich weder rühren noch regen. Der und seinesgleichen, die so eine ganze Speisekammer zu sich nehmen, sind eine der verächtlichsten Menschenarten.

Theodor. Pfui, ich wüsste nicht, wie ich so unersättlich sein könnte. Hernach — haben Sie wohl den Kammerherrn und die beiden Kammerjunker, und die fremden Offiziere, die immer so witzig gegen mich sein wollten, und noch viel andere betrachtet? — — Was die Menschen getrunken haben! Ach, das ist ja ganz entsetzlich, wie sie das nur noch so vertragen konnten. Aber sie glühten auch recht, und sahen so unbescheiden, so frech und so wild aus, daß ich ihnen die Augen nicht mehr gönnen mogte. O pfui, lieber Rothe, wie mögen diese Menschen vollends wirthschaften, wenn sie so unter sich blos zusammen sind. Das sind ja recht häßliche Leute. Bei der Tafel heute mogten sie sich wohl vor meinen Eltern noch etwas scheuen.

Rothe. Gewis, Prinz; und Ihr Vater war heute sehr lange zusehend, ehe er Aufbruch machte. Das that er, weil dieses Fest Ihnen zu Ehren gegeben wird. — O ich habe den Kammerherrn und den Kammerjunker anderwärts

wärts wohl schon besser gesehen, wie sie auf keinem Beine stehen konnten und nichts als Zügellosigkeiten sprachen. Aber sie lassen nun heute auch nicht eher nach, bis sie eben so weit kommen. Sehen Sie wohl noch einen von ihnen hier? Nun sind sie alle hinunter zum Weinschenken, und da geht's erst recht buntüber. Aber das sind erznichtswürdige Schurken, und wenn sie gleich Kammerjunker und Kammerherren sind. Durch die Uebung haben sie freilich mehr vertragen gelernt, als wir; aber den Vorzug mögen sie vor uns behalten. Saufen ist ein schändliches Laster, und doch suchen diese Leute recht eine Ehre darin. Da können Sie sehen, Prinz, wie es noch um den Begrif von Ehre in den Köpfen vieler vornehmen Herren stehe. Diese Menschen leben auch fast wie in einem beständigen Taumel, und, um seinen Abscheu gegen ihr Laster vollkommen zu machen, muß man sie des Morgens drauf sehen, wenn sie von dem verschlafenen Rausch erst aufgestanden sind. Ihr Vater schickte mich einmal so des Morgens zu diesem Kammerherrn; — ich entsetzte mich vor ihm. Ein wilder Mann war gegen ihn noch ein schöner Mann — recht verworfen und verrucht — wie ein versiegter Missethäter im unterirrdischen Kerker sah er aus.

Theo-

Theodor. Ba — ba — — Pfui über die Menschen — und das wollen Kavaliere sein? — Und dann, lieber Rothe, habe ich mich erstaunend darüber verwundert, daß viele von den vornehmen Herren so wenig kluges zu reden wissen. Es waren ihrer da, o ja, es waren ihrer genug da, die sehr gut sprachen; aber diese sprachen gerade am wenigsten. Allein die, welche nichts kluges sprachen, sprachen am meisten. Gott, was für Nonsense zum Vorschein kamen! Und wie sich die Leute mit den albernsten Läppereien so unterhalten konnten! Meine Ohren thaten mir weh; ich dächte, Zunge und Kinnbacken hätten ihnen noch weit mehr weh thun müssen.

Rothe. Ja, mein lieber Prinz, daran müssen Sie sich gewöhnen; da hilft nichts für bei Hofe. Eine der ersten Pflichten des Hoflebens ist — Zurückhaltung der Galle bei Anhörung des Tafelwitzes, des Tafelgalimathias und der Tafelnonsense. In den Köpfen ist bei den vornehmsten Leuten zuweilen die vornehmste Leere. Sehr vornehm fühlen diese sich aber doch einmal; folglich müssen sie auch sehr viel reden. Uebel nehmen Sie sich als vornehme Leute nichts, dreust sind sie als sehr vornehme Leute;

Leute; mithin bonmotisiren, antiphilosophiren und radottiren sie durch einander her.

Theodor. Das ist ja aber unausstehlich. Und dann hätte ich bald lachen müssen, wie manchmal ein Unwissender über den andern kam. Da hatten ein Paar von den Kavalleren z. E. einen geographischen Dispüt über Rhodeisland, und jeder wollte den andern belehren, und wusste doch wahrhaftig keiner von beiden recht, wo er es eigentlich suchen sollte. Der eine fand es unter den Antillen und der andere unter den Bermuden.

Rothe. Das gehört eben dazu, wenn man nichts weiß, daß man sich die Mine gebe, als wenn man alles wisse, und daß man von allen Dingen mitrede.

Theodor. Und dann — machten auch manche von den Herren recht erzläppischen Spas mit den bei ihnen oder gegenüber sitzenden Damen; — ja Rothe, das sah doch manchmal gar zu albern aus.

Rothe. Prinz, das heisst Galanterie, und darin suchen viele ihre vorzüglichste Eigenschaft. Aber das ist brav, daß Ihnen dies missfällt. Die wahre Galanterie ist eine herrliche Tugend aus den Ritterzeiten, von der ich Ihnen nächstens mehr sagen will. Diese Aftergalanterie

Digitized by Google

terie aber ist unter der Würde eines Mannes. Es ist die sogenannte Hasenfüssigkeit, welche auf Deutschem Boden, wo die Rittertugenden gewachsen sind, nicht zu Hause, sondern von jenseits des Rheins her gekommen ist. Glauben Sie auch zuverlässig — jedes kluge und edle Frauenzimmer ist ihr feind und sieht den Hasenfus mit verächtlichen Blicken an. Wenn wir Deutsche uns doch mit solchen Dingen nicht abgäben; sie kleiden uns gar nicht einmal. Ein Französischer Hasenfus sieht doch wenigstens lächerlich aus und verursacht durch seinen Anblick eine sanfte Erschütterung des Zwergfells; aber ein Deutscher Hasenfus sieht ärgerlich aus und erregt Erschütterung der Galle in den Magen.

Fürst Adolf. (der dazu tritt.) Ihr seid ja hier beide so eifrig an einander; was habt ihr denn vor?

Rothe. (lächelnd.) Eine Tafelrecension.

Theodor. Bester Vater, wir sprachen noch von allerlei, was heute bei der Tafel gesprochen ward.

Adolf. Ja, mein Sohn, du musst die Menschen nehmen, wie sie sind. Du wirst in deinem Leben oft noch weit mehr Nonsense an den Tafeln hören, als heute; darauf mache dich

ge-

gefaſſt. Heute iſt ſo ein Freudenfeſt; da iſt dir zu Ehren manches geſchehen.

Theodor. Ich danke Ihnen auch ſo herzlich, daß Sie dieſen Tag zu einem ſolchen Freudentage gemacht haben. (fällt dem Vater um den Hals.)

Adolf. Du biſt nun herangewachſen, und ich muß dich nun in alle die Lagen ſelbſt führen, in welche du einſt kommſt. Zuweilen ſo ein Tag — den muß ein Fürſt leben können; aber freilich, ſollten alle Fürſtentage ſo ſein: ſo wäre das Hof- und Fürſtenleben eine wahre Marter. Dafür behüte dich Gott! Da geht's buntüber im Lande, wo es tagtäglich am Hofe ſo zugeht. Heute aber ſei vergnügt; heute ſollſt du noch tanzen.

Theodor. Ach beſter Vater, das muß ich Ihnen doch erzählen — — die Gräfin B. bot mir eine Partie Whiſt an, und ich offerirte ihr dagegen eine Partie Diſkur.

Adolf. Das haſt du gut gemacht. (lacht) Nun, und da?

Theodor. I nun, ſie muſſte die Parthie wohl annehmen. Wir ſpielten ein paarmal herum, und da waren wir fertig. Ich ſpielte zwar immer noch fleiſſig aus; aber ſie hatte am Ende nichts mehr zu bedienen.

Digitized by Google

Adolf. (heiter.) Mein Sohn, du hast ja schon rechte Spielterminologie. — (ernsthaft.) Das glaube du nicht, lieber Theodor, daß ich dir das Kartenspiel wehren will; du magst es in Zukunft allewohl lernen. Man geräth zuweilen unter Leute, besonders an den Höfen, mit denen weiter keine Unterhaltung Statt findet, als durch die Karten. Ich spiele auch; aber nicht eher, als — bis ich muß. Dieser Fall tritt aber nie zu Hause, sondern nur, wenn ich an fremden Höfen bin, für mich ein. Hier habe ich immer unter meinen täglichen Tischgästen und bei kleinen vorfallenden Feten unter meinen Räthen einige Männer, mit denen ich mich menschlicher unterhalten kann, als durch Kartenspiel mit ihnen. Ich habe dich dies und jenes gewöhnliche und sogenannte Vergnügen seither nur darum noch nicht genieſſen lassen, damit du keine Neigung dazu bekommen solltest. Die Wahl unserer Vergnügungen während des ganzen Lebens hernach hangt sehr von denjenigen ab, an welche wir in den ersten funfzehn Jahren gewöhnt wurden. Diese lieben wir hernach auf immer, und die Seele findet an andern nur höchstens alsdann Geschmack, wenn diese jenen ähnlich sind. So wenig ein Mensch, wie du anjetzt noch bist, der

noch

noch nicht Karte spielen kann, begreifen mag, wie Leute daran so viel Vergnügen finden können: so wahr ist's doch, daß das Kartenspiel nur gar zu leicht eine wirkliche Leidenschaft werden könne. Das ist denn nun aber eine recht niedrige Leidenschaft — die Spielsucht. Ein Mensch, dem das Kartenspiel so zum täglichen Bedürfnis wird, wie essen und trinken, kommt mir immer wie ein Mensch vor, der nie zu Verstande gelangt, sondern ein Kind bleibt. Der erste Anblick einer Gesellschaft, die an einem Tische sitzt und sich an buntgescheckten Blättchen belustigt, muß schlechterdings auf jeden vernünftigen Menschen den Eindruck machen, daß er ihn für kindisch erklärt. Wären sie nun Kinder: so fände man zwischen ihrem Alter und zwischen ihrem Vergnügen Uebereinstimmung und hätte nichts dagegen. Wenn man nun aber Erwachsene — Männer — Männer in öffentlichen Aemtern oft so antrift — — wie kann sich das für sie schicken? Der Unterschied zwischen dem Vergnügen eines Mannes und dem Vergnügen eines Kindes muß der sein, daß jenes irgend einen moralischen Nutzen für die Welt oder doch für ihn habe. Solche Vergnügungen also, die keins von beiden haben, müssen an ei-

nen Mann höchstens nur selten kommen. Und zu diesen gehört vorzüglich das Kartenspiel, welches auch nicht den geringsten moralischen Nutzen, sondern vielmehr leicht moralisches Verderben stiftet; indem es die unedelsten Leidenschaften, Müssiggang, Gewinnsucht, Neid und Bitterkeit nährt. Du sollst einmal am allerwenigsten selbigem ergeben sein; denn du wirst Fürst, und für keinen Menschen schickt sich's weniger, als für einen Fürsten, ein Erzkartenspieler zu sein. Denke nur gleich daran, was ich dir gesagt habe, daß die Erwachsenen, wenn sie Karte spielen, wie Kinder aussehen. Ein Fürst also, der ein Kartenspieler im eigentlichen Verstande wäre, sähe aus, wie das erste grosse Kind im Lande. So soll er aber nicht aussehen; sondern — wie der erste Mann im Lande — er soll ja der Weiseste und Beste sein. Seine Vergnügungen müssen noch weit mehr moralischen Nutzen für andere stiften, als die Vergnügen der übrigen Menschen; denn — er hat den höchsten Beruf und die höchste Kraft, gemeinnützig zu sein. Haben Männer in öffentlichen Aemtern schon wenig Zeit zum Kartenspiel; muß man die Stunden, welche sie darauf verwenden, für solche erklären, die für das gemeine Wesen verlohren gehen, und

die

Digitized by Google

die Stunden, welche sie, statt daß sie in selbigen wirklich ihre Geschäfte betreiben sollten, am Spieltisch zubringen, für solche, die sie dem gemeinen Wesen gar rauben: wie noch weit weniger Zeit muß ein Mann zum Kartenspiel haben, der das höchste öffentliche Amt bekleidet — der Fürst! Welch ein Raub gegen das gemeine Wesen muß seine tägliche Zeitzersplitterung sein, wenn er gar spielsüchtig ist! Das muß denn einen sehr trägen Gang der öffentlichen Geschäfte geben, wenn er alle Nachmittage und alle Abende verspielt. Das muß ihn des Morgens noch höchst unaufgelegt zu ernsthaften Ueberlegungen machen, wenn er sich bis in die Nacht hinein in den kleinlichsten Zerstreuungen verlohren hat. Das muß dem Unterthan, der ihn sprechen will, durch die Seele gehen, wenn ihm gesagt wird, daß er jetzt nicht Audienz haben könne, weil Ihro Durchlaucht am Lombertisch säßen. Das muß die ganze Nation gegen ihn empören, wenn er des Morgens hülfloseu Verunglückten die gesuchte Unterstützung abschlägt und des Abends dreimal so viel im Farao verliehrt. Um alles in der Welt, Theodor, werde kein Spieler! Ein Fürst muß die menschlichsten Vergnügungen wählen, um seine menschlichen Gefühle noch immer mehr zu erhö-

Digitized by Google

hen und zu verfeinern. Ein Fürst muß seine Seelenkräfte nicht erschlaffen und zerstreuen, sondern immer bei einander haben und aktif sein. Ein Fürst muß seine Zeit, die so kostbar ist, nicht zersplittern, sondern auf das edelste anwenden. Ein Fürst muß seine Landeseinkünfte nicht verspielen, sondern sie gemeinnützig und wohlthätig dem Lande wieder zufliessen lassen. Wenn nun gar seine Diener ihren Gehalt darum nicht richtig bekämen, weil er so stark spielte, oder wenn Bürger und Bauern am Ende gar seine Spielschulden bezahlen müssten — wie erschrecklich handelte er vollends! — — Theodor, wenn du die Summen bei einander sehen solltest, welche mancher Fürst schon verspielt hat, besonders, wenn er unter falsche Spieler und Gauner gerieth: so würde dein Herz darüber erzittern. Wie mögen Kinder über ihren Vater seufzen, der einen Tag und alle Tage in's Wirthshaus läuft und den Verdienst seiner Arbeit in Deutsch Sólo verspielt, während daß sie zerrissen und zerlappt gehen oder gar nicht in Brod sich zu Hause satt essen können! Wie noch weit himmelansteigender müssen die Seufzer eines Volks sein, dessen Fürst nicht nur an seinem Hofe und an andern Höfen, sondern auch in den Lustlagern und auf den Messen seine Dukaten zu Tausenden auf den

Fa

Digitized by Google

Faraotisch hinschüttet, und sie oft Menschen zuwirft, die ihn erst darum wissentlich betrügen und hernach noch wissentlicher darüber verspotten, während daß im Lande alle gemeinnützige Anstalten, die seine Kammer unterhalten muß, verfallen, die Verdienste unbelohnt bleiben, Nahrung und Gewerbe fast untergehen, Abgaben und Steuern durch unerbittliche Execution beigetrieben werden, die Lakeien zerlappt gehen, Dienerwittwen fast umkommen und Dienerwaisen wie die jungen Mäuse, deren Alten in der Dratfalle hangen, umherpipen! — — Nun geh einmal wieder hinüber, lieber Theodor, und beobachte die spielenden Herren und Damen etwas genauer.

Im Spielzimmer war man unterdessen sehr in Aktivität gerathen. Alle Tische waren besetzt und ziemliche Summen waren schon verspielt und gewonnen. Hazardspiele litte der Fürst einmal nicht, inzwischen machte die Höhe des Einsatzes, um den man spielte, die übrigen Spiele fast durchgehends zu Hazardspielen; und obgleich Adolf hierüber bei jeder Gelegenheit auch sein Misfallen zu erkennen gab: so schien es doch, als wenn man dem heutigen Tage durch ein ungewöhnlichhohes Spiel noch einen feierlichen Glanz mehr zu geben gedacht hätte. Theo-

dor bekam dadurch wenigstens Gelegenheit, die unmoralischen Seiten des Kartenspiels grösstentheils auf einmal zu übersehen. Hier fand er einen Tisch, an welchem kein Wort weiter gesprochen ward, als was das Spiel erforderte, und wo keine Bewegung weiter gemacht ward, als nach Karten und Geld hin. Dort fand er einen andern, wo ein Paar über das vorige Spiel so heftig, wie über eine Landesangelegenheit disputirten und in der Hitze einander Bitterkeiten sagten. Da fand er noch einen andern Tisch, wo Unzufriedenheit auf allen Seiten herrschte. Dort noch einen andern, wo sich jemand mit seinem blöden Gesicht entschuldigte, wenn er auf Farbeverleugnen oder Falschabstechen ertappt ward. Da noch einen andern, wo allen Spielern der Mund offen stand, die Augen aus dem Kopf quollen, die Wangen sich einzogen und die Hände zitterten. Dort noch einen andern, wo dem einen, der in Verlust war, der Schweis vor der Stirn stand, und der andere, welcher seinen Aerger über seinen Verlust verbergen wollte, ganz unnatürlich lächelte. Da noch einen andern Tisch, wo der Gewinner links und rechts schadenfroh und unersättlich um sich her blickte, so oft die Verliehrer von neuem ihre Börsen zogen. Dort noch einen andern, wo

der

Digitized by Google

der eine Verliehrer sich bei dem Schicksal unaufhörlich beschwerte, daß er heute auch nicht ein einziges Spiel machen könne, und der andere darüber sich ärgerte, daß er nur lauter verführerische Karte bekomme. Nur drei Tische fand Theodor unter allen, an welchen mit wirklichem Vergnügen gespielt zu werden schien; und als er die Ursache davon untersuchte, bemerkte er, daß man daselbst nur um einen mässigen Einsatz spiele. Als er darauf zu seinem Vater zurückkam, sprach er — Sie haben wohl recht; ich mag lieber gar nicht einmal Karte spielen lernen.

Abends war Ball, wobei der Prinz sich besser befand; nicht sowohl des Tanzes wegen blos, als vielmehr des Damenzirkels wegen, indem er sich dabei wie in einer neuen Welt erblickte. Rothe hatte auf einen solchen Zeitpunkt recht gewartet, um ihn ganz kennen zu lernen, und belauschte ihn jetzt von fern unaufhörlich. Theodor machte sich aber ganz so, wie er sich ihn vorgestellt hatte. Ohne schüchtern zu sein, war er edelbescheiden, und ohne keck oder frech zu sein, war er natürlichlebhaft. Er drängte sich nicht an, kehrte sich aber auch nicht an Stand und Würde, sondern suchte sich seine Damen, wie sie ihm am besten gefielen, und schien es kaum zu

Digitized by Google

bemerken, daß alle weibliche Augen im Tanzsaal sich auf ihn hefteten, ihn durchspäheten und nicht selten in eine sehr strenge Musterung nahmen. Den steifen Damen ging er samt und sonders aus dem Wege; den kokettirenden stand er kaum eine Minute Rede. Er tanzte nichts, als Englisch, und da sah man, daß er blos mit zwei jungen Frauenzimmern tanzte, die er immer eine um die andere aufforderte. Es fiel dies um so mehr auf, weil die eine davon eine Braut und die andere nur eine Bürgerliche war; denn Adolf machte unter seinen Räthen schlechterdings keinen Unterschied, sie mogten von Adel oder nicht von Adel sein, und wenn die Frauen und Töchter der erstern bei ihm tanzten, tanzten auch die Frauen und Töchter der letztern bei ihm. Ulrike that nicht, als wenn sie auf Theodorn Acht hätte; weil Adolf sie gebeten, ihn in dem ungewohnten Zirkel sich ganz nach seinem Willen und natürlich machen zu lassen. Als der Prinz zwei Stunden lang seinen Wechseltanz getrieben hatte, verschwand er aus dem Tanzsaal. Seine beiden Damen wurden gleichfalls vermisst. Als Rothe ihm bald darauf nachging, fand er ihn in einem Nebenzimmer, wie er zwischen beiden sas und sich sehr warm mit ihnen unterhielt. Sobald er Rothen erblick-

Digitized by Google

blickte, sprach er — o hier ist's doch gar zu hübsch — hier ist's besser, wie drüben im Tanzsaal und heute an der Tafel! „Wollen Sie nicht mehr tanzen, Prinz?" fragte Rothe. Ach, wir sind so müde; erwiederte er, wir haben ja zwei ganze Stunden getanzt, und nun haben wir uns so viel zu erzählen, denn — wir haben uns ja noch nie gesprochen . . .

Adolf. (der ab und zugeht, als er den Prinz in dieser Situation gesehen, zu Rothen.) Was meinen Sie? Er hat keinen üblen Geschmack.

Die beiden Frauenzimmer waren von Theodors Alter, von sehr gutem Wuchs und Ansehen, und von vortreflichem Karakter. Das Fräulein war mit einem der Hofkavaliere verlobt, der auch ein sehr edler junger Mann war. Die Bürgerliche war die Tochter des Regierungsraths Herzog, den Fürst Adolf ausnehmend schätzte. Beide hatten viel Ungezwungenes und Natürliches in ihrem ganzen Aufzug und Betragen, und Mamsell Herzog fast noch mehr, als Fräulein Schönleben. Jedes Wort, das sie mit dem Prinz und der Prinz mit ihnen wechselte, athmete Simpathie unter ihnen, und kaum hatten sie eine halbe Viertelstunde sich unterhalten, so waren sie schon so vertraut, als wenn

wenn sie sich heute zum hundertsten male sprächen. Theodor musterte alle Freuden des Lebens mit ihnen, lobte den Englischen Tanz zwar, aber gab seinem Klavier den Vorzug, schalt auf's Kartenspiel und pries die Natur vor allen vortreflich. „Und die Freundschaft?" setzte die naive Herzog hinzu. Ja wohl, erwiederte Theodor, und drückte ihr sanft die Hand. Jetzt fiel es ihm erst ein, beide zu fragen, wer sie wären. Die eine sagte es ihm darauf ebenso ehrlich, daß sie eine Bürgerliche sei, als ihm die andere es sagte, daß sie eine Braut sei.

Theodor. (zur Herzog.) Sind Sie auch eine Braut?

M. Herzog. Ach nein!

Theodor. Nun, das ist gut; ich dachte schon, es gäbe hier lauter Bräute. (zur Schönleben) Wer ist denn Ihr Bräutigam?

F. Schönleben. Es ist der Forstmeister L. Er ist drüben im Tanzsaal.

Schnell sprang Theodor fort und holte den Herrn von L. herbei, dessen Augen hiedurch wieder ihre natürliche Grösse bekamen. Nachdem das Gespräch eine Zeitlang unter ihnen gemeinschaftlich gewesen war, theilte es sich. Lautersdorf sprach mit der Schönleben und Theodor mit der Herzog. Nach einer kleinen

Weile

Weile legte Lautersdorf die Hand seiner Braut in die seinigen. Der Prinz sah dies und nahm sich auch eine von den Händen der Herzog. Bald darauf gab Lautersdorf der Schönleben einen Kus, und Theodor küsste die Herzog gleichfalls. Nach diesem ersten Kus ward sein ganzes Gesicht wie mit Zuckerrosen bestreut. Als Rothe dies sah, machte er sich auf dem Weg zum Fürsten und erzählte ihm, was vorgehe.

Rothe. Der Lautersdorf ist an allem Schuld; — was der ihm da vormacht, macht er nach.

Adolf. (lächelnd.) Ruhig doch! Was haben Sie denn für Noth? — Glauben Sie denn, daß Theodor es erst von andern werde lernen müssen, ein edles Mädchen zu küssen? Ich wette darauf, er gibt den übrigen allen keinen Kus, wie sie da im Saal sind, und wenn Lautersdorf seine Braut vor seinen Augen noch so viel küsst. Das ist ja denn doch wohl recht brav, daß er den Lautersdorf selbst dahin geholt hat? Und hätte die andere auch gesagt, daß sie eine Braut und daß der Bräutigam hier sei: so ist's gewis, er hätte diesen auch geholt. Sehen Sie doch die unschuldige, unverstellte Naturgüte hierin . . . Aber wahr ist's, es ist doch mit allem dem sonderbar um die Verschiedenheit der Ge-

Geschlechter und um die Eindrücke des einen auf das andere.

Rothe. Ich wollte, daß die Herzog auch eine Braut gewesen wäre.

Adolf. Nun, nun, was nicht ist, kann noch werden; sein Sie unbesorgt — — die findet gewiß ihren Mann. — Nach einer Weile können Sie ihm sagen, daß ich nach ihm gefragt hätte. Und dann geben Sie auf ihn Acht, wie er handelt; ich wette — er kommt auf der Stelle.

Als Rothe seinen vorigen Beobachterplatz wieder einnahm, fand er die schöne Naturscene noch vollkommener. Lautersdorf war mit seiner Braut in den Tanzsaal gegangen, und — Theodor hatte die Herzog mit seinem Arm umschlungen. Vermuthlich hatte Lautersdorf kurz vorher, ehe er wegging, die Schönleben auch so umschlungen gehalten. Das Gespräch, welches sie beide führten, war ohne alle Pause. Rothe war eben im Begrif, es zu unterbrechen, als Lautersdorf seine Braut zum Prinz zurückbrachte und die Herzog zu einer Polonoise aufforderte. Theodor sprach mit der Schönleben so herzlich wieder, wie mit der Herzog. Nach einer Weile brachte Lautersdorf auch die Herzog wieder zurück, die ihren Platz wieder neben dem Prinz ein-

Digitized by Google

einnahm. Rothe hatte hierauf gewartet, um seine Probe ganz zu machen. Er ging bald darauf an Theodorn hin und sagte ihm, daß sein Vater nach ihm gefragt habe. Der Prinz stand sogleich auf, eilte zu Adolf und ward von diesem ganz ausserordentlich überrascht.

Fürst Adolf schenkte seinem Sohne zum Beschlus der Freuden dieses Tages das Landhaus nebst dem schönen Englischen Garten, wo er seinen Religionsunterricht empfangen hatte, und das nächst dabeigelegene Dorf. Auch setzte er ihm von nun an wöchentlich hundert Thaler aus, womit er machen könne, was er wolle. Theodor freuete sich, wie er sich noch nie gefreuet hatte, hing lange dafür am Halse seines Vaters und seiner Mutter, und — eilte eher zur Herzog, um ihr dies zu erzählen, als zu Rothen. Da er sie nicht da wiederfand, wo er sie verlassen hatte, suchte er sie im ganzen Tanzsaal.

Rothe. (der ihm hier begegnet.) Suchen Sie mich, Prinz?

Theodor. Nein — ich suche die liebe Herzog — —

Rothe. Die ist eben mit ihrem Vater schon nach Hause gefahren.

Theo-

Theodor. (unwillig.) O das ist schade — ich wollte ihr noch etwas sagen. Nun habe ich ihr nicht einmal eine gute Nacht gewünscht.

Darauf erzählte er Rothen das empfangene Geburtstagsgeschenk, hatte weder Lust, noch zu tanzen, noch länger bei der Gesellschaft zu bleiben, sondern verfügte sich, nach Beurlaubung von seinen Eltern, die es ebenso machten, auf sein Zimmer und ging zu Bette; während daß der Ball noch fast bis an den Morgen dauerte.

Theodor. (am folgenden Morgen zu Rothen.) Wir wollen doch nächstens einmal den Regierungsrath Herzog besuchen.

Rothe. (der grosse Augen macht.) Wie kommen Sie denn hierauf, Prinz? Haben Sie denn Bekanntschaft mit diesem Manne?

Theodor. Nein, mit ihm nicht; aber doch mit seiner Tochter. Dieser habe ich's versprochen, daß ich sie bald einmal besuchen will. Sie hat so ein schönes Klavier und so einen schönen Garten, sagt sie, und so eine liebe Abendlaube darin, die sie selbst angelegt hat.

Rothe. Wenn Sie es ihr versprochen haben, wollen wir einmal hingehen; aber dann

gehen

Digitized by Google

gehen wir ja nicht zum Regierungsrath, sondern zu seiner Tochter?

Theodor. Das ist einerlei; ich kenne ihn zwar nicht, aber ich habe ihn doch schon lieb. Das muß gewis ein guter Mann sein, der so eine gute Tochter hat. Heute — dächte ich, wenn Sie wollen . . .

Rothe. Heute, mein Prinz, nehmen wir Possen vom Landhause und vom Garten, und sprechen die Leute im Dorf, welches Ihnen Ihr Vater geschenkt hat.

Theodor. Ach das ist auch wohl wahr.

Schmidt. (der hereintritt.) Prinz, Sie sollen gleich zum Fürsten kommen.

Adolf. (zu Theodorn.) Wie hast du dir denn nun gestern in allem dem Wesen gefallen?

Theodor. Recht sehr gut, bester Vater. Es sah alles so geschmückt und so festlich aus, wohin man nur blickte, und die Gesellschaft war so vergnügt. Abends aber gefiel mir es am allerbesten.

Adolf. Du hast nun einmal meinen ganzen Hof und meine gesammte Dienerschaft mit ihren Familien bei einander gesehen. Ich habe dich zwar mit vielen wackern Männern sprechen gesehen; hast du aber im eigentlichen Verstande gestern neue Bekanntschaften gemacht?

Theodor. O ja — besonders eine, die mir ganz unaussprechlich lieb ist, mit der lieben Herzog. Es ist das erste Mädchen, mit der ich in meinem Leben so viel gesprochen habe; — sagen Sie mir doch, mein Vater, gibt es denn solcher Mädchen viele?

Adolf. Ganz bestimmt kann ich dir hierauf nicht antworten, Theodor. Die Herzog, nach ihrem Aeusserlichen zu urtheilen, scheint allerdings Vorzüge vor Tausenden ihres Geschlechts zu haben. Ihre Mutter ist früh gestorben; aber ihr Vater, der einer meiner nächsten Räthe ist, erziehet sie, als sein einziges Kind, auf das edelste. Lieber Sohn, es kommt bei den Töchtern, wie bei den Söhnen, alles auf die Erziehung an. Das steife, gezwungene Wesen, und das eitle, kindische Wesen, welches du gestern häufig im Tanzsaal an den Frauenzimmern bemerkt haben wirst —

Theodor. (schnell unterbrechend,) Ach ja — das war mir recht zum Ekel — —

Adolf. ist ebenso Folge der empfangenen Erziehung, als das natürlichgute, unschuldigfrohe und sanftmittheilende Wesen, das die Herzog an sich hat. Indessen glaube, du wirst viel edle weibliche Seelen kennen lernen. Da, wo alberne Mütter die weibliche Natur in den

Töch-

Töchtern nicht verstellt haben, oder wo unser Geschlecht sie nicht verderbt hat, zeichnet sich das weibliche Geschlecht gewis vor dem unsrigen zu seinem Vortheil aus. Der Umgang mit solchen unverderbten Seelen wird dir künftighin sanft und süs sein, und dir eine Freudenquelle des Menschenlebens mehr öfnen, aus der du bisher noch nicht geschöpft hast. Nur bleib gegen sie jederzeit bescheiden, gut und brav. Gott hat unaussprechliche Reitze für uns in den Umgang mit natürlichguten und sanftempfindenden Weiberseelen gelegt; aber nur dem tugendhaften und reinen Jüngling werden sie zu Theil. Ungesittete, zügellose und freche Jünglinge werden von allen wackern Mädchen geflohen. Nur ebenso ungesittete und freche Mädchen dulden diese, und dann wird ihr Umgang auf beiden Seiten für einander noch mehr, als Verderben und Pestilenz.

Theodor. Ach das wüßte ich doch nicht, wie es möglich wäre, daß man gegen ein so liebes Mädchen unbescheiden werden könnte.

Adolf. Ich traue dir es auch nicht zu; aber darum schätze auch nur jederzeit solche Mädchen, die so unbefangen, schuldlos, naiv und ohne alle Prätension sind, wie die Herzog. Ein Freund kann den andern verderben, aber Freund und

Freundin verderben einander noch weit leichter. Manches herrlichgute Mädchen ward durch einen wilden Jüngling, und mancher wackere Jüngling durch ein schlechtes Mädchen schlecht.

Theodor. Davon hat mir Röthe auch letzthin viel gesagt; aber ich kann es gar nicht begreifen, wie ein Geschlecht darauf ausgehen könne, das andere schlecht zu machen. Wenn man die verschiedenen Eigenschaften und Vorzüge eines jeden von ihnen in Erwägung zieht: so leuchtet es ja recht in die Augen, daß die Natur sie durch beiderseitigen Umgang und durch Mittheilung an einander vielmehr erst recht vollkommengut habe machen wollen.

Adolf. Ja, so sollte es sein; so ist es auch unter guten Leuten beiderlei Geschlechts. Aber o mein Theodor, du kennst die Welt noch nicht. Es gibt auch freche und lüderliche Weibsperson in Menge; man findet sie am häufigsten in der sogenannten grossen Welt, und an den Höfen spielen sie oft die glänzendsten Rollen. Röthen habe ich es nun aufgetragen, dir von Zeit zu Zeit über diesen Punkt mehr zu sagen; denn dein Unterricht muß deinem Alter und deinen sich ausbildenden Kräften immer angemessener werden. Drücke dir das Bild der Herzog

recht

recht fest ein — — mit allen solchen weltlichen Geschöpfen, an denen du es wiederfindest, kannst du sicher Umgang haben und darfst alsdann nur eine einfache Aufmerksamkeit ausüben, nehmlich auf dich allein, daß du gleich unbescheiden werdest.

Theodor. Das verspreche ich Ihnen auf das heiligste, mein Vater. Das wüßte ich gar nicht, wie es möglich wäre, wie ich gegen eine Freundin unbescheiden werden könnte; ich wollte mir es ja nicht einmal verzeihen, wenn ich es gegen einen Freund wäre.

Adolf. So bist du brav — so bleib! — Den gestrigen Tag, lieber Theodor, habe ich dir eigentlich darum gemacht, damit du das ganze Wesen des Höflichen kennen lernen solltest. Nun weißt du, wie es aussieht, wenn mehr, als nöthig ist, gegessen und getrunken wird, wenn man an vielen Tischen spielt, wenn in langen, langen Reihen bis in die Nacht hinein getanzt wird, wenn sich hundert und mehr Menschen durch einander durchwirren und sich erstaunlich viel höfliches, artiges und süßes sagen, wenn sich die witzigen Herren an Einfällen, und die unnatürlichen Damen an Affektation einander zu übertreffen suchen, und wenn in einem und demselben Saal viel Unterhaltung da zu sein scheint,

und wenig wirklich da ist. Ich hätte noch manchen sogenannten Glanz dem ganzen Festin mehr geben können. So hätte ich z. E. den Ball in Maske geben können; allein ich sehe nicht ein, wozu das nöthig ist, da ohnehin schon der gröste Theil der Herren und Damen maskirt erscheint. Oder ich hätte auch können ein Feuerwerk abbrennen lassen, wobei zehn- oder zwanzigtausend Thaler in die Luft geflogen wären; dies Geld aber können wir edler anwenden, wenn es etwa einmal in einem harten Winter meinen armen Bürgern an Feurung gebricht. So ein Tag, wie der gestrige war, dann und wann mag ein Fürst wohl machen, und muß ihn zuweilen machen. Jeder Hausvater steht ja wohl zuweilen seine Leute im Hause und seine Arbeiter einmal alle beisammen und richtet ihnen eine Mahlzeit und einen Tanz aus. Wenn wir Fürsten nun unsern Leuten so eine Mahlzeit und Tanzerei einmal ausrichten: so erwarten sie hergebrachter massen, daß sie es bei uns so finden werden, wie es gestern bei mir war. Jeder Bürger bekommt ja auch zuweilen auswärtigen Besuch und traktirt alsdann seine fremden Gäste stattlich. Wenn wir Fürsten nun auch zuweilen Besuch von andern unsersgleichen bekommen: so traktiren wir sie auch nach der Art, wie es an

den

den Höfen Sitte ist, und thun dabei nicht mehr, als der Bürger thut, wenn er seine fremden Gäste nach Bürgerart bewirthet. Aber — denke dir nun einmal so ein ganzes Leben, wo es einen Tag und alle Tage, oder doch einen Tag um den andern, oder auch nur allemal um den vierten Tag so herginge, wie gestern — — —

Theodor. (die Hände erhebend.) Ach bewahre uns Gott — da käme man ja wohl kaum jemals recht zu sich — — und was hätte man denn am Ende davon? Ich dächte wahrhaftig, daß man nichts in der Welt eher überdrüssig werden müsste, als so etwas. Es ist ja doch offenbar alles zu viel; und zu viel verekelt man sich ja am ersten. Und lieber Vater — wenn Sie es nicht übel nehmen, — so schön auch alles gestern war, so habe ich doch das Schönste vermisst — ich meine das Vertrauliche und Herzliche. Es waren gewis der Leute zu viel; vor allzugrosser Menge konnten sie nicht recht an einander kommen. Alles, was gesprochen ward, war so weit hergeholt und so entfernt von den Menschen überhaupt und besonders von denen selbst, die es zu einander sprachen. Es kam mir auch so vor, als meinten sie es nicht so gegen einander,

wie sie thaten. Denn es war alles wie ein Ton, und auf einem Ton können doch unmöglich so viel Menschen gegen so viel Menschen gestimmt sein. Manche sagten sich auch ganz erschreckliche Höflichkeiten und lobten an einander wie um die Wette wahrhaftige Lappereien, die des Redens gar nicht werth waren, und schwammen in ihrem Gnadenwesen und Unterthänigendienstwesen gegen einander fast fort. Wenn ja einmal irgendwo ein Schimmer von Vertraulichkeit und Herzlichkeit hervorleuchtete: so war es nicht, wo ihrer zehen oder zwanzig, sondern wo nur zwei oder höchstens drei beisammen standen, die dann in ihrem kleinen Zirkel in einem Winkel frische Luft zu suchen schienen; und da dachte ich allemal bei mir selbst, daß diese zwei oder drei, um so herzlich zu sein, eben nicht gerade in dem grossen mit Menschen angefüllten Saal hätten sein müssen, und — daß sie wohl gar an jedem andern Ort noch herzlicher gegen einander gewesen sein würden. Meine vergnügteste Zeit wenigstens war gestern die, als ich da im Seitenzimmer mit ein Paar von der ganzen Gesellschaft bei mir hatte. Ich glaube aber gewis, daß wir, wenn wir in einer Laube beisammen gesessen hätten, noch vergnügter gewesen sein würden.

Adolf.

Digitized by Google

Adolf. Mein Sohn, das ist in grossen Gesellschaften, so lange man nicht durch Musik, Spiel oder Tanz vereinigt wird, der gewöhnliche Fall, daß sich jeder in dem grossen unübersehbaren Zirkel, wo man vor Menschen nicht an Menschen kommen kann, einen kleinen Zirkel um sich her zeichnet, in welchen er nur einige wenige hineinzieht, mit denen er gern spricht; daß also in mancher einzigen Gesellschaft oft funfzig und mehr Gesellschaften eigentlich bei einander sind. So werden grosse Gesellschaftssäle ein wahres Bild der Welt und der ganzen menschlichen Gesellschaft überhaupt. Leben wir nicht alle wie auf einem grossen, grossen Saal bei einander? Ist das Leben auf selbigem nicht ein wahres Fest in, das uns der oberste Regent und Vater ausrichtet? Sucht nicht jeder auf dem Weltsaal in der unzählbaren Menschenmenge sich seine kleine Gesellschaft zusammen, die er seine Freunde nennt und mit denen er sich am liebsten unterhält? Gehen die übrigen alle nicht ebenso nur gleichsam zuweilen uns vorüber und bleiben grösstentheils von uns ungesprochen, wie da gestern in meinem Schlosssaal? Wer sich auf dies kleine Zirkelmachen in grossen Zirkeln nicht versteht: der findet in

den allergrösseſten Geſellſchaften — die allergrösseſte Leere. Und ſind lauter wüſte Menſchen bei einander: ſo hat der denkende Kopf, und wenn ihre Anzahl noch ſo gros iſt und er ſich noch ſo gut auf's Zirkelmachen verſteht, allemal dies traurige Schickſal. Theodor, das iſt wahr, was ich dir jetzt ſagte; aber das iſt auch wahr, daß ſich mit dem denkenden Kopf zuweilen ein Stolz vereinigt, ſo, daß uns die Menſchen nie gut genug ſind, und wenn ſie auch nach unſerer Zeichnung gestochen würden; daß nicht ſowohl ihr Unwerth, als vielmehr unſere Laune uns von ihnen abhält, und daß wir darum unter Menſchen nur einſam ſind, weil wir uns ihnen nicht mittheilen wollen. Dies muß nicht ſein; wir verſchlimmern dadurch unſer Herz, bringen eine ganze Welt gegen uns auf und verleiden uns ſelbſt alles geſellſchaftliche Leben. Man muß ſich bei Zeiten daran gewöhnen, die Menſchen zu nehmen, wie ſie ſind, und lieber an ihrer Veredlung zu arbeiten, als ſich darum, weil ſie nicht ſo ſind, wie wir ſie haben wollen, von ihnen ganz zu entfernen, und ſie ſtehen zu laſſen, wodurch ſie ja immer alsdann ſo bleiben müſſen, wie ſie ſind, und uns nie etwas zu Danke thun oder zu

Dan-

Digitized by Google

Danke reden lernen. Wem schadeten wir denn hierdurch am meisten? Nicht wahr — uns selbst? Theodor, dies habe ich nun schon gar oft in der Welt so gefunden, daß die weisesten Menschen, die denkendsten Köpfe aus Unaufgelegtheit sich herunter zu lassen, alle Gesellschaft fliehen. Handeln sie dadurch auch wohl pflichtlich? Ist es die Bestimmung des Lichts — für sich zu brennen, oder zu leuchten? Kann es also auch wohl mit der Bestimmung des Weisen und des Denkers vereinigt werden, sich von der Welt abzusperren, oder ist selbiger nicht recht eigentlich auch zum Leuchten da, und in die Welt hervorzugehen? Sollte es sich für die kleine Unbehaglichkeit, welche er darüber empfindet, daß die Menschen noch immer nicht auf dem guten Ton stehen, nicht durch die grosse Freude darüber, daß er beitragen kann, sie auf denselben mehr zu stimmen, auf das reichste entschädigt erblicken? Gutes nicht thun, das man doch thun kann, heisst — Böses thun. Damit verknüpfte Ungemächlichkeit darf uns nicht davon abhalten; denn wo ist irgend eine Arbeit ohne Ungemächlichkeit? Eine Arbeit des denkenden Kopfs ist, andere denken zu lehren; seine Ungemächlichkeit dabei

also ist ihr Anblick, so lange sie noch nicht denken können . . .

Theodor. Aber wenn der denkende Kopf nun keine Menschen vor sich findet, die denken lernen wollen?

Adolf. Damit entschuldigt er sich freilich gern; aber — so wenig er lauter solche Menschen vor sich findet, die denken lernen wollen: so wenig findet er auch lauter solche vor sich, die nicht denken lernen wollen. Wer alle durch die Bank in die letztere Klasse bringt, begeht bösen Leumund gegen die Menschheit. Wer sich nur mittheilen will, findet immer wenigstens einige, die sich ihm öfnen. — Was du aber sonst noch über gestern von dem nichtsomeinen, wie man gesprochen, von den weithergeholten Gesprächsingredienzien, von dem Vielreden über Kleinigkeiten und von unnatürlichen Lobeserhebungen und Höflichkeitsbezeigungen sprachest, darin hast du ganz recht. Doch wisse, lieber Theodor, dies ist — Hofton. Ganz habe ich ihn nicht abschaffen können. Wenn ich's auch an meinen Hofleuten hätte dahinbringen können: so hätten mir die kommenden Fremden doch von Zeit zu Zeit die Sache wieder verderbt. Aber abgeändert habe ich ihn um vieles. O

vor

vor zehn Jahren noch hättest du einmal das Wesen so sehen und hören sollen — da würdest du es gar nicht zum Ausstehen gefunden haben. Und wenn du in Zukunft auswärtige Höfe besuchen wirst: so wirst du den Ton, welcher an meinem Hofe herrscht, noch golden gegen den Ton an manchem andern Höfe finden. Wahr ist's, dieser sogenannte Hofton ist ein widernatürlicher Ton. Er ist aus Misverstehung der feinern Sitten entstanden, welche von Rechtswegen an Fürstenhöfen zu Hause sein sollen. Ich konnte es erwarten, daß an einem jungen Menschen, wie dir, der gleichsam aus dem Schosse der Natur plötzlich auf den Schauplatz des Luxus versetzt ward, äusserstauffallend und widrig vorkommen müsste. Man kann diesen Hofton auf zweierlei Art auslegen. Die Leute, welche da einander Schmeicheleien, Lobeserhebungen, Süssigkeiten u. s. w. sagen können, ohne daß ihr Herz den Ausdrücken gemäs empfindet, oder es so meint, oder gar einmal das geringste davon weiß, thun dies entweder aus wirklicher Falschheit, und recht mit dem Vorsatz, einander dadurch wechselsweise zu hintergehen und zu betrügen; oder sie thun es aus einer bloßen Gewohnheit, und ohne daß sie sich dadurch einander schaden wollen.

len. Zur Ehre der Menschheit muß man gleich zum voraus vermuthen, daß der letztere Fall der häufigere sein werde; und dein Vater kann auch aus Erfahrung hinzusetzen, daß diese Vermuthung richtig sei. Wie es Menschen giebt, welche statt sich mit Ja und Nein zu behelfen, allemal unnöthig schwören, und Menschen, die statt an Ach und O genug zu haben, allemal gleich fluchen: ebenso kann es ja auch wohl Leute geben, die die Ausdrücke ihrer Verbindlichkeit gegen andere, ihres Danks, ihrer Wünsche, ihres Beifalls und ihrer Höflichkeit in eben der Masse zu übertreiben pflegen, die z. E. alles, was andere Menschen blos gut und recht nennen, göttlich und bezaubernd nennen, oder für eine Prise Schnupftabak ebenso wendlichverbunden sich erklären, als wenn ihnen ein Dienst von gröster Erheblichkeit geleistet worden wäre. Von dieser Seite betrachtet, ist alsdann der sogenannte Hofton nur ein Afterton der feinern Sitten, und ich öfne dir diese seine Seite zuerst, um dich einigermassen mit ihm auszusöhnen. Wer auf diese Art im selbigem spricht und handelt: der thut es oft, ohne es einmal mehr zu wissen, oder hat wenigstens gleich wieder vergessen, was er darin sprach und that. Die Leute, welche ihn gegen einander führen, sehen dann frei-

freilich so aus, als wenn sie sich einander zum besten hätten und geckten; sie denken sich aber nichts dabei und fügen sich übrigens dadurch kein Herzeleid zu. Kommt ein Dritter unter sie, der ein gerader Mann ist und alles gleich für baar Geld annimmt, was sie ihm sagen: so wird er freilich gewaltig getäuscht; allein er muß doch auch bald hören können, daß die Musik, welche sie ihm aufführen, nicht im Kirchenton, sondern im Kammerton stehe. Kluge Bürger, wenn sie einen Menschen in diesem Ton blosser Uebertreibung sprechen hören oder handeln sehen, sind bald darüber fertig und sprechen — es ist ein Hofmann . . . Wenn dieses Urtheil aber heissen soll — es ist ein falscher Mann, alsdann empört sich das ganze menschliche Herz dagegen. In diesem Fall ist der Hofton der unwürdigste, auf den sich eine menschliche Seele stimmen mag. Lieber Sohn, leider stehen Menschen genug an den Höfen auf diesem gottlosen Ton. Diese sind denn im Stande, einander zu herzen und zu küssen, wenn sie auch den unauslöschlichsten Groll gegen einander im Busen tragen, und thun gerade alsdann am herzlichsten, wenn sie recht auf Sturz, Tod und Verderben ausgehen. Sie sind die Pest der Höfe und auch die Pest des bürgerlichen Lebens.

Denke

Denke dir einmal einen Mann im öffentlichen Amte, der auf diesem Hofton stehet, was für Unheil er anrichten müsse! Denke ihn dir mit Macht und Gewalt in den Händen, welch ein furchtbares Ungeheuer ist er! Denke ihn dir bei seinen Zusagen, bei seinen Repliken an den sich an ihn wendenden Bürger, bei Pakten und Akkorden, welche er schliesst, bei Empfang des Zutrauens, das Bittende und Leidende auf ihn setzen, wenn sie seiner Gleisnerei Glauben geben und sich und alle ihre Plane ihm ganz entdecken, oder wenn er die Gabe hat, sie auszufragen! Diesen Hofton verabscheue, so lange du lebest; jenem aber, der blos Gewohnheit und Afterton der feinern Kultur ist, sieh nach. Gewöhne dich nicht an ihn; bleib du selbst auf deinem bessern Ton, dem Ton der Natur, stehen; aber sieh ihm nach. Er ist nicht böse gemeint; und wer einmal in ihm erzogen worden ist, dem ist er ebenso natürlich geworden, wie dir der Ton der Natur, zu dem du erzogen wardst. Glaube übrigens — ein Fürst kann viel dabei thun, ihn immer näher an diesen zurückzustimmen. So, wie sein Hof merkt, daß er kein Freund davon sei, stimmt er seinen Ton bald um eine Tertie herunter. Läßt sich der Fürst es vollends angelegen sein, bei der Tafel fleissig

den

den Ueberſetzer zu machen und die ſchwülſtigen, bombaſtiſchen, Franzöſiſchen Phraſen, die links und rechts um ihn her ertönen, in Deutſche und natürliche überzutragen: ſo iſt kein Zweifel, daß ſich Sprache und Benehmen ſeiner Hofleute der Sprache und dem Benehmen des feinern aber zugleich freundſchaftlichen Umganges immer mehr nähern müſſen. Ich habe dir auch hierin vorgearbeitet; — überhaupt, Theodor, lerne dein Glück ſchätzen, daß du auf allen Seiten ſo viel vorgearbeitet findeſt; du muſſt noch mehr leiſten, als ich, denn aus dieſer Urſache kannſt du einſt mehr leiſten, als ich; ich wollte bauen und — fand keine Materialien; da verging mir viel Zeit über das Baumaterialienanſchaffen; du findeſt ein volles Magazin davon und haſt einſt alſo nichts zu thun, als — nur zu bauen und zuſammenzuſetzen; — wirſt du in der Stimmung unſers Hofes ſo fortgehen, wie ich anfing: ſo kann es dir gelingen, daß du einſt mit deiner ganzen Hofſtatt an deiner Tafel, wie ein wohlhabender Privatmann mit ſeinen Freunden und Bekannten, ſitzeſt. . . . Den Hofverſchwendungen und Hofſchwelgereien bleib geſchworner Feind, ſo lange du lebeſt. Solche Tage, wie der ge-

strige, müssen in dem Leben eines Fürsten nicht die gewöhnlichen, sondern die ausserordentlichen sein. Es giebt einen Bürgerluxus, einen Kaufmannsluxus, einen Dienerluxus, gegen den sich die Fürsten empören; aber es giebt auch einen Fürstenluxus, gegen den sich die Unterthanen noch weit mehr zu empören Ursache haben. Was dem einen Stande Luxus ist, das ist es freilich dem andern nicht; der Begrif des Luxus ist sehr relativisch; so ist der Luxus der niedrigern Stände oft kaum mit Wohlstand befriedigtes Bedürfnis des höhern. Aber das ist Luxus für jeden Stand, wenn der Festtage mehr werden, als Einkünfte und Geschäfte erlauben. Denn Festtag ist Festtag und kostet nach Proportion den Unterthan so viel, wie den Fürsten, und den Fürsten nicht weniger, als den Unterthan, — weil jeder von ihnen den Festtag nach seiner Art begeht. Nicht meine ich hiemit, daß ein Fürst karg sein und unter seinem Stande leben, oder gar seine höchste Glückseligkeit nur im Besitz grosser gesammleter baarer Geldsummen suchen solle. Ein geiziger Regent ist seinen Unterthanen noch mehr Geissel, als ein verschwenderischer Regent; denn er liebt die unmässigen Auflagen nicht ebenso, wie dieser, sondern dieser bringt doch

durch

durch seine Verschwendung wenigstens einen Theil des Erpreßten wieder an seine Unterthanen. Nein, der Fürst mache standesmäßigen Aufwand; dadurch befördert er Nahrung, Gewerbe und Leben unter seinen Unterthanen; er überschreite dabei aber nie die Grenzen, welche ihm seine rechtmäßigen Revenüen setzen, und mache seinen Aufwand auch auf die gemeinnützigste Weise und mit Patriotismus. Unter diesen drei Bedingungen lasse er es sich und seinem Hofe wohlgehen; so geht's dadurch auch gewis seinem Volke wohl. Unpatriotischer Aufwand ist der, wenn ihn die Sucht nach fremden Produkten, Waaren, Weinen, Kostbarkeiten, Seltenheiten und Meisterstücken anwandelt; wodurch grosse Summen aus dem Lande geschickt werden und wobei der Unterthan nichts gewinnt. Ungemeinnütziger Aufwand ist, wenn das aufgewendete Geld zwar im Lande bleibt, wenn es aber nur in die Hände einiger wenigen kommt; als wodurch das Land weiter nichts gewinnt, als daß nur zehen oder zwanzig reiche Partikuliers mehr in selbigem werden. Je weitläuftiger, je ausgebreiteter die Zirkulation des ausgegebenen Fürstengeldes ist: desto edler ist dasselbe aufgewendet. Wenn die untersten und volkreichsten Stände bei dem Aufe

wande des Fürsten am meisten gewinnen: dann ist sein Aufwand wahrer Segen für die Nation. Hieher gehört z. E. der Aufwand durch Bauen, es mögen Brücken, oder Dämme, oder Wälle, oder Strassen, oder Sümpfe, oder Haiden, oder Häuser, oder Schlösser sein, die er bauet: so werden dadurch seine Taglöhner und ein grosser Theil seiner Handwerker beschäftigt. Denke nicht, daß das Bauen dadurch löblich werde, weil dein Vater gern bauet; sondern denke, daß dein Vater darum gern baue, weil es löblich ist und eine der ausgebreitetesten Zirkulationen des Geldes befördert. Aber freilich ist es die Hauptsache bei allem Aufwande des Fürsten, daß selbiger seine rechtmässigen Revenüen nicht übersteige. Wenn über diesen oder jenen unnöthigern Aufwandartikel die nothwendigsten Ausgaben unzubestreitend werden; wenn das Land über den Aufwand verschuldet; oder wenn gar Kopfsteuern und verdoppelte Accisen zum Behuf desselben aufgelegt werden müssen: wie kann sich ein solcher Fürst jemals seinem Volke zeigen, ohne — sich die Augen zuzuhalten! Dies soll er aber nicht thun müssen, wenn er öffentlich erscheint, sondern — er soll jedem Manne aus seiner Nation frei und frank unter die Augen treten können, weil er als Fürst der Be-

ste

ste sein oder das beste Gewissen haben soll. Aus diesen dir geöfneten Gesichtspunkten beurtheile nun das, was ich dir vorhin sagte, daß ein Tag, wie der gestrige, in dem Leben eines Fürsten nicht zu den gewöhnlichen gehören müsse. Hoffetenkürus ist an jedem Hofe der Welt unpatriotischer, ungemeinnützliger und unproportionirter Aufwand. Das Ausland liefert am meisten dazu und der Unterthan hat nur die Ehre, daß dies von seinem Schweisse bezahlt werde. Die untersten, volkreichsten Stände werden dadurch nicht in Thätigkeit und Nahrung gesetzt. Und — man muß dabei auf neue Volksauflagen sinnen, weil die alten nicht hinreichend sind, ihn zu bestreiten. Zuletzt denke dir denn zu diesem allen noch die Einflüsse hinzu, welche es auf den Karakter des Fürsten haben muß, wenn solche Tage, wie der gestrige, seine gewöhnlichen werden . . . Du sagtest vorhin aus dir selbst, daß man dabei gar nicht zu sich kommen müsse; und daran hast du recht. So ein Leben ist einem immerwährenden Taumel gleich. Nun denke dir aber einmal einen Fürsten, der selten oder gar nicht zu sich selbst käme oder immer im Taumel wäre! Gott, wie mag es da in ihm und um ihn her

aussehen! Mein Theodor, unter allen Menschen muß niemand öfter zu sich selbst kommen, als — ein Fürst. Er hat die höchsten Pflichten, den höchsten Beruf, die höchste Verantwortung. Wer muß sich öfter fragen, als er, ob er seine Pflichten thue, seinen Beruf erfülle und zur Rechenschaft vor Gott und der Welt freudigbereit sei? O Heil dem Lande, dessen Fürst an jedem Abend, statt den Abendsegen zu lesen, eine Prüfung seiner selbst anstellt! Nie, lieber Sohn, ergib dich dem Zeitenluxus der Höfe. Dadurch wird ein Fürst pflichtvergessen und — arbeitscheu. Ja, sogar schwach zur Arbeit wird er; denn übermäßiges Vergnügen entnervt. Sein Herz, das keine Freuden mehr kennt, als die schwelgerischen und rauschenden, verschließt sich der stillern, edlern Freuden der Fürsorge für sein Volk, des Mitleids, der Barmherzigkeit und der Menschlichkeit. Ganz unbekannt werdend mit den Leiden der Menschheit, sieht er in derselben Masse den Grausamen gegen andere, in welcher er den Gütigen, den Milden und Allesverstattenden gegen sich selbst macht. Theodor, genieß menschliche Ergötzlichkeiten und bleib dabei Mensch; genieß fürstliche Ergötzlichkeiten und bleib dabei Fürst. Ein Fürst, der sich den Hof-

luxus

kurus überläßt, bauet nichts, als Gräber; — Gräber für jede seiner Tugenden — Gräber für jede Wohlfahrt seines Volks . . .

Theodors ganzer Geschmack war an sich schon nicht für die Menge solcher Tage, wie der gestrige gewesen war. Die Versicherungen, welche er jetzt seinem Vater gab, nie in selbigen seine Glückseligkeit zu suchen, kamen ihm daher recht aus dem Herzen. „Sehen, hören, sprach er, will ich, wenn ich einst an fremde Höfe komme, alles, damit ich recht erfahre, wie es in der Welt zugeht; aber auf meine Gesinnungen, auf meinen Karakter und auf die Wahl meiner Freuden soll es nie den geringsten Einfluß haben.“

Adolf. Ich habe auch wahrlich dies Zutrauen zu dir. Schön ist's, wenn ein Deutscher Fürstenhof die Schule ächter Deutscher Sitten und ächter Deutscher Tugend für die Nation ist! Schön ist's, wenn ein Fürst nicht nur durch Gesetze, sondern auch durch Beispiele sein Volk in jeder Rechtschaffenheit des Lebens unterrichtet! Von keiner moralischen Vorschrift, die er den Unterthanen giebt, halte er sich für dispensirt, sondern er sei vielmehr allemal der Erste, welcher sie befolgt. Hierdurch wird er allen seinen

Moralgesetzen weit mehr Unverletzlichkeit geben, als wenn er die härtesten Strafen auf ihre Uebertretung setzte. Unser Fürst thut's — dies ist alsdann das Gesetz aller Gesetze, die Stimme der Nation; und so bedarf es keines Bewegungsgrunds weiter, ebenso zu thun. O wie glücklich ist das Volk, das jede Tugend, die es ausüben soll, von seinem Fürsten lernt! — Aber o wehe, wehe dem Staat, wo der Unterthan, wenn er darüber zur Rede gestellt wird, warum er nicht so thue, wie im Gesetz geschrieben steht, erwiedern kann — thut doch der Fürst nicht so! Wer soll ihn nun strafen? Der Fürst? Ein Schuldiger den andern? Und wenn dieser es auch im Stande wäre, zu thun, wen strafte er? Straft er nicht sich selbst? — Nimmermehr glaube, mein Theodor, daß den Fürsten die Gesetze nicht binden und daß er über sie erhaben sei. Es giebt ja nicht die Gesetze, sondern der Staat giebt sie durch ihn. Wenn sie aber der Staat giebt, so giebt er sie dem Fürsten zuerst, denn dieser ist der erste Mann, der erste Bürger im Staat. Das wäre ein weltuntergangbeförderndes Ungeheuer, daß der Fürst auf der einen Seite Gewalt hätte, Gesetze zu geben und die Uebertreter derselben zu strafen, und auf der andern das Privilegium, allein

allein wider sie zu handeln und ungestraft wider sie zu handeln. So wäre ja die ganze Tugend nichts, als — Bürgerzwang; so gäbe es keinen wesentlichen Begrif derselben, sondern man müsste, wenn der Ausspruch über eine Handlung gethan werden sollte, ob sie recht oder unrecht sei, allemal erst fragen, ob sie der Fürst oder der Unterthan begangen hätte. Da stände die Moral auf schönen Füssen! O Theodor, es fehlt nicht an Staaten, wo es so um die Moral steht; aber da sieht es auch fürchterlich um menschliche Glückseligkeit. Da ist der Unterthan weder seiner Habe, noch seiner Ehre, weder seiner Freiheit, noch seines Lebens, weder seines Rindes, noch seines Weibes sicher; da sind die Gesetze nur dem Mantel gleich, unter dem das Scharfrichterschwerdt verborgen wird; da — —

Jetzt kam Ulrike herein und brachte ihrem Gemahl die Nachricht, daß der alte Zensdorf todt sei. Adolf ward um so mehr hierdurch alteriert, weil er noch vor einigen Tagen erst ein langes afterapostolisches Sendschreiben von ihm über alle die Neuerungen erhalten hatte, welche jetzt im Religionssache zur Reife gediehen und wirklich durchgesetzt worden waren. „Nun thut's mir doch fast leid, sprach er, daß ich nicht

noch einmal mit ihm geredet. Er war immer einer meiner ältesten und wackersten Diener, und hat meinem Hause grossen Nutzen gestiftet. Ich hätte es fast denken sollen, daß sein Tod nahe sei; denn seinem langen Schreiben an mich waren fürchterliche Weissagungen von nahebevorstehenden Erdfällen und Erdbeben beigefügt. Solche Propheten pflegen sich gröstentheils vor dem Termin, wenn ihre Weissagungen geschehen sollen, aus dem Staube zu machen. Sie thun auch klug daran; denn auf jeden Fall retten sie sich dadurch, — entweder vor dem Unglück selbst, wenn es erfolgt, das sie alsdann nicht mehr wegraffen kann, wenn sie nicht mehr da sind; oder, wenn das Unglück ausbleibt, vor der Verspottung der Welt, die sonst von rechtswegen ihr Lohn wird."

Theodor. Ich will nun mit Rothen nach meinem Dorfe gehen und alle die Leute da kennen lernen.

Adolf. Das thu, und zeige nun an diesen Leuten der ganzen Nation, was sie einst von dir zu erwarten haben werde, wenn sie so dein sein wird, wie jene es jetzt sind.

In

In Adolfs Lande hatte nun die Religion grösstentheils diejenige Gestalt gewonnen, welche er ihr längst gewünscht. Dem wackern neuen Generalsuperintendent hatte er es zu danken, daß seine Reformen insgesammt nicht nur ohne Widersetzlichkeit von Seiten des Volks, sondern auch sogar ohne alles Geräusch bewirkt worden waren. Diejenigen Geistlichen, welche dem Pietismus anhingen, waren einstweilig und bis zu anderweitigem Gebrauch auf Pension gesetzt worden. Den Eid, welchen sonst die Religionslehrer bei dem Antritt ihres Amts auf gewisse alte Glaubensvorschriften ablegen mussten, hatte der weise Adolf aufgehoben und seinen Klerus allein an das neue Testament gewiesen, dem gemäß gelehrt werden sollte. Kontroverspredigten und Predigten über spekulatifische Materien waren gänzlich untersagt worden, und man hörte jetzt in den Tempeln nichts, als christliche Moral und Vorträge über solche Glaubenswahrheiten, die Einfluß auf das Leben hatten und die Seelen zur Ausübung der Moral geneigt machten. Alle vorgefundene Kandidaten mussten, ehe sie befördert wurden, erst noch zwei Kollegien bei dem Generalsuperintendent hören, eins über das reine, ursprüngliche Christenthum, und das andere über den zweckmässigsten

Digitized by Google

sten Vortrag desselben beim Volksunterricht. Bei dieser Einrichtung sollte es auch in Ansehung aller künftigen Kandidaten bleiben. Wer in Zukunft ein geistliches Amt im Lande bekleiden wollte, durfte weder auf einer auswärtigen Schule oder auf einer auswärtigen Akademie studirt haben. Auf der Landesakademie befanden sich die aufgeklärtesten Lehrer der Theologie, und in den Schulen des Landes waren die vernünftigsten Religionsbücher eingeführt; damit der Unterricht durchgehends gleichförmig wäre und der künftige Geistliche gleich von Jugend auf nichts, als gesunde Begriffe über die Religion einsammlete; statt, daß er sonst, wenn er die Universität bezog, es daselbst seine erste Arbeit sein lassen müsste, das auf der Schule gelernte wieder zu verlernen. Die Liturgie war durchgehends verbessert und sowohl dem Geist des Christenthums, als dem Geist des Zeitalters angemessener eingerichtet worden. Jede kirchliche Handlung erschien nun in der ihr gebührenden heiligen Simplicität, Würde und Feierlichkeit. Die alte Agende war ganz auf die Seite gelegt; viele Formulare waren der jedesmaligen Einrichtung der Geistlichen selbst überlassen; statt des Kirchengebets beteten die Prediger allemal ein Gebet aus dem Herzen, das

an

an ihre gehaltene Predigt sich besser anschloß und auf Zeit und Umstände jederzeit mehr passte. Die Beichte war in eine blosse Vorbereitung verwandelt worden und das Abendmahl ward seltener gehalten; damit die Versammlungen der Christen am Altare jederzeit recht zahlreich wären und die ganze Handlung für sie desto feierlicher würde. Jede Abkündigung war von der Kanzel verbannt und man las sie dafür an den Kirchthüren oder an andern öffentlichen Orten, je nachdem sie sich hierhin oder dorthin besser schickten. Klingeleien hörte man in den Tempeln auch nicht mehr — vom Kommunionglöckchen an bis zum Glöckchen am Klingebeutel. Für keine Amtshandlung durften die Gemeinen ihre Seelsorger mehr besonders bezahlen; wodurch sowohl den Spöttereien der Unvernünftigen als auch dem Brod- und Accidenzienneide der Geistlichen ein Ende gemacht war. Ein neues Gesangbuch machte die öffentlichen Gottesverehrungen erbaulicher; ein neuer Katechismus unterrichtete Volk und Jugend ausser den Tempeln. Oeffentliche Leichen und Begrabungen in den Kirchen waren gänzlich untersagt; Leichensteine durften nicht mehr gesetzt werden und alle äusserliche Trauer über die Todten war abgestellt. Wochenpredigten und Betstunden hatte

Adolf

Adolf eingezogen und an deren statt katechetische Uebungen veranstaltet. Die Zeit der Präparation der Erstlinge oder Katechumenen war um noch einmal so viel verlängert worden. Die Engel waren, wie die Krucifixe, von den Taufsteinen, von den Altären und von den Orgeln genommen, und aller Mahler- und Bildhauerüberglaube und dito Unsinn war aus den Kirchen auf die Kirchböden gebracht. Das Unnatürliche und Mönchische in Tracht und Aufzug der Geistlichen im Tempel und bei andern Amtshandlungen war abgeschaft und ihnen ausdrücklich angedeutet worden, im gemeinen Leben übrigens nicht besonders affektiren und durch ihren Ornat sich nicht etwa ehrwürdiger machen zu wollen, als andere Bürger.

Die Ruhe und Volkszufriedenheit, unter welcher alle diese Reformen in's Werk gesetzt worden waren, hatte den edlen Adolf in dem Glauben, den er immer gehegt, noch mehr bestärkt, daß der grosse Haufe an sich so abgeneigt gegen Religionsneuerungen nicht sei, als man ihn schildere, sondern, daß er da, wo er sich so zeigt, durch seine Priester erst dazu verleitet werde. Freilich, wenn die Volkslehrer, deren Ansehen bei dem Volke noch immer gros genug ist, auf sogenannten heiligen Stä-

Stützen die vernunftmässigsten Reformen verschreien, dagegen poltern und ihre Sache immer so drehen, daß sie nicht wie ihre Sache, sondern wie Sache der Ehre Gottes aussieht: so sind bald Hunderte und Tausende von Bürgern aus den unaufgeklärtern Ständen auf ihrer Seite und setzen sich gegen die vorwaltenden Reformen; aber nicht deswegen, weil sie ihnen verdächtig sind, sondern weil sie ihnen ihre Priester verdächtig machen, nicht, weil sie es einsehen, daß selbige schädlich sind, sondern weil sie hören, daß selbige schädlich sein sollen. Geistliche dieser Art sind Fürsten befugt, unter die Störer der öffentlichen Ruhe und unter wirkliche Volksaufwiegeler zu zählen und sie als Männer zu behandeln, die unter der Würde ihres Standes thun; denn die Bestimmung des geistlichen Standes ist die Aufklärung des Volks; wie pflichtwidrig handelt also nicht ein Geistlicher, wenn er sich sogar Volksaufklärungen, die der Fürst veranstaltet, widersetzt! Adolfen konnte dies nicht begegnen; denn die berüchtigten Schwärmer und Polterer hatte er vorher kanzellos gemacht, und die übrige Geistlichkeit hielt es für rathsamer, ihn bei seinem grossen Geschäft zu unterstützen, als ihm dabei entgegen zu sein.

Aber

Aber auch hierdurch ward er abermals von der Richtigkeit eines andern jederzeit gehegten Gedankens überzeugt, daß nehmlich fast alles darauf ankomme, daß der erste Geistliche im Lande ein aufgeklärter Kopf sei. Sein neuer Generalsuperintendent hatte sich bei dem ihm untergeordneten Klerus bald in Ansehen zu setzen gewusst. Er hatte seinen Mitbrüdern Beweise seiner ausgebreiteten Religionseinsichten, seines edeln moralischen Karakters, seiner Thätigkeit für sie, wenn er Gelegenheit hatte, ihnen nützlich zu werden, seiner Entschlossenheit und seines Muths gegeben. Er hatte häufige Zusammenkünfte mit ihnen gehabt, die Aufklärung des Volks stets zum Gegenstande seiner Unterredungen mit ihnen gemacht und eine Lesegesellschaft unter ihnen aufgerichtet, in welcher besonders solche Schriften, in denen von gemachten Verbesserungen in Religion, Kirche und Liturgie Nachricht gegeben ward, oder Vorschläge dazu gethan wurden, zirkulirten. Hierdurch gewöhnten sie sich nicht nur an dergleichen Ideen, sondern einige von ihnen fingen auch an, selbst darüber nachzudenken. Kamen sie denn bei ihm zusammen: so stachen diese in der Gesellschaft hervor und reitzten dadurch wieder andere zu gleichem Nachdenken. Der wackere Superintendent,

tendent wusste nehmlich recht gut, daß es vielen Gliedern seines Standes noch immer nur an Lektüre fehle; woher es denn komme, daß ihnen jede erscheinende Reform, wenn sie auch noch von so geringer Erheblichkeit wäre, so sehr Böhmischdorf sei. Er hatte die Probe deshalb mit den dasigen Geistlichen selbst gemacht. Unter den Landgeistlichen hatte er die mehrsten als Männer gefunden, die mit ihrer Lektüre gerade in dem Jahre Stillstand gemacht, in welchem sie ihre Pfarren bezogen und sich mit der Oekonomie zu beschäftigen angefangen hatten. Diese standen mithin nothwendig noch auf allen Seiten in dem Ton, in welchem man damals in der Welt und in der Kirche gestanden, hatten ihr Zeitalter lassen vorwärts gehen und waren zurückgeblieben. Sie wussten im Ganzen zwar, daß viel Gährung in der Religion jetzt sei, und daß mancherlei Neuerungen hier und da gemacht würden, begnügten sich aber daran, in selbigen blos die Weissagungen vom Antichrist und von den Spöttern, die in den letzten Tagen kommen würden, erfüllt zu sehen und — deshalb, wie es denn Rechtens war, zu seufzen. Selbst unter den Geistlichen in der Residenz traf er viele an, die auch die wichtigsten theologischen Schriften, welche in der neuer

sten Zeit so viel Licht über Bibel, Religion, Glaube und Dogmatik verbreitet hatten, nie mit Augen gesehen hatten, sondern kaum den Nahmen nach kannten. Als die Lesegesellschaft eine Zeitlang gedauert hatte, fingen die Sachen an sich auf einen bessern Fus zu stellen. Die Köpfe wurden lichter, die Herzen biegsamer, der Ton milder. Der weise Ephorus, von dem man gleich anfangs alle mögliche Neuerungen erwartet hatte, hielt noch immer an sich. Endlich nach langem Lesen und Wiederlesen einerlei sonnenklarer Wahrheiten fingen verschiedene von den Geistlichen selbst an, sich nach dieser und jener Reform zu sehnen. Einige derselben urgirten besonders das Argument, daß, was an so vielen andern Orten schon glücklich abgeändert und verbessert sei, doch hier auch wohl müsse abgeändert werden können, wenn man nur wollte, und gaben ihrem Vorgesetzten nicht undeutlich zu erkennen: daß sie diese Abänderungen durch ihn gleich anfangs vermuthet hätten. Nun glaubte der Generalsuperintendent, daß der Zeitpunkt da sei, in welchem vorgeschritten werden könnte. Er stellte jetzt einige feierliche Zusammenkünfte mit ihnen an, in welchen er fast allein das Wort führte und sehr männlich und bider Nothwendigkeit und Segen der Volks-

auf-

aufklärung, und über die Pflicht eines Geistlichen, dieselbe ganz besonders befördern zu helfen, sprach. Bei diesen Gelegenheiten mussten sie ihm ihre wichtigsten Erfahrungen mittheilen, für die er ihnen sehr Dank wusste und die er auf das beste benutzte. Er nannte sie dabei immer Männer, die länger im Amte wären, als er; wodurch sie sich sehr geschmeichelt fühlten und ein immer uneingeschränkteres Zutrauen in ihn setzen lernten. Sein ganzes Benehmen gegen sie war zu gleicher Zeit überaus bescheiden, freundschaftlich und liebevoll; ohne daß er sich dadurch die Achtung vergab, welche sie ihm schuldig waren. Fürst Adolf bekam von diesem allen fleissig Nachricht und lernte dadurch seinen ersten Geistlichen noch immer mehr schätzen. Dafür ward gesorgt, daß bei jeder vorwaltenden Reform kein Geistlicher an seinen Einkünften verlöhre; weil diese Männer nichts verliehren konnten, wenn sie mit ihren Familien leben sollten, und weil der Generalsuperintendent überhaupt bei jeder Gelegenheit dem Fürsten das Princip vorhielt, daß niemand etwas, das er einmal gehabt, so lange er lebe, verliehren müsse. Wo also den Gemeinen eine Erleichterung geschah, darunter sollten nicht die Geistlichen leiden, sondern — der Fürst. Adolf

fand dies sehr billig und bekannte geradezu, daß er auch derjenige Mann sei, der am ersten leiden könne. Hierdurch allein ward mancher sehr wesentlichen vorwaltenden Reform der Weg herrlich gebahnt; weil das Volk sie der Erleichterung wegen gut fand, die ihnen durch selbige widerfuhr, und — die Geistlichen um so weniger etwas gegen sie einzuwenden hatten, weil sie nun nichts durch sie verlohren und noch obendrein manche Arbeit fernerhin weniger haben sollten, die, beim Lichte betrachtet, so nie einigen Nutzen gehabt hatte, sondern nur des für sie fallenden Accidenz wegen, das einmal ein Parasalarii gewesen, noch immer gethan worden war. So, wie nun eine Reform nach der andern reif war und in's Werk gesetzt werden sollte, that der weltkluge Ephorus immer, als wenn er sie erst mit dem Klerus überlegte. Alles war jederzeit schon abgemacht, beschlossen und dicht am Punkt der Ausführung; aber das geistliche Ministerium hatte erst die Ehre, es mit seinem Beifall zu krönen, welchen der Generalsuperintendent durch sein Ansehen, seine Vorstellungen und sein weises Benehmen allemal bald zu bewirken wusste. Dies machte den herrlichen Eindruck auf die Geistlichen, daß sie bei jeder Reform, die publicirt ward, äusserstthätig waren,

ren, sie zu befördern, beliebt zu machen und durchzusetzen; weil sie sie als ihren Einfall und als ihre eigene Sache betrachteten. Kamen sie in Gesellschaften der Bürger: so priesen sie ihnen die neuen Einrichtungen, das neue Gesangbuch, den neuen Katechismus u. s. w. aus allen Prädikamenten an. Betraten sie die Kanzel, um auf Befehl diese oder jene zu einer Reform vorbereitende Predigt zu halten: so predigten sie recht aus der Fülle ihrer Seelen für dieselbe. Hatte eins ihrer Pfarrkinder einen Gewissensskrupel über die eine oder die andere Neuerung: so zogen sie ihm denselben so leicht aus dem Herzen, wie den Splitter aus der Hand. War ja hier oder da noch ein Geistlicher, nach dessen Geschmack die Reformen nicht waren: so schmiegte er sich unter die Mehrheit der Stimmen, weil er nun wohl sah, daß sein Widerspruch nichts fruchte, und machte, wenn er an das Schicksal der pietistischen und polternden Amtsbrüder dachte, den Fuchs beim Löwengastmahl. Das Volk, da es sah, daß seine Priester nichts gegen die Neuerungen hatten, hatte noch weniger etwas dagegen, und, sobald es hörte, daß seine Priester sie empfohlen, liebte es sie sogar. Manche schwere Accidenzienlast war ihm ohnedies von den Schultern genommen. Frei-

brachte man seine Kinder zur Taufe, frei begrub man seine Todten, frei führte man die Braut zur Trau, frei ging man zum Abendmahl. So war gar nicht daran zu denken, daß ein Volksaufstand über die Neuerungen sich ereignen sollte. Vielmehr war er nie zuverlässiger nun zu erwarten, als wenn es jemals wieder zum Alten kommen und — dabei Taufen, Trauungen und Begräbnisse nach, wie vor, wieder bezahlt werden sollten.

Adolf. (als der Prinz mit Rothen nach seinem Dorfe wanderte und der Generalsuperintendent ihn besuchte.) Doktor — Doktor — Sie sind mir ein ganzer Mann. Sie haben die Sache beim rechten Ende angegriffen; ohne Sie hätte ich nichts geschaft. Aber freilich mussten Sie Ihren Stand und seine Leute noch besser kennen, als ich. So viel und alles so glücklich durchgesetzt, und das in so kurzer Zeit! Wer hätte das gedacht? Auch nicht ein neu Taufformular — auch nicht den Teufel ganz heraus, geschweige denn den Pharao heraus — ja nicht einmal eine neue Kollekte am Lesepult konnte ich kriegen, so lange der Graubart lebte! Und nun? (umarmt den würdigen Geistlichen.) O Sie Rechtschaffener! So viel kommt darauf an, daß ein Fürst einen vernünftigen, aufgeklärten

geklärten und wackern Superintendenten habe — und der ganzen Welt will ich es sagen, daß Sie dies sind . . . Wenn ich das so noch bedenke — jenen Alten rührte der Schlag, als er hörte, daß die Ohrenbeichte abkommen sollte — hilf doch Himmel, hilf Gott des Himmels und der Erden, was es für Leute, ja was es für Superintendenten giebt! Was denken Sie denn selbst nun zu allem dem, was Sie bewirkt haben — sagen Sie mir's doch.

Generalsup. Durchlaucht, ich freue mich, das Werkzeug gewesen zu sein, durch welches Sie unter Leitung der göttlichen Fürsehung so viel Gutes stifteten.

Adolf. O Sie Bescheidener! (fällt ihm lange in die Arme.)

Generalsup. (nach einigen Pausen.) Ja es ist schrecklich, wie es noch in so vielen Ländern in der Religion aussieht. Ein Geistlicher, der die Würde seiner Bestimmung wahrhaftig fühlt, muß keine höhere Seligkeit kennen, als die — aufklären zu helfen.

Adolf. Aber was sagen Sie nun zu Ihrem Stande? — Hier hat er nun sich gefaßt, weil es von allen Seiten darnach angefangen ward; aber ist er nicht anderwärts noch häufig fast

jeder so nützlichen Religions- Glaubens- und Kirchenreform entgegen?

Generalsup. (die Achseln zuckend.) Freilich wohl! Wie könnte ich anders reden? Aber — (edelsteinmüthig) erlauben Sie, mein Fürst, der Ihrige — — —

Adolf. (hitzig.) Schweigen Sie! Schweigen Sie! — Doch — reden Sie fort.

Generalsup. Nein, ich meine nur, wenn doch ein Fürst will, und es sonst darnach angefangen wird: so sieht man ja nun wohl, daß die Sache gehen müsse. Aber freilich — wenn sich ein Fürst vor seinen Pfaffen fürchtet, oder, wenn er sich von ihnen einschwatzen lässt, daß sein Fürstenheil darauf beruhe, daß das Volk dumm bleibe: so ist nichts zu hoffen. Das letztere ist aber logischfalsch, psichologischfalsch, moralischfalsch, historischfalsch und — falsch von allen Seiten und durch und durch. Je aufgeklärtere Unterthanen, desto bessere Unterthanen. Ein kluger Schneider ist besser, als zehn dumme Schneider; ein kluger Bierbrauer besser, als zehn dumme Bierbrauer; ein kluger Soldat besser, als zehn dumme Soldaten; ein kluger Landmann besser, als ein ganzes dummes Dorf ꝛc. Aufgeklärte Unterthanen sind wahre Fürstenverehrer; aber

aber freilich — solche Pfaffenanbeter sind sie nicht, wie die unaufgeklärten Leute. Doch, dies sollen sie auch nicht sein. Aber hier ist eben der wichtige Punkt, woran sich das ganze Aufklärungswesen in vielen Ländern stößt . . .

Diese Unterredung ward noch lange fortgesetzt, und der Generalsuperintendent blieb den ganzen Tag bei seinem Fürsten. An diesem Tage wurden noch verschiedene Verordnungen, den geistlichen Stand betreffend, entworfen; z. E. daß schlechterdings von nun an nicht mehr jeder, wer da wollte, Theologie studiren dürfe, sondern nur diejenigen, welche dazu geschickt befunden würden; daß aus den untersten Ständen durchaus niemand ein Geistlicher werden sollte; daß die Kandidaten weit schärfer, als sonst, und öfter, als einmal, examinirt werden sollten; daß alle drei Jahre sämtliche Prediger sich bei ihrem Ephorus zu einem Kolloquium wieder einstellen sollten, damit man sähe, ob sie fortstudirten; daß alle Prediger reiheherum vor dem Fürsten predigen sollten, u. s. w.

Während dieser Berathschlagungen hatte Adolf in seinem Zimmer einen sehr angenehmen Auftritt. Einige Deputirte aus dem Dorfe des Prinzen kamen, um ihren neuen Herrn zu gratuliren; den sie aber nicht mehr antrafen. Als

Adolf hievon hörte, gefiel ihm dieser Bauereinfall so herzlich, daß er sie sogleich vor sich ließ. Die Leute hatten nichts auswendig gelernt, sondern schütteten ihre Freude über den Vorgang mit ihnen ganz aus ihrem eigenen Herzen und so natürlich brav aus, daß der Fürst den Werth sehr lebhaft fühlte, welchen sie auf seinen Sohn setzten. Sie erzählten, daß die ganze Gemeine hereingewollt hätte, und daß man endlich, da man nicht hätte darüber übereinkommen können, wer die Ehre haben sollte, abgedeputirt zu werden, das Loos geworfen habe; da das Glück denn sie getroffen hätte, die Abgedeputirten zu sein. Sie hätten auch ein klein Präsent für ihn, setzten sie hinzu, das sie aber nicht hätten mithringen können; er sollte es aber bekommen, wenn er sie zum erstenmale besuchte.

Adolf. Nun so eilet, daß ihr nach Hause kommt; er wird vermuthlich schon bei euch sein.

Der eine Bauer. I dat wäre! Hum!

Der andere Bauer. (zu diesem.) Sieh mal, Gevatter Barms, da schwatzen die andern also doch eher mit em, wie wir Abgedeputirte! Hum!

Adolf.

Adolf. Ja, so geht's manchmal den Deputirten. Nun — säumt nur nicht weiter!

Der erste Bauer. (wieder zum andern.) Nu, so komm mans. Dat Losen war mieh gliek nich recht. Ik sette och in köne Lodderie.

Als der Fürst noch über die Abgedeputirten herzlich lachte, kam einer von den Bauern noch einmal schnell zurück und bat ihn aus eigenem Einfall, daß er doch erlauben mögte, daß das Dorf nach des Erbprinzen Nahmen genennet würde. „Ha, ha, versetzte der Fürst, eure Gesandschaft soll doch nicht umsonst gewesen sein" — nahm einen grossen Regalbogen und schrieb mit Kanzeleischrift die Worte darauf: „Das Dorf Reinsdorf soll von nun an Theodorsdorf heissen — Adolf." Nachher fiel es erst den Fürsten noch auf, daß Bauer Rasch nicht das Gesandtenrecht sich angemasset habe.

Theodor ritte mit Rothen, als sie nach Reinsdorf kamen, geradeswegs in Raschens Hof ein. Er freute sich ungemein, den Bauer nun in seinem Dorfe zu haben, dessen Bild in seiner Einsiedelei hing, und an dem er den Bauernwerth zuerst schätzen gelernt hatte. Seiner Meinung nach wusste noch keiner im ganzen Dorf etwas von dem, was vorgehe; und so sollte Rasch der erste sein, der es erführe und zwar von ihm selbst erführe.

Als

er aber in's Haus trat, stand — ein grosser zugemachter Sarg da. Der Prinz erschrack heftig und konnte noch nicht einmal fragen, wer der Todte sei, der da liege, als die ganze Familie des Rechtschaffenen ihn schon weinend umgab und der älteste Sohn ausrief — — ach, da liegt er, den Sie suchen; wir wollen ihn eben begraben. Theodor ließ den Sarg öfnen, und in dem Augenblick strömten ihm die Thränen von beiden Wangen. Rasch lag da mit seiner ganzen Miene fröhlicher Betriebsamkeit, die er im Leben gehabt hatte, und war das vollkommene Bild eines Mannes, der nach vollbrachter Arbeit überaus sanft ruhet. Er drückte ihm die Hände, klopfte ihm die Backen, setzte sich neben ihm und sah ihn lange stumm an. Die ganze Familie stand ebenso stumm umher; auch kamen Bauern auf Bauern herbei und blieben ebenso stumm. Einer nach dem andern, wie er hereintrat und den Prinz so sah, blieb unbewegt stehen. Eine tiefe, melankolische Stille herrschte im Bauerhause. Rothe stand in einiger Entfernung und entzückte sich am Anblick seines so menschlichen Zöglings.

Theodor. (endlich.) Ach, hättest du das doch noch erlebt, guter Alter!

Der

Digitized by Google

Der ältere Rasch. Ja wohl, ja wohl; das hätte ihm eine rechte Freude sein sollen. — Er sprach so immer so viel von Ihnen.

Theodor. (der nur auf das letztere gehört hat.) Sprach er nicht etwa auch im Tode noch von mir?

Rasch. Dazu hatte er gar keine Zeit.

Theodor. Wie so? Wie starb er denn?

Hier ward nun dem Prinz die Todesart des wackern alten Landmannes erzählt, die den Neid der Städter, der Höflinge und der Fürsten verdient, und die gleichsam der letzte und herrlichste Lohn noch gewesen war, womit Gott und die Natur menschliche Arbeitsamkeit und menschliche Treue in Abwartung der Berufsgeschäfte des Lebens an ihm gekrönt hatten. Rasch hatte sich bis an sein Ende gesund und heiter befunden, hatte alle seine Sinne und seinen Verstand bis auf den letzten Augenblick behalten und — war mitten in seinen Geschäften gestorben. Sein Sohn sollte nach der Stadt fahren und lud verschiedenes Getraide auf den Wagen, während daß er die Pferde aus dem Stall zog und anschirrte. Wie er damit fertig war, sprach er — das ist ja schnurrig, der ganze Hof geht mit mir herum, und die Pferde tanzen, und alles tanzt — setzte sich auf eine Rasenbank am Hause, stamm-

stammlete freundlich — ich sterbe, und — starb. Nicht die geringste Todesangst hatte er empfunden; nicht ein Muskel im Gesicht hatte sich dabei verzogen; und die freundliche Mine hatte er so in's Sarg mitgenommen, wie er sie bei den Worten — ich sterbe — gemacht.

Der junge Rasch. (als er dies erzählt, recht ergeben und ruhig.) Ein hohes Alter hat er erreicht; viel Gutes hat ihm Gott gethan; da er einmal nun hat sterben müssen: so ist Gott nicht genug dafür zu danken, daß er ihn so sanft aufgelöset hat. Wie sein Leben war, so war sein Tod — still und heiter.

Die Wittwe. Ach ja, wir sind auch alle mit Gott zufrieden. Wir weinen nur darum noch, weil wir ihn so lieb hatten.

Theodor. (im Aufstehen.) Rothe, wie wird Ihnen bei diesem allen?

Rothe. O herrlich, mein bester Prinz, wird mir dabei zu Muthe. So lohnen Unschuld der Sitten, Arbeitsamkeit und Treue im Leben und im Tode, und so trösten sie sogar unsere Hinterlassenen!

Theodor. (zu Raschens Familie.) O ihr guten Seelen — bleibet so gesinnet; seid immer, wie euer Vater war, und vergesset ihn nie!

Die

Digitized by Google

Die ganze Familie. Ach vergessen — ja vergessen — o wie könnten wir dich vergessen? (fallen alle über den Todten her.)

Theodor. (hin und her wankend.) Leute, nun bitte ich euch, höret auf . . .

Rothe. (der hinzuspringt.) Prinz, was ist Ihnen?

Theodor. Es ist schon wieder über; mir ward so weh um's Herz. (legt noch einmal beide Hände dem Todten auf die Stirn.) Ich gehe mit zu deinem Grabe.

Der Prinz ging in den Hof, um frische Luft zu schöpfen. Rothe folgte ihm. Nach und nach kamen auch die Bauern in den Hof. Einer derselben fasste sich endlich das Herz und ging an ihn hin und sprach: Sei Er doch nur gut, lieber junger Herre; 's gibt ja noch mehr solche prawe Leute in unserm Dorf.

Theodor. (zu sich kommend.) Ist das wahr, Freund?

Bauer. (sehr zuversichtlich.) Jo Herre — da is mein Gevatter Schmid, un Gevatter Schröter, un Gevatter Rieseler — die geben den ollen seligen Rasch nischt nach. Un ik (schlägt sich vor die Brust) ik arböte och trotz drei Mann.

Digitized by Google

Theodor. Das ist brav. Glaubet ihr denn wohl, daß mir viel daran gelegen sei, daß es hier mehr solche wackere Leute gebe, wie Rasch war?

Bauer. (seinen Gedanken nach recht witzig.) Hm! Stelle sich doch nur nich, als wenn's nich so wäre, was die Stadtleute sagen.

Jetzt versammlete sich die ganze Dorfgemeine zur Beerdigung im Hofe, und als man sah, daß der Prinz sich so leutselig mit dem einen Bauer unterhielt, kamen die übrigen alle um ihn her und machten ihre Scharrfüsse vor ihm. Da erfuhr er dann nicht nur, daß es ihnen schon bekannt sei, daß sein Vater ihn zu ihrem Herrn gemacht, sondern daß sie auch ein Paar Deputirte an ihn nach der Residenz geschickt hätten. Für den letztern Einfall gewann er sie alle gleich sehr lieb und unterhielt sich mit ihnen, bis man Anstalt machte, den ehrlichen Rasch zur Ruhe zu bringen. Sie erzählten ihm, daß sie alle, wie sie hier wären, zu ihm herein gewollt hätten; daß man endlich einig geworden wäre, nur ein Paar an ihn abzuschicken; daß man darum gelost hätte und daß die beiden, welche das Loos getroffen, von den übrigen allen beneidet worden wären. „Und nun, setzte einer lachend hinzu, sind sie doch in den April gegangen,

ren, und wir haben Ihn eher zu sprechen bekommen, als jene.“

Theodor. (ernsthaft.) In den April sind sie gewis nicht gegangen; denn wenn sie auch mich nicht gesprochen haben: so haben sie doch zuverlässig meinen Vater gesprochen.

Eben, als die Leiche aus dem Hause in den Hof gebracht ward, kamen die beiden Deputirten zurück und drängten sich an den Prinz vor. Der eine von ihnen hielt, sobald er eintrat, den grossen Realbogen hoch in der Hand und gab ihn Theodorn.

Theodor. (als er gelesen, heiter.) Sagt' ich's euch nicht, daß sie meinen Vater gesprochen haben würden? Da höret einmal — (lieset ihnen des Fürsten Worte vor.) Hebet diesen Bogen zum ewigen Andenken eurer Gesandschaft auf.

Die ganze Gemeine frohlockte über die Ehre, welche ihrem Dorf wiederführe. Mitten unter den Jubelnden stand — die Leiche.

Theodor. (als er bemerkt, daß einige anwesende alte Mütterchen einen Anstos daran finden, daß neben einer Leiche so gejubelt werde.) Das schadet nichts, Leute, daß ihr jetzt hier so froh seid. Rasch steht recht dabei so unter uns, wie er stehen würde, wenn er noch

lebte und dieser Bogen auf seinen Hof gebracht würde. Gewis jubelte er alsdann, wie ihr.

Als der Leichenzug fortging, trat Theodor mitten in's Gefolge und zwar zwischen die beiden Deputirten ein. Die Bauern wusten alle nicht, wie ihnen zu Muthe ward. So etwas hatten sie in ihrem Leben nicht gehört, daß ein Erbprinz bei einem Bauer zur Leiche gehe. Die Stille, durch welche sich dieser Stand bei seinen Gräbern vor andern auszuzeichnen pflegt, empfing dadurch noch einen hohen Grad von Feierlichkeit und Andacht mehr. Rasch ward auf dem Kirchhofe noch einmal aufgedeckt. Theodor nahm einen Levkoienstraus von seinem Hut und gab ihn selbigen in die Hände. „Du warst ein wackerer Mann, sprach er dazu, und bandst mir manchen Straus. Nimm hier den letzten von mir. Dich segne Gott in jener Welt noch mehr, wie er dich hier gesegnet hat.“ Das könnt ihr glauben, fuhr er darauf gegen die Gemeine fort, — wäre er nicht so ein wackerer Mann gewesen: so wäre ich nicht hinter seine Leiche her gegangen. Nicht darum, weil er etwa alsdann nur ein schlechter Bauer gewesen wäre, sondern darum, weil ich bei keinem Schurken, und wenn er noch so vornehm

wäre,

wäre, zur Leiche gehe. Ich habe es nicht gewusst, daß er todt sei, und noch weniger, daß er heute begraben werde; aber nun freut's mich recht, daß ich heute hieher gekommen bin. Mein Vater hat ihn mahlen lassen und ich wohne seiner Beerdigung bei; so haben wir beide euch gezeigt, daß wir ihn schätzten. Ahmet ihm alle nach und — senket ihn nun ein!

Sobald Grab und Hügel fertig waren, ließ der Prinz Männer und Weiber, jung und alt, wie sie da waren, in einen Kreis um sich her treten und redete sie also an: „Ich ritte heute in der Absicht hieher, um euch alle so zusammenkommen zu lassen, wie ihr hier stehet. Das könnt ihr mir also wohl glauben, daß es mich rühre, daß Rasch es eigentlich ist, der euch hier so zu meiner Anrede an euch versammlet hat, und daß ich euch bei einem Grabe so beisammen finde. Wo schickte es sich wohl besser, daß ich euch zusammenkommen liesse, als hier, wo ihr endlich einmal alle beisammenkommt? Ich bin noch ein junger Mensch; aber zuletzt geht's mir doch so, wie es Raschen hier gegangen ist. Ach wohl mir, wenn ich dann auch so von meiner Arbeit ruhe, wie er! Leute, wenn wir erst so liegen, wie Rasch, dann ist's einerlei, ob wir Fürstenleute oder Bauersleute gewesen sind.

Die Hauptsache ist alsdann, daß wir gute Leute gewesen sind. Nur gute Menschen sind in jener Welt glücklich. Darum lasst uns alle dies sein! Mein Beruf ist freilich einmal grösser, als der eurige; aber darüber beneidet mich ja nicht; ich habe auch dadurch weit grössere Verantwortung auf mich, als ihr. So könnt ihr alle einmal weit eher ruhig sterben, als ich. Indessen habe ich von dem wackern Rasch arbeiten gelernt, und will, wenn ich einmal Fürst werde, sein Bild in mein Zimmer stellen; damit ich, so oft ich ihm vorübergehe, mich frage, ob ich auch in meiner Art so brav bin, wie er. Mein Vater hat mich zu eurem Herrn gemacht, damit ich an euch vor seinen Augen in meinen jungen Jahren schon die Probe davon geben sollte, wie ich es einmal mit dem ganzen Lande machen werde, wenn ich Fürst darin bin. Mithin könnt ihr wohl in voraus hoffen, daß ihr es bei mir gut haben werdet. Was in meinen Kräften ist und womit ich euch helfen kann, damit will ich euch helfen. Aber wenn ihr mir das auch nicht verdanktet — das wäre schrecklich. Ihr sollt es mir aber blos dadurch verdanken, daß ihr recht fromme, arbeitsame, mässige und wirthschaftliche Landleute seid. O so bitte ich euch herzlich auf eurem Kirchhofe und bei Raschens Grabe,

seid

seid dies auch und werdet's immer mehr! Und wenn ich dann einmal lange schon Fürst bin, sollt ihr mir doch das liebste Dorf im ganzen Lande bleiben."

Naise Rührung, wackere Gutherzigkeit und verwunderungsvolle Liebe gegen einen noch so jungen und so altklug und brav redenden Prinz drückten sich auf allen Gesichtern aus. Es erfolgte eine Stille; worauf einer von den beiden Deputirten mit bäuerlicher Bescheidenheit Theodorn zu wissen that, daß die ganze Gemeine sich vereinigt hätte, ihn zu beschenken.

Theodor. (betreten.) Beschenken? — Beschenket mich mit eurer Liebe. Alles andere gibt mir mein Vater mehr, als ich brauche.

Deputirter. Hum! Das kann ihm der Vater doch nicht geben, denn es gehört unsere.

Theodor. (neugierig.) Nun, was wäre denn das, was ihr mir schenken wolltet?

Der Aelteste aus dem Dorf. Herr Prinz, es ist eine Wiese, die wir in's gemein haben; sie liegt dicht an seinem Garten da, den ihm der Vater auch geschenkt hat. Wenn er die dazunimmt, so wird der Garten oben so breit, wie unten. Gar zu gern mögten wir Ihm die Wiese doch zum Andenken geben.

Theodor. (gerührt.) Wa — ich nehme sie an. Sie sei mein, weil ihr mir so gern ein Andenken geben wollet; obgleich der Garten schon gros genug ist. Ich sehe, daß ihr es so gut damit meinet. Ich danke euch dafür und freue mich, daß ihr sie mir an Raschens Grabe geschenkt habt.

Die Bauern waren insgesamt innigst vergnügt darüber, daß der Prinz ihr Präsent angenommen habe und wusten sich nicht wenig damit. Theodor ging selbigen Tags noch Haus bei Haus im Dorfe herum und erwarb sich dadurch die Liebe dieser unverdorbenen Landleute noch mehr. Hernach ritte er nach seinem Landhause, wo er mit Rothen bis gegen Abend blieb. Er nahm den Weg dahin über die ihm geschenkte Wiese, wo er sogleich den Platz bezeichnete, auf welchem ein öffentliches Denkmal der treuherzigen Freigebigkeit dieser Bauern für Enkel und Urenkel aufgestellt werden sollte.

Die ersten vierzehn Tage über lebte und webte Theodor fast blos in der Idee seines Dorfs und der Beglückung seiner Bauern daselbst. Jeden Nachmittag brachte er in Theodorsdorf zu und lernte nicht nur die sämtlichen Einwohner

bis

Digitized by Google

bis auf das kleinste Kind, sondern auch die ganze Beschaffenheit der Umstände eines jeden kennen. Zu Hause ward oekonomische Lektüre jetzt eine seiner Hauptbeschäftigungen; und wenn er dann über die wichtigsten Gegenstände der ländlichen Haushaltung mit seinen Bauern sprach: so quollen ihnen vor allem Erstaunen über die Wirthschaftskenntnisse eines jungen Menschen, der bei Hofe doch nichts davon hörte und sähe, die Augen oft aus dem Kopf. Täglich nahm er ein Paar seiner Einsassen in's Examen, erkundigte sich nach dem Werth ihrer Güter und nach allem Zubehör derselben, ging in ihrem ganzen Hause und Hofe umher, ließ sich ihre Vorräthe und alle ihr Vieh zeigen, besah ihre Aecker und ihre Wiesen, und erforschte ihren ganzen Vermögenszustand. Gleich bei dem ersten legte er ein Zeugnis davon ab, daß er es sehr gut mit ihnen meine, wenn er sie so nach allem befragte. Diesem war eben ein unentbehrliches Pferd gefallen, und der Mann war nicht im Stande, sich gleich wieder ein anderes an dessen Stelle zu kaufen. Theodor schenkte ihm so viel Geld, als dazu nöthig war. Das Gerücht davon bewegte bald alle übrigen Bauern zur treuherzigsten Entdeckung ihrer gesamten Lagen. Fand er irgendwo die Umstände schlecht: so forschte er genau

nach den Ursachen davon. Entsprangen diese aus zu schweren Gaben, die auf den Gütern hafteten, so mässigte er selbige. Rührten sie von unverschuldeten Unglücksfällen her: so tröstete und segnete er die Dulder. Lagen sie aber in Trägheit, übler Haushaltung und offenbarer Liederlichkeit: so ermahnte er dringend zur Rechtschaffenheit und traf Anstalten, den schlechten Wirth oder die böse Wirthin zu bessern. Rothe, wenn er dabei war und den Prinz so die Sprache eines gesetzten und bejahrten Mannes führen hörte, konnte zuweilen selbst seine Verwunderung darüber nicht bergen. Er trat alsdann wohl dazu und führte den Schlechtwirthschaftenden zu Gemüthe, daß sie sich doch schämen sollten, daß ein so junger Prinz ihnen dergleichen Vorhalt thun müsse, da sie lange genug auf den Höfen schon gesessen hätten, um sich dies alles selbst zu sagen und wenigstens durch Schaden klug zu werden. Hierdurch bekamen Theodors Vorstellungen noch mehr Eindrang. Fürst Adolf strich auf Fürbitte seines Sohnes alle alten Reste dieser Leute; und als der Prinz ihnen dies Evangelium predigte, schloß er mit dem Versprechen, daß er nicht eher ruhen wollte, bis sie insgesamt schuldenfrei wären, und mit der Drohung, daß er, falls alsdann wieder jemand durch sich selbst

Digitized by Google

in schlechte Umstände geriethe, selbigen für einen Menschen ansehen und auch so behandeln werde, der nicht zu bessern sei. Zugleich that er ihnen den Vorschlag, daß sie auf jede mögliche Verbesserung ihrer Güter sinnen mögten; da er dann nicht ermangeln wollte, ihnen, so viel als in seinen Kräften wäre, dabei beförderlich zu sein.

Adolf. (zu Rothen, als er dies alles vernahm.) Er macht sich brav und ganz so, wie ich es wünschte. Gott gebe ihm seinen Segen dazu! Jeder einzelne Kopf seines Dorfs, dessen Herr er jetzt ist, stellt ein ganzes Tausend Köpfe vor, deren Herr er einst werden wird. So zeigt er nun im Kleinen, was er einmal im Grossen leisten wird. So fängt er an einzelnen Menschen an zu lernen, wie man es machen müsse, wenn man ganze Mengen Menschen beglücken will. Dies war meine Absicht, als ich ihm das Dorf schenkte. Es ist sehr heilsam, daß die Praxis frühzeitig mit der Theorie verbunden werde. So wird der Unterricht weit anschaulicher und reitzbarer, und manches Princip, wovon viel Aufhebens gemacht wird, wird bei Zeiten auf die Seite geworfen, weil es ohne Nutzen ist. Was man auch einst im Grossen gut und vollkommen liefern will, muß man im Kleinen erst

versuchen. Sind diese Sätze irgendwo Wahrheit, so sind sie es in der Fürstenwissenschaft, in der Wissenschaft, die Völker zu beglücken. Da ist es wahrlich nöthig, daß ein Prinz bald anfange, für andere zu sorgen, wenn er in dieser Fürsorge einst seinen wichtigsten Beruf finden soll. Da muß er frühzeitig Geschmack an der Freude, Glückliche zu machen, finden; wenn er einst diese Freude allein allen andern Freuden der Welt vorziehen soll. Kommt er ohne dergleichen Vorbereitung urplötzlich zur Regierung: so ist ihm hernach alles ungewohnte Arbeit und fremdes Vergnügen, wofür sein Herz weder Wärme noch Empfänglichkeit hat.

Sobald der erste Tag wieder kam, an welchem Theodor nicht nach seinem Dorfe ritt, forderte er Rothen auf, mit ihm den Regierungsrath Herzog zu besuchen. Rothe, der sich in seiner Erwartung, daß der Prinz nun nicht wieder daran denken werde, getäuscht sah, wollte ihm dennoch nicht entgegen sein. Als sie also Nachmittags zum Regierungsrath kamen, fanden sie seine Tochter nicht zu Hause. Theodors erste Frage war nach ihr. Der Vater entschuldigte sich darüber, daß sie ausgegangen sei. Theodor fragte, wohin, und machte schon Anstalt, sie herbeizuholen. Mamsell Herzog erschien

Digitized by Google

also nach einer halben Viertelstunde, und so wie sie der Prinz sah, eilte er ihr entgegen. Mit einer Herzlichkeit, die man für die Folge eines vieljährigen Umgangs mit ihr gehalten haben würde, empfing er sie. „Ich dachte, versetzte sie, Sie hätten es vergessen, daß Sie mir versprochen, mich zu besuchen.“ O nein, erwiederte er, ich wäre gewis gleich Tags darauf gekommen; aber mein Vater hatte mir ein Dorf geschenkt, und da habe ich so viel zu thun gehabt. Die erste Unterhaltung zwischen beiden erfolgte nun am Klavier und währte fast zwei Stunden. Die Herzog spielte vortreflich und sang auch überaus gut dazu. Theodor stand da, wie nach Elisium gezaubert und zerschmolz in den himmlischen Harmonieen. Er hatte nun noch einige Vollkommenheiten mehr an ihr entdeckt und fand ihren Werth unschätzbar. Sie ersuchte ihn, sie am Klavier abzulösen und begleitete sein Spiel mit ihrem Gesang. Einige der sanftesten Arien, die sie vorzüglich gut sang, wählte sie dazu aus, und ihr ganzer Geist schien in den Prinz einzudringen. Man sah und hörte es jedem Druck und jeder Bebung, die er auf dem silbertönenden Instrument machte, an, daß er mit hoher Empfindung spielte. Der Regierungsrath und Rothe standen unterdessen an einem Fenster und waren

waren in ein ernsthaftes Gespräch tief verwickelt. Theodor sank zuletzt an das edle Mädchen hin und umschloß sie mit seinen Armen. Bald darauf fragte er nach der schönen Abendlaube, und so ging der Weg nach dem Garten. Ihre beiden Beobachter, die von ihnen wie vergessen waren, folgten ihnen und trafen sie schon in vollem, herzlichsten Gespräch unter den mit vielfältigem Grün und blühenden Staudengewächsen bezogenen Bögen an. Hier währte die Unterhaltung noch länger, als am Klavier, und ward von Viertelstunde zu Viertelstunde vertrauter. Theodor erzählte ihr alles, was er in diesen Tagen auf seinem Dorf betrieben; von der Beerdigung Raschens an bis auf die Untersuchung des letzten Bauerhofs. Die Herzog blickte ihm dabei unschuldvoll unverwendet in die Augen, und reichte ihm die Hand, so oft er auf eine ausgeübte oder noch vorhabende gute Handlung kam. Der Abend ward immer schöner, und so lenkte sich das Gespräch von den Freuden der Wohlthätigkeit zu den Freuden der Natur. Von diesen ging man zu den Reitzen über, welche das Gefühl des Schönen und Edlen überhaupt und blieb bei den noch weit höhern Reitzen stehen, die dasselbe durch Simpathie zwischen Seele und Seele empfängt. Hier ergrif beide ein sanfter Enthusiasmus

asmus und machte sie der ganzen Welt vergessen. Sie lehnten sich an einander, umschlossen sich, sahen sich schweigend an und klopften, Busen an Busen, einander ihre Empfindungen entgegen. Rothen fing das Herz an noch heftiger zu klopfen. Er eilte an sie hin und forderte den Prinz zum Abschiednehmen auf, weil der Fürst nach ihnen geschickt hatte. Theodor sah nach seiner Uhr, wunderte sich, daß es schon so hoch sei, gab der Herzog den Abschiedskus und versprach, sie nächstens wieder zu besuchen.

Rothe, der seiner Meinung nach schon zweckmässige Vorkehrungen getroffen zu haben glaubte, hielt es nicht für rathsam, vor der Hand über den ganzen Vorgang mit dem Prinz weiter zu sprechen. Als Theodor nach einigen Tagen auf einen abermaligen Besuch der Herzog drang, bekam er die Nachricht, daß sie auf eine Zeitlang zu einer auswärtigen Verwandtin gereiset sei. Er erschrack darüber heftig und verlangte durchaus zu wissen, wie der Ort heisse. Rothe nannte ihm eine Stadt, die dreissig Meilen entfernt war. Da ward er wie untröstlich und nennte es eine Grausamkeit, daß er so um seine erste Freundin kommen müsse, die er in der Welt kennen gelernt habe. Rothe tröstete ihn damit, daß sie nach einiger Zeit wiederkomme und daß

sie

Digitized by Google

sie längst schon einmal diese Reise, welche ihr in Zukunft sehr vortheilhaft sein könne, habe thun sollen. Er beobachtete darauf den Prinz sorgfältig, und, als er ihn stiller, als sonst, fand, fing er sehr ernstlich an, auf seine Zerstreuung zu denken. Die Erfahrung, welche er davon gemacht, daß selbiger sich auf seinem Dorfe vierzehn Tage lang unter Menschen gleichsam verliehren können, leitete ihn auf die Idee, dieses Mittel an ihm abermals, und zwar auf längere Zeit, zu versuchen. Er äusserte gegen den Fürsten den schon längst gehegten Wunsch des Prinzen, diesen und jenen entfernten Ort im Lande, wo er noch nicht gewesen, zu besuchen, und Adolf erwiederte:

„Mein Plan war eigentlich, daß dies im Herbst geschehen sollte; aber Sie haben auch Recht — es ist besser, daß er es noch in der geschmückten Jahrszeit thue. Ich will, daß Theodor nicht nur einzelne fernere Gegenden, sondern das ganze Land durchreise. So, wie er einst von Akademieen kommt, sollen Sie sich mit ihm in das Ausland auf den Weg begeben. Alsdann ist keine Zeit dazu, daß er sein Vaterland ganz sehe. Ich halte es aber für äusserstunverantwortlich, daß ein junger Fürst jenes eher thue, als dieses; und ich denke, daß ich hierin auffallend-

Landrichtig urtheile. Erstlich muß er sich doch gleich betrachten wie jeder andere Sohn vom Hause. Welcher Sohn geht auch wohl aus seines Vaters Hause in die Fremde, ohne sich in jenem recht umgesehen zu haben? Wo kann aber auch wohl ein Land in der Welt sein, das Theodors ersten Blicke so ganz und allumfassend auf sich ziehen müsse, als sein Vaterland? Wie? er sollte reisen wollen, um schöne Gegenden zu sehen, und hätte diejenigen noch nicht einmal insgesamt beschaut, die sein eigenes Land ihm darbietet? Er sollte Menschen in der Fremde kennen lernen wollen, und kennete seine eigenen künftigen Unterthanen noch nicht? Er sollte wissen wollen, was auswärts Sitte und Landesart wäre, und wüsste noch nicht einmal, was zu Hause überall Art und Sitte ist? Wie verkehrt wäre dies angefangen! Ginge nicht der gröste Nutzen seiner Reisen hernach dadurch verlohren? Dieser besteht ja darin, daß er das Auswärtige gegen das Einheimische halte, und das Bessere, was er in der Fremde erfährt, hernach auf sein Land anwendbar zu machen suche. Wie kann er aber jenen Vergleich anstellen, wenn es ihm am Massstabe dazu fehlt? Und wie viel wirklichbesseres muß ihm auswärts entwischen, wenn er glaubt, daß dies zu Hause ebenso sei,

und

und wenn ihn der Kontrast zwischen beiden auf jenes nicht aufmerksam macht! Ich will, daß er einst auf seinen Reisen nicht blos die Höfe sehe, sondern seine meiste Zeit bei den Ministern, Staatsmännern, Kameralisten und gemeinnützigen Gelehrten aller Art zubringe. Da muß er wahrlich mehr, als blos superficielle Kenntnisse seines Landes haben, wenn er in ihrem Examen eine gute Censur erhalten und überhaupt von ihren Umgang Nutzen ziehen will. Was hülfe es ihm, wenn er noch so viel sich mit ihnen über Verbesserungen unterhielte, die Anstalten und Dinge beträfen, welche hier zu Lande weder da sind, noch bewirkt werden können? Käme er dann wieder nach Hause und lernte sein Land kennen: so sähe er erst ein, worauf er während seiner Reise hätte Acht haben sollen und würfe den gröstten Theil seiner auswärts erlangten Kenntnisse als unnütz wieder auf die Seite. Selbst auf Akademieen schon wird es von grossem Nutzen für ihn sein, wenn er die Landesgegenstände weiß und stets vor Augen hat, über die er am meisten und nie genug nachdenken, hören und fragen kann. Auch ist mir daran gelegen, daß die ganze Nation ihren Erbprinz kennen lerne. Er soll einst der Gegenstand ihrer Liebe und Achtung sein; — o wie schön ist es, wenn

wenn sie ihn frühzeitig lieben und schätzen lernt! Noch gelang es ihm, jedem seiner Mitbürger zu gefallen, der ihn erblickte; so zeige er sich auch den übrigen und werde ihr Wohlgefallen! Mein Volk soll einst nicht fremd gegen ihn thun, sondern das höchste Zutrauen zu ihm haben; so gewöhne er sie jetzt schon durch seine Bescheidenheit, Leutseligkeit und Freundlichkeit hierzu. Diese trage er mit sich hin durch das ganze Land bis an jede Grenze. Er komme eher zu ihnen, als sie zu ihm, lade sie dadurch auf die Zukunft zu sich freundschaftlich ein und reiche ihnen schon im voraus den Muth, dessen der Unterthan gegen seinen Fürsten noch so sehr bedarf. Darum reisen Sie mit ihm je eher je lieber, wohin und wie Sie wollen, und lehren ihn Land und Leute kennen; doch so, daß meine Unterthanen nicht die geringste Beschwerde davon haben."

Der sonst so lebhafte und gern um sich schauende Prinz konnte sich erst nicht zu dieser Reise im Lande umher bestimmen. Rothe musste es also durch den Fürsten selbst durchsetzen; der ihn denn auch durch einzige Aeusserung, daß der Vorschlag sein Wille sei, dazu vermogte. Es ward beschlossen, die Reise zu Pferde zu machen; weil man dadurch ungebundener an Landstrassen nach jeder aussichtreichen Höhe hinbeugen, Wal-

dungen und Ufer besser benutzen und überhaupt das Ganze rundumher mit seinen Blicken vollkommener umfassen könnte. Das Gefolge bestand aus Schmidt und einem Reutknecht, die gleichfalls zu Pferde waren und die Mantelsäcke mit sich führten. Auf fürstlichen Landhäusern ward übernachtet, und wo dergleichen nicht waren, auf den Amt- und Pachthöfen; zuweilen auch in den Städten; zuweilen auch in reinlichen Bauerhäusern. Allenthalben, wohin man kam, ward für baares Geld gelebt. Rothe führte den Prinz gleich zuförderst queer durch das Land bis an die äusserste Grenze; wo er ihn nicht nur durch unbekannte Gefilde, sondern auch durch ganz neue Arten von Gegenständen zur Theilnehmung an der Welt ausser sich, zur Geistesrege und Heiterkeit allmählich wieder zurückzustimmen suchte. Hier befanden sich an den Ufern eines grossen schifbaren Flusses sehr ansehnliche Waarenniederlagen, wo beständig von den vorüberfahrenden Schiffen aus- und eingeladen ward und eine grosse Volksmenge aus vielerlei Nationen bei einander war. Von dergleichen Anblicken hatte Theodor noch keinen anschaulichen Begrif; alles, was er davon wusste, wusste er nur durch Rothens Erzählung und aus Büchern. Wie in eine neue Welt versetzt

Digitized by Google

setzt befand er sich deshalb hier. Die ausserordentliche Thätigkeit an diesen Ufern, welche das höchste Bild menschlichen Fleisses und menschlicher Betriebsamkeit reichte, vielerlei Arten von Arbeit und Anstrengung menschlicher Kräfte, wovon er noch nie Zeuge gewesen war, das grosse Gewimmel der Menschen durch einander, das Absegeln der Fahrzeuge, das Ankommen anderer derselben, die immer neuen Gesichter, die er sah, die verschiedenen Sprachen, die er hörte, und in denen er sich zum Theil mit den Fremden unterhalten konnte, spannten seine Aufmerksamkeit, zogen ihn von den vorigen Gegenständen ab und unterhielten ihn über alle Erwartung noch, welche Rothe selbst hiervon gehabt hatte. Als man hier einige Tage verweilt hatte, ging der Ritt weiter nach dem vorzüglichsten Bergwerk im Lande. Hier kam der Prinz in eine Welt, die noch neuer für ihn war, als die vorige. Rothe stieg mit ihm in die Hölen der Erde und setzte seinen Geist in Erstaunen. Hatte er bisher die Natur nur auf der Oberfläche der Erde gros und herrlich gefunden: so fand er sie nun noch grösser und schauerlicherhabener in den Eingeweiden derselben. Hier in ihren verborgensten und geheimsten Werkstäten stieg sein Begrif von der Majestät ihres Urhebers bis zum

Grade des Unaussprechlichen hinauf. Aber auch der Mensch ward ihm hier noch ehrwürdiger, als jemals. Er wusste nicht, ob er an seligem den Erfindungsgeist, oder die Unverdrossenheit, oder den männlichen Muth am meisten bewundern sollte. Aus den Tiefen des Bergs stieg man alsdann zu seinem erhabensten Gipfel empor. Hier ward Theodor, der enthusiastische Freund der Natur, durch eine Aussicht überrascht, wie er sie in seinem ganzen Leben noch nicht gehabt hatte. Er stand da, wie mit Paradiesgefühlen überströmt, breitete beide Arme weit aus, als wenn er die ganze Vüe an sein Herz drücken wollte, und sprach — bei allem, was ist, das ist das schönste, was ich sah! O Gott, o Gott, wie schön ist deine Welt! Wäre doch die liebe Herzog hier — wie sollte sie so selig mit mir sein! — — Rothen selbst überraschte und füllte der treffliche Prospekt dermassen, daß er von dem, was der Prinz jetzt sprach, nichts vernahm. Auf jeder Seite hatte man eine Uebersicht von mehr, als zwölf Meilen, welche alle Mannigfaltigkeiten dem Auge darbot, womit die Natur und der menschliche Fleis die Erde nur schmücken können. Grosse und kleine Flüsse, Städte und Dörfer, Waldungen und Plainen, Höhen und Thäler, Aecker und Wiesen,

Digitized by Google

ten, malerisch in einander gemischt — ein weites, unübersehbares Erdengefilde, immer schöner und wunderschöner, je länger man es betrachtete — — und dabei wie über alles eitle Geräusch und über alle Leiden der Welt erhöhet — freiathmend und ganz unbeklommen, ganz sich ausdehnend und wie im Himmel sich verliehrend — welch ein Anblick, welch ein Stand! „Wahrlich, sprach Rothe vor sich, wir kriechen zu viel da unten im Thale herum — es ist nicht recht, daß wir das thun! Hieher, hieher, auf die Berge und auf ihre Gipfel! Da vergisst man des Bösen in der Welt; da hebt sich die Brust noch inniger nach Gott.“ Unterdessen hatte der Prinz seine letzten Worte wiederholt.

Rothe. (der ihn reden hört und dadurch aus seinen Begeisterungen zurückkommt.) Was sprachen Sie, Prinz?

Theodor. (seufzend.) Ich sprach — ach, wäre doch die liebe Herzog hier, wie selig sollte sie mit mir sein!

Rothe. (erschrocken wie ein Arzt, der durch ein vermeintes Heilmittel seinem Patienten ein Recidif verursacht hat.) Daran denken Sie doch jetzt nicht, mein Prinz — —

Digitized by Google

Theodor. (im Affekt.) O ja, lieber Hofrath, hier denkt sich's eben am süssesten und herzerhebendsten an eine schöne Freundin. Ich habe in meinem Leben noch nicht so lebhaft und entzükkend an die Herzog gedacht, als hier.

Rothe. (noch verlegener.) Sie werden sie ja wiedersehen.

Theodor. (Thränen in den Augen.) O ja, das hoffe ich auch; und dann wollen wir einmal beide hieher auf diesen Berg.

Rothe. (den Prinz wendend.) Ist die Aussicht hier schöner, oder dort, Prinz?

Theodor. (sich wieder umwendend.) Hier!

Rothe. (wieder heiterer.) Das ist wacker, Prinz, dort sehen Sie auch nur fremdes Land — hier aber liegt Ihr Vaterland, das Land, dessen Fürst Sie einst werden. Nirgendshin müssen Sie lieber sehen, als in dies Land.

Theodor. Gewis, mein Bester, sprach ich aus diesem Grundsatz; aber mir fiel auch zugleich ein, daß über diese Gegend hin die Stadt liege, in der jetzt die liebe Herzog ist. Dort, dort, noch weit hinter jenem hohen Thurm und hinter den kleinen Spitzen da wohnt sie.

Rothe. (noch verlegener und nicht gleich wissend, was er nun zwischenwenden solle.) Ist's nicht wahr, Prinz, wenn so Natur und

Men-

Menschen mit vereinigten Kräften arbeiten, wie in diesen Fluren: so schaffen sie Paradiese?

Theodor. O lieber Rothe, ich lerne die Menschen immer mehr schätzen — dort am Flus, wo sie so arbeiteten — da unten in der Erde, wo sie auch so arbeiteten — und hier in dieser ganzen Aussicht, wo alles vom menschlichen Fleis zeuget. Aber freilich hat hier, wie allenthalben, die Natur ihnen auch recht vorgearbeitet.

Rothe. Sehen Sie nur, wie beide hier, wohin man nur blickt, gleichthätig sind; — hier ein Berg und Weinstöcke drauf; dort ein Flus und Schiffe darauf; da ein Wald und ein zur Wiese umgeschaffener Sumpf dabei; da eine schöne Plaine und Thurmspitzen darauf — — —.

Theodor. Ja, und — aus jedem Walde kommt die Herzog heraus, und — neben jedem Thurm steht die Herzog — — —

Rothe eilte jetzt, daß er mit Theodorn vom Berg herabkäme. Er wünschte tausendmal, daß er nicht mit ihm hinaufgestiegen sein mögte. Jetzt hatte er sich völlig davon überzeugt, daß schöne Aussichten und das Bild der Herzog ein Paar festverknüpfte Ideen in der Seele desselben wären. Er führte den Prinz schnell an Oerter, wo nichts als menschlicher Fleis und menschliche Geschicklichkeit zu sehen war. Eine

Digitized by Google

Glashütte und ein Kupferhammer, welche sich in der Nähe befanden, waren das erste, was sie sogleich besuchten. Der Eigenthümer des letztern, als er erfuhr, daß der Erbprinz bei ihm sei, hatte das erste Anliegen auf seiner Reise an ihn und bat ihn um eine Fürsprache bei seinem Vater. Theodor erkundigte sich nach allen Umständen des Gesuchs genau, schrieb sie auf und — kam bei dieser Gelegenheit auf den Einfall, ein Reisejournal zu halten; worüber Rothe sehr zufrieden ward, weil er es als einen Beweis ansah, daß der Prinz wieder durch andere Gegenstände beschäftigt werde, welche das Bild der Herzog aus ihm verdrängten. Theodor ward mit jedem Tage wieder um sich her sehender, aufmerksamer, wisbegieriger, beobachtender und thätiger. Man ritte keinem Städtchen, keinem Flecken und nicht leicht einem Dorf vorüber, ohne darin einzukehren und sich umzusehen. Wo etwas sehenswerthes war, das ward in Augenschein genommen. Kein fürstlicher Diener an den Orten, wohin man kam, kein Beamter oder Pachter versäumte die Gelegenheit, dem künftigen Fürsten sich darzustellen. Oft ließ der Prinz die Gemeinen zusammenrufen, um sich ihnen zu zeigen; oft kamen sie von selbst und drängten sich an ihn herbei. Immer

war

war seine erste Frage, wie es ihnen gehe; da er dann aus den Antworten seinen Vater erst recht schätzen lernte, für den Preis und Segen allenthalben ertönten. War er in einer Stadt: so erkundigte er sich nach dem Gewerbe der Bürger und nach den Hauptzweigen ihres Nahrungsstandes. War er auf einem Dorfe: so befragte er sich nach den Produkten, welche man daselbst am meisten baue, nach Baumzucht, Viehzucht und Bienenzucht. Es war unaussprechlich, wie er allenthalben die Liebe und das Zutrauen der Unterthanen sich erwarb. Jedes Städtchen, jedes Dorf wollte ihm eine Ehre anthun; aber er nahm auch nicht das geringste davon an. „Wenn ihr etwas zu bitten habt, sprach er an jedem Ort: so saget mir es nur; ich erzähle alles meinem Vater wieder.“ Da fehlte es denn auch nicht an Suppliken, welche Bürger und Bauern ihm nachbrachten, und er nahm sie alle freudig zu sich. Einst, als er diese Trostesworte auf einem Dorfe sprach, trat eine eisgraue blinde Frau an ihn hin und wollte ihn doch wenigstens anfühlen, weil sie ihn nicht ansehen konnte.

Frau. (indem sie seine Hände anfasst.) Ach wat dat für schmucke Patschgen sind!

Theodor. (lächelnd.) Ja freilich sind sie noch weich, Mutter; aber das macht, daß sie noch nicht viel gearbeitet haben; sie werden schon noch härter werden.

Frau. Ach jo nich, lieber Herre, — Fürstenhände mütten wöch blieben . . . Au weh, au weh, wenn Fürstenhände hart werden!

Theodor. (ernsthaft.) Das ist auch wahr; — Mutter, wie alt seid ihr denn?

Frau. (mit gefaltenen Händen und weinend.) Ach! — hundert Jare bin ik olt.

Theodor. (ihr die Schultern klopfend.) Nun, das ist viel! So segne euch Gott!

Frau. (überlaut weinend.) Ach, dat kann der liebe Gott mich jo nich mehr.

Theodor. (religiös.) O ja, das kann er wohl noch, wenn er euch ein sanftes Ende beschert, und euch bis dahin euren Verstand erhält und Brod gibt.

Frau. (herzlich.) Dat will ich och nur noch. Dat is mine enzige Bitte. Aber an Ihn, lieber Herre, hädde ich och noch ene Bidde. Wird hä denn och so en guder Fürst werden, wie sin Papa?

Theodor. (gerührt.) Jo, jo, Mutter, ik werde ebenso —

Frau.

Digitized by Google

Frau. (recht seelenfroh.) I hä kann so och plattdütsch? Ach so musst wohl wahr sin, wat hä da verspricht. Gebe noch mal sin schmuckes Patschen druf! — Ach vor disem war hier schlimme Zeit!

Theodor reichte ihr beide Hände und konnte sich der Thränen nicht enthalten.

Frau. Na, hört ihr's wohl, junge Lüte? Erinnert ihn mal dran, wenn ik lange dot bin. Un denke hä recht oft dran, lieber Herre, wat hä der ollen hundertjährigen Fru versprach.

Der Prinz schrieb dieses seltsame Gespräch wörtlich in sein Tagebuch auf und konnte nicht aufhören, mit Rothen sich über die alte blinde ehrliche Frau zu unterhalten. Rothe ergrif diese Gelegenheit und sprach zu ihm: „Lernen Sie daraus immer mehr einsehen, wie viel die Nation von Ihnen erwartet. Die einzige Hofnung, der einzige Trost derselben sind Sie. Die Worte des alten Mütterchens — vor diesem war hier schlimme Zeit — drangen mir durch Mark und Bein. Prinz, das ging auf ihren Grosvater und Grosgrosvater, die die Alte noch gekannt und deren harte Hände sie einst gefühlt hatte. Das waren wahrlich nicht Blumen, sondern Nesseln, die auf ihre Gruft gestreuet wurden! Das war wahrlich nicht Weihrauchduft, den sie

ihnen

ihnen räucherte, sondern Duft eines kältenden Herbstnebels, der die Weide vergiftet! Was hilft es ihnen nun, daß sie dort in kupfernen Särgen im ehrwürdigen Erbbegräbnis liegen? Die Alte hat ihnen die Inschrift darauf gefertigt — sie machten vor diesem hier die schlechte Zeit. So dachte ihnen in's Gesicht und so sprach hinter ihrem Rücken bei ihrem Leben ihr ganzes Volk; so ruft ihnen diese Frau noch laut nach; und so wird ihnen einst jeder Unterthan in jener Welt noch entgegenrufen. O wie weit edler und sanfter wird einst Ihr Vater ruhen, wenn die Innschrift seines Sarges sein wird — Adolf, der Gutezeitmacher im Lande, und wenn diese Inschrift tief in die Herzen aller seiner Unterthanen, ihrer Kinder und Enkel noch eingedrückt sein wird! Dies, mein Prinz, ist der erhabenste Nachruhm für einen Fürsten, der Gutezeitmacher für sein Volk gewesen zu sein; ein Nachruhm, der nach vielen Jahrhunderten ihm noch sanft und lieblich tönt, wenn die Menschenquäler, die Böfezeitmacher, unter den Fürsten von einer gutherzigen Nachwelt schon vergessen sind und das Andenken der Helden und Eroberer nichts, als kaltblütiges Geräusch mehr erweckt! O schliessen Sie sich ja an Ihren Vater an; er schafte gute Zeit im Lande, schaffen

sie

vinft noch beſſere. Hören Sie in der treuherzigen Rede der alten Mutter die Stimme der ganzen Nation! Glauben Sie, daß jeder Ihrer Mitbürger, der patriotiſch denkt, Sie ebenſo ermuntert und ermahnet, wie dieſe, ſo oft er Sie jetzt anblickt. Es muß Ihnen doch eine unausſprechliche Freude gewähren, wenn Sie ſehen, wie Sie jetzt allenthalben, wohin wir nur kommen, ſchon ſo willkommen ſind; wie ſich die Menſchen an Sie drängen, mit ihren Blicken Sie durchſpähen und über jede liebevolle Aeuſſerung, welche Sie gegen ſie thun, ſo äuſſerſtvergnügt und getröſtet ſcheinen. Das macht — Ihr ganzer Anblick, wenn man Sie jetzt ſiehet, flöſſt herzliches Zutrauen ein. Ach reichen Sie ja lebenslang dieſen holden, vertrauenerweckenden Anblick! Nur Vorſchmack, kleiner anfänglicher Vorſchmack von der gänzlichen innigſten Anhänglichkeit und Ergebenheit Ihres Volks gegen Sie dereinſt werden alsdann die Beweiſe von Liebe, Werthſchätzung und Verehrung geweſen ſein, welche Sie jetzt auf dieſer Reiſe allenthalben einerndten! Prinz, das Schickſal hat Sie gewis zu einem der glücklichſten Fürſten beſtimmt; o werden Sie es! Aber ihre Mitwirkſamkeit iſt dabei eingewebt — ach wirken Sie aus allen Kräften dazu mit!"

Der

Der edle Prinz hing schon fest an Rothen, ehe dieser noch aufhörte zu reden. „Die Gottheit, sprach er, stärke mich! Ich will einst, wenn ich sterbe, in kein Erbbegräbnis, mitten unter meinen Mitbürgern will ich liegen. Meines Lebens gröste Freude soll es sein, immer unter ihnen zu wanken; so will ich auch unter ihnen noch ruhen. Auch mag ich weder kupfernen Sarg, noch goldene Inschrift daran. Meine Inskription werde die, daß die späteste Nachwelt mich noch nenne Theodor, den Besserezeitenmacher! Die Gottheit stärke mich!"

Die vaterländische Reise währte volle sechs Wochen. Der Prinz sammlete auf selbiger schon die vortreflichsten Vorkenntnisse seines Volks und des Zustandes ihrer Glückseligkeit. Auch entdeckte er schon manche noch zu bewirkende Verbesserung im Lande, merkte diese genau in seinem Tagebuch an und sammlete überhaupt viel Punkte, über die er sich von Sachkundigen überall und besonders einst auf seinen auswärtigen Reisen unterrichten zu lassen beschloß. Mit den Segenswünschen der ganzen Nation überschüttet, kam er in die Residenz zurück. Er behändigte seinem Vater das geführte Reisejournal, in welchem dieser eine unerwartete angenehme Lektüre für sich fand. Der denkende

und

Digitized by Google

und thätige Geist des Prinzen und sein vortreflicher Karakter blickten aus jeder Seite desselben hervor, und Adolf freute sich sehr, daß sein Einfall, Theodorn jetzt schon eine Reise im ganzen Lande umher machen zu lassen, so glückliche Wirkungen gehabt hatte. Die Suppliken, welche ihm der Prinz überreichte, wurden von ihm überaus gern angenommen und sorgfältig in Erwägung gezogen. So viel in seinen Kräften war und so viel es die Umstände verstatteten, ward den Bittenden ihr Ansuchen wo nicht ganz, doch zum Theil gewilliget; und in den hernach deshalb ausgefertigten Reskripten befand sich durchgängig die Klausel mit grossen Buchstaben — auf Fürsprache meines Sohnes Theodor. Dies machte auf die ganze Nation die stärksten Eindrücke. Man erblickte in dem jungen Erbprinz nun schon ganz den künftigen Vater, der auch in seiner Jugend schon segne, und wünschte durchgehends, daß er jährlich so eine Reise im Lande umher machen mögte. Theodor setzte nun seine Studien mit verdoppeltem Fleis wieder fort und keine Idee schien ihn weiter dabei zu zerstreuen. Er war wieder munter und heiter und schien die Herzog vergessen zu haben. Wenigstens sprach er nicht mehr von ihr. Um so betretener ward Rothe, als er mit ihm zum

erstenmal

erstenmale wieder zur Einsiedelei kam, wohin der Prinz zuweilen ganz allein hingegangen war, und daselbst gerade gegen den Eingang über an der Wand, wo noch nichts weiter hing, die Silhouette der Herzog fand.

Rothe. (bestürzt.) Was ist das? Wie kommt diese Silhouette hieher?

Theodor. (ganz freimüthig.) Ich habe sie selbst da aufgestellt.

Rothe. Wie sind Sie zu der Silhouette gekommen?

Theodor. Die Herzog hat sie mir gegeben, als wir da in ihrer Laube sassen. Und da ich sie jetzt selbst nicht sehen kann: so ist mir es doch lieb, daß ich wenigstens ihre Silhouette habe. (geht an diese hin.) Nicht wahr, sie ist recht getroffen? Sehen Sie einmal, wie viel Gutes, Sanftes, Schönes, Liebes, Herrliches sie im ganzen Profil hat . . .

Rothe. Das ist gar nicht zu leugnen. (sieht sehr übelgelaunt aus.)

Theodor. O das war auch recht kalt, lieber Hofrath. — Und das ist alles? O ich dachte, Sie sollten mich noch mehr Gutes und Herrliches darin sehen machen, als ich schon darin finde. (sieht Rothen lange an.) Sie sind doch wohl nicht böse darüber, daß die Silhouette hier hangt?

Rothe.

Rothe. (der sich zu verstellen sucht.) Keineswegs.

Theodor. Ach wie abgebrochen, wie kalt war das wieder! — Können Sie denn gar nicht Theil nehmen, wenn ich mich freue?

Rothe. (der den Prinz küsst.) Ja doch, bester Prinz!

Theodor. O wie ich mich immer so freue, so oft ich hier ein neues Portrait finde, das Sie haben aufstellen lassen! Und Sie können sich nicht freuen, da Sie die erste Silhouette finden, welche ich hier aufgestellt habe? Sehen Sie — auf jener Seite schweben die edlen Menschen — auf dieser die edlen Fürsten — und hier, hier in der Mitte sollen die edlen Mädchen schweben. Ich werde schon noch mehrere kennen lernen, sorgen Sie nichts; und so, wie ich eine nach der andern kennen lerne, soll eine Silhouette nach der andern hier zu hangen kommen. Mein Vater hat ja auch nichts dagegen, daß ich mit guten, edlen Frauenzimmern umgehe; er sagt vielmehr, daß dies sehr nützlich für mich werden könne, wenn ich nur rechtschaffen und brav dabei bleibe. Und dafür sorgen Sie doch ja nicht — ich bitte Sie. Sobald ich das Fräulein wieder spreche — sie wird nun wohl schon Hochzeit

zeit gehabt haben — soll sie mir auch ihre Silhouette geben.

Rothe hatte jetzt den Prinz genau beobachtet. Er fand ihn ruhiger bei seinem Gespräch über die schöne Herzog und fing an, sich selbst zu überreden, daß seine Besorgnisse wohl zu übertrieben gewesen sein mögten. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht, daß die Herzog da, wo sie sich aufgehalten, geheurathet hätte.

Theodor. (als er dies auch hört, schnell zu Rothen kommend.) Ach, wissen Sie etwas Neues — die liebe Herzog soll geheurathet haben.

Rothe. (als wenn er von nichts wisse.) Das ist wohl möglich —

Theodor. (wie ängstlich.) Wenn sie nur einen braven Mann bekommen hat!

Rothe. Daran zweifeln Sie nicht; ihre Familie würde die Heurath sonst wohl nicht zugegeben haben.

Theodor. (wie beruhigt.) I nun, so habe ich doch ihre Silhouette, wenn ich sie nicht habe.

Rothe ward seelenfroh und hatte noch selbigen Tages eine lange geheime Unterredung mit dem Regierungsrath Herzog.

Bald

Bald nachher ging die Jagd im Lande auf. Dem Prinz geschah oft von den Chefs der Jägerei der Antrag, ob er dies Vergnügen nicht auch genieſſen wollte. Er bezeigte dazu zwar keinen sonderlichen Hang, schien aber auch nicht abgeneigt, dann und wann die kleinen Feld- und Buschstreifereien mitzumachen. Rothe hatte darüber eine Unterredung mit dem Fürsten, der unter andern sich also erklärte:

„Dawider habe ich gar nichts, daß Theodor Wildpret erlegen lerne. Wir glauben ja wenigstens nun einmal, daß es für uns da sei; und wenn wir auch den Beweis dafür nur aus unsern Zähnen hernehmen sollten. Wenn aber der Prinz Rebhüner, Hasen- und Rehbraten isset, so sehe ich nicht ein, warum er nicht Hühner, Hasen und Rehböcke auch schieſſen sollte. Schande kann es ihm auch nicht sein; denn da die Jagd einmal zu den Gerechtsamen der Fürsten gehört: so finden wir auch, daß sie von jeher selbige unter ihre Herbstvergnügungen gerechnet haben. Ich bin in jüngern Jahren, da ich noch gut marschiren konnte, wenn die Jagd offen war, auch mit zu Felde gezogen. Ein Fürst ist so gut Mensch, wie andere, und bedarf auch zuweilen einer Zerstreuung und Erholung. Diese findet er hier besser, als am Spieltisch. Die starke Bewegung,

welche mit der Jagd verbunden ist, die freie, offene Natur, in der sie gehalten wird, die Kenntnisse der Felder, Waldungen und auch wohl der Unterthanen, welche er unterwegs einsammelt, machen dies Vergnügen zu einem anmuthigen und auch nicht ganz unnützen Vergnügen für ihn. Im Ernst, Rothe, ich glaube, die Jagd gehöre unter die männlichern Vergnügungen. Sie stärkt die körperlichen Kräfte und übt den Muth. Das Todtmachen als Todtmachen meine ich freilich nicht; aber das Thier, das gegessen werden soll, muß doch erst sterben, ehe es gegessen werden kann. Es erlegen im Lauf oder im Flug erweckt ein gewisses lebhaftes Gefühl vom menschlichen Uebergewicht über die übrige thierische Schöpfung. Ist es vollends ein Raubthier: so werden durch die Jagd auf dasselbe andere nützlichere Thierarten gesichert und dem Menschen aufgespart. Theodor ist nun auch alt und groß genug, daß er mit Gewehr umgehen könne, ohne sich Schaden zu thun. Also gehen Sie immerhin zuweilen mit ihm auf die Jagd. Nur gewöhnen Sie ihn recht daran, vorsichtig zu sein. Erinnern Sie ihn oft an den unglücklichen Ritt; bei seiner Lebhaftigkeit hat er zwiefache Ursache, solche Erinnerungen zu bekommen. Er kann gottlob gut sehen; also machen Sie es ihm zur

Pflicht,

Digitized by Google

Pflicht, von seinen Augen auch Gebrauch zu machen, und niemals auf einen Gegenstand zu halten, der der Entfernung, oder der Dämmerung oder dazwischenbefindlicher Hindernisse wegen nicht genau von ihm erkannt werden kann. Ein Fürst hat sich ebenso ein ewiges Gewissen daraus zu machen, als ein Förster, wenn der getroffene Gegenstand fällt, und er hernach, statt ein erlegtes Wild aufzuheben, einen erlegten Menschen findet, oder wenn er auch nur denselben verstümmelt, verkrüppelt oder elend gemacht hat. Auch ist's besser, daß ihm mancher Hase entwische — es gibt ja mehr Hasen — als, daß er schusgierig, wild und blind um sich her feuere und seine Gesellschafter oder Vorübergehende verletze. Machen Sie ihm diese Vorsichtigkeit besonders auf dem Anstande und beim Treiben wichtig, wobei schon so unzählichviel Unglück geschehen ist. Auch sich selbst ist er sie dabei schuldig. Die Nation muß zittern, wenn sie hört, daß ihrem Fürsten oder Erbprinz darum, weil er beim Treiben ausser der Ordnung umherlief, die Schrotkörner um den Kopf geflogen sind; oder daß ihm darum, weil er vom Anstande ging, eine Kugel durch den Hut gefahren sei. Und dann — Rothe, sorgen Sie hauptsächlich, daß das Jagdvergnügen ihm

nicht Leidenschaft werde. So sehr ich's ihm gönnen will, daß er zuweilen sich mit der Jagd zerstreue und ergötze: so würde ich's ihm doch nimmermehr verzeihen, wenn er passionirter Jäger würde. Ich weiß, wie weit dies gehen könne und was es für Folgen habe. Dazu hat nun aber erstlich ein Fürst gar nicht die Zeit. Solche Männer, die die Jagd wie Beruf betreiben, heissen Jäger und Förster. Diese hat der Fürst und die Nation gibt ihm Geld dazu, sie sich zu halten; keineswegs aber will sie in ihm den ersten Jäger oder Schützen im Lande erblicken; ebensowenig als den ersten Reuter. Jene haben weiter nichts zu thun; er aber hat die gröſſesten und wichtigsten Geschäfte im ganzen Staat. Diese sind sein Beruf; wie kann er ihn erfüllen, wenn er die Jagd wie seinen Beruf betreibt? Wenn er denn zu ganzen Monaten sich auf der Hirschjagd oder auf der Reiherbeitze befindet, auf seinen Jagdschlöſſern übernachtet und am Tage in den Wäldern umherirrt: ist er unterdessen nicht wie für sein Volk verlohren? Oder wenn ihn die Jagd gar fast immer beschäftigt und seinem Volke unzugänglich und gleichsam unsichtbar macht: ist es alsdann nicht ebenso, als lebte er ganz auſſer seinem Lande? Wer leitet unterdessen den Gang der öffentlichen

Ge-

Geschäfte? Wer spricht das letzte Recht? Wer hört die Klagen der Unterthanen? Derjenige wenigstens nicht, dem es eigentlicher Beruf, dem es Endzweck seiner Würde und seines Daseins ist, es zu thun! Geht denn das aber so an, daß man seinen Beruf an andere abtreten könne, wenn ein Dritter dabei in Gefahr geräth, und wenn dies gegen das Paktum ist, welches man stillschweigends mit ihm eingegangen ist? Oder ist es etwa so weit gekommen, daß nur die Nation, wenn sie in solchen Fällen den dritten Mann vorstellt, nicht reden darf? Nun, so wird sie doch seufzen dürfen! O Rothe, Rothe, daß doch die Volksseufzer allen meinesgleichen erst recht heilig und schauernd würden! So würden die Gerechtsame der Menschheit nirgends mehr so verkannt, und so mit Füssen getreten werden; und so würden die ersten unter allen Kontrakten und Verträgen — die Kontrakte zwischen Fürsten und Völkern — auch allenthalben die unverletzlichsten sein. — Wir sind auch beide darüber einig, Rothe, daß das, was ein Mensch wie seinen Beruf treibt, auf seinen Karakter Einflüsse habe und ihn bilden helfe. Man sieht es ja an ganzen Nationen. Wie auffallend unterscheidet sich ein Volk, das von der Jagd lebt, von einem

andern; das vom Handel oder Ackerbau lebt! Und ebenso ist es mit einzelnen Menschen. Dadurch will ich keineswegs irgend einen Stand oder Beruf des Lebens herabsetzen; — wir bedürfen ihrer aller; aber das ist denn doch ausgemacht, daß z. E. der Jäger sich nicht in's Komtoir, und der Soldat sich nicht an den Pflug schicke. Jeder Beruf macht seinen eigenen Karakter. Eine ganze Menge von Umständen und Handlungen die mit jenem verbunden sind, geringscheinende Kleinigkeiten dabei, die aber oft wiederholt werden, bilden diesen allmählich. Nun ist aber der Karakter eines Regenten von dem Karakter eines Jägers unaussprechlich unterschieden. Dieser ist offenbar ein heftiger Karakter; jener ein sanfter. Ich begreife nicht, wie beide wohl zu vereinigen sein mögten. Manche Qualität, die an dem Jäger Erfordernis ist, ist an dem Fürsten — Fehler. Im Karakter des Fürsten liegen Stätigkeit, Geistesanstrengung, Ueberlegungsstille, sorgfältiges Prüfen und Wiederprüfen gefaßter Anschläge, ehe man zu ihrer Ausführung schreitet, öffentliche Langsamkeit bei wichtigen Veranstaltungen und ein hoher Grad von Uebung im anhaltenden Nachdenken über Gegenstände, die blos Gegenstände der reinen Vernunft oder des fühlenden Herzens sind.

Wie

Wie ist es möglich, daß man sich diese Eigenschaften auf der Jagd erwerben könne, bei der man schlechterdings manches sanftere Gefühl verleugnen muß, die eigentlich Zerstreuung und Entfernung von Meditation sein soll, und bei der nicht das Nachdenken, sondern Zufall größtentheils das Glück, und Unstätigkeit, Raschheit, Kühnheit und die Fertigkeit, vom schnellen Entschlus urplötzlich zur schnellsten That überzuspringen, den Mann macht? Auch sind die Gegenstände des Jägers und des Fürsten zu sehr verschieden. Jene sind Wildpret, diese Menschen. Auf der Jagd beschäftigt man sich mit Verderbung und Tödtung; auf dem Fürstenstuhle aber mit Erhaltung, Beglückung und Segnung. Ja, meinen Gedanken nach ist es nicht einmal rathsam, daß ein Fürst gegen irgend eine Art von Leben, es sei, welche es wolle, allzugleichgültig werde, oder irgend eine Art von Blut, was für eine es auch sei, mit Wohlgefallen vergossen werden sehe; denn — Leben und Blut sind allenthalben zu sehr in seiner Gewalt, als daß nicht jede wirkliche Unempfindlichkeit gegen selbige an ihm schauererregend werden sollte. Doch dies alles, lieber Rothe, ist nur dagegen gesagt, daß ein Fürst passionirter Jäger werde. Manches Vergnü-

gen kann ein Fürst täglich geniessen, ohne daß sein Karakter dadurch in Gefahr gerathe; andere aber darf er nur zuweilen geniessen, wenn dies nicht geschehen soll, und — unter diese gehört das Jagen. — — Wenn die Jagdlust bei einem Fürsten zur Leidenschaft wird: so verursacht sie auch oft ebenso grossen und ebenso unnützen Aufwand, als irgend eine andere seiner Leidenschaften. Ich habe Regenten gekannt, die auf Rüstkammern und Hundeställe soviel aufgehen liessen, wie andere auf ihre Keller, Reutbahnen und Harems. Ich habe Jagdfeten beigewohnt, die mehr kosteten, als die glänzendsten Hoffeten. Dann und wann eine Festlichkeit im Walde — dagegen habe ich so wenig etwas, als gegen eine Festlichkeit im Schlossaal dann und wann. Leidenschaft aber begnügt sich nicht an dann und wann. Sie begehet oft wiederholte Genüsse, und — so wirkt sie Verschwendung. Da ist's dann aber einerlei, ob ein Fürst so oder so verschwende. Ein Fürst soll gar nicht verschwenden. Hat denn z. E. ein Volk davon Trost, daß sein Fürst auf der einen Seite keine unnütze Menschen hält, wenn er dafür auf der andern destomehr noch unnützere Hunde hält? Hat es davon Trost, daß man bei Hofe sehr oekonomisch dinire

und

und soupire, wenn dafür im Waldlager hernach schwelgerischer Aufwand ist? Das Volk ist's, welches über lang oder kurz die Verschwendung seines Fürsten bezahlen muß; mithin hat es Ursache zu seufzen, es erblicke ihn in dieser Verschwendergestalt, oder in jener. Ob es die Lasten, welche es hernach zu tragen hat, der Goldmacher wegen, oder der Taschenspieler wegen, oder der Kastraten wegen, oder der Maitressen wegen, oder der Waldhörner wegen zu tragen habe, gilt ihm gleich; genug — es sind Lasten und Lasten, die es nicht tragen sollte. — — Und dann noch zuletzt einen überaus wichtigen Gedanken über diesen Gegenstand. Man hat bemerkt, daß in der Masse, in welcher Hirsche und Schweine in den Augen eines Fürsten am Werth steigen, die Bauern am Werth fallen. Es geht dies sehr natürlich zu. Hirsche und Schweine stehen in den Waldungen, und die Bauern grenzen mit ihren Aeckern und Wiesen an die Waldungen. Folglich ist die Kollision zwischen beiden unaufhörlich. Gegen beide zugleich kann ein Fürst schlechterdings nicht billig und gütig sein. Schont er die Bauern, wie es sein müsste: so kann er Hirsche und Schweine nicht schonen. Diese schont er aber,

sobald

sobald er jagdleidenschaftlich ist. Wenn er nicht immer ganze Heerden derselben bei einander hätte, wie könnte er denn, so wie es ihm heute einfällt, morgen eine recht illüstre Jagd anstellen? Nun ist aber jede Schonung, die er seinen Hirschen und Schweinen angedeihen lässt, ein Druck, den er gegen seine Bauern ausübt. Wo die Hirsche das Getraide abfressen, kann der Bauer hernach keine Erndte halten, und wo die Schweine die Saat umwühlen, auch nicht. Was würde der Fürst dazu sagen, wenn der Bauer sein eigenes Vieh, seine Pferde, Ochsen, Schafe und Schweine auf die Aecker triebe und sie das Getraide auf dem Stiele abfressen liesse, wie sie wollten? Würde er nicht schon blos darum dieser Raserei Einhalt thun, weil er sonst befürchten müsste, daß ihm der Bauer hernach weder Pächte, noch Gaben werde abtragen können? Und seine Schweine, sein Vieh soll dem armen Bauer die Erndte verderben dürfen, und der Bauer soll hernach doch Pächte und Gaben entrichten müssen? Die Pferde vom benachbarten Dorfe darf der Bauer pfänden, wenn er sie auf seinen Haferbreiten findet; aber die Hirsche soll er da äsen lassen, wie sie wollen? Der Hirt wird gestraft, wenn er in der Nacht ein Kleefeld abhütet, und der

För-

Förster soll Recht daran thun, wenn er die Bauern darüber mishandelt, daß sie dem ohne Hirten herumirrenden und verwüstenden Wildpret sich mit allem ihren menschlichen Uebergewicht entgegensetzen? O das ist oft eine Plage, welche der arme Landmann unter seine härtesten zählt, wenn das Wild sich übermässig vermehrt und bei seinem Herrn mehr Huld und Schutz findet, als er. Bedient er sich seiner menschlichen Gerechtsame und streckt den privilegirten Getraideverwüster, wenn er aus dem Dickigt hervorbricht, zu Boden: so kommt er auf den Bau, und wenn er auch nicht auf eine Keule desselben weiter Anspruch machen will. Also muß er vor seinen Augen seine Erndte ihm geraubt werden sehen; denn was hilft ihm all sein Wehren und Kehren? Erstlich, welche Versäumnis für ihn und welche harte Zumuthung, daß er Tag und Nacht auf seinen Feldern liegen, und vor Thieren, die blos einer Leidenschaft seines Fürsten wegen in so zahlreicher Menge da sind, die Früchte seines sauern Schweisses und die Segen des Himmels bewachen soll? Die Räuber werden aber auch bald des Anblicks der Menschen, die ihnen weiter nichts thun dürfen, als daß sie sie in die Flucht jagen, gewohnt, werden dreust, brechen, so wie sie an dem einen Ort vertrieben sind, am andern wieder ein, und täuschen und ermüden

endlich die Wachsamkeit ganzer Gemeinen. Rein, Rothe, überhäuftes Wild und Bauern können nicht bei einander bestehen. Sobald aber Menschen und Thiere in Kollision kommen, müssen diese den Kürzern ziehen. Dies ist das Privilegium, welches Gott den Menschen gegeben hat — wie kann ein Fürst glauben, daß er ein entgegengesetztes, zu Gunsten der Thiere ausfertigen dürfe? Wenigstens kann dies nie so rechtskräftig werden, als jenes."

Hier kam der Prinz selbst von ohngefähr zur Unterredung. Adolf wiederholte auf der Stelle das wichtigste von dem, was er gegen Rothen gesprochen und fuhr fort:

„David sang einmal auf der Githith — Alles hast du unter seine Füsse gethan; Schafe und Ochsen allzumal, dazu auch die wilden Thiere. Das hat mir vor den Ohren geklungen von dem ersten Tage meiner Regierung an, und es war mir immer dabei zu Muthe, als wenn meine Bauern es wären, die so sängen, und als wenn ich die Githith dazu spielte. Der Verfasser des Briefs an die Hebräer deutet diese Worte auf den Messias. Mein Deutungsargument sind die vorhergehenden Worte des David — Was ist der Mensch, daß du sein

so

so gedenkest, und das Menschenkind, daß du dich sein so annimmst? Der Bauer, schliesse ich nun, ist ebenso Mensch und ebenso Menschenkind, wie die Fürsten; folglich hat Gott die wilden Thiere auch unter seine Füsse, und nicht ihn unter ihre Füsse gethan . . . Geht man auf den Ursprung der Jagd zurück: so war er offenbar der, daß sich die Menschen vor den Thieren in Sicherheit zu setzen suchten. Nun kam es darauf an, ob sie dies könnten. Sie konnten es aber wirklich; nicht durch ihre Ueberlegenheit an körperlichen Kräften, nicht durch die starke Faust oder durch schnelle Füsse, sondern durch ihre Vernunft. Sie ersonnen die Schleuder, den Bogen, die Kugelbüchse, und — nun war auch das Gewild unter ihre Füsse gethan. Gott und die Natur haben also allen Menschen, auch den Bauern, durch die Vernunft die Gerechtsame gegeben, sich vor den Thieren in Sicherheit zu setzen. Diese sind unverletzlich. Ein Fürst kann sie seinen Unterthanen so wenig nehmen, als er ihnen die Vernunft nehmen kann. In einzelnen Fällen urgiren die Fürsten ja auch selbst noch dies Argument. Wenn z. E. ein Wolf sich in unsern Gegenden blicken läßt: so werden alle

Bau-

Bauern gegen ihn aufgeboten . . . Soll denn aber der Bauer nur das Recht haben, sich gegen diejenigen wilden Thiere zu wehren, vor welchen seine Kinder und seine Schafe in Unsicherheit sind? Sind ihm seine Erndten nicht ebenso wichtig, als seine Heerden? Ist es genug, daß der Wolf nur seine Kinder nicht zerreissen soll, oder muß er nicht auch seine unzerrissenen Kinder in Brod sattmachen und kummerlos erziehen können? Der Bauer muß also das Thier, welches ihm sein Getraide wegfrisst oder verdirbt, ebenso behandeln dürfen, wie ein anderes, das ihm seine Schafe und Kinder frisst. Sobald Wild, das ihm auf irgend eine Art schädlich ist, überhand nimmt, müssen die Jäger unermüdet zu Busch und zu Felde ziehen; und können diese es nicht zwingen: so tritt jeder Bauer von Natur- und Rechtswegen in seine uralten Menschengerechtsame ein und — macht den Jäger. Ist's nicht genug, daß er es blos erlegen und nicht auch geniessen dürfe? Behalten wir Fürsten nicht noch immer den wichtigsten Theil des Davidischen Menschentextes für uns? Muß sich der Bauer nicht blos an der buchstäblichen Erklärung desselben begnügen? Ja, so ist's, Rothe; wenn er auch die wilden Thiere

unter

unter seine Füsse thun darf; so darf er ja weder ihre Haut in seinen Beutel, noch ihr Fleisch in seinen Magen thun. Nun wahrhaftig, besser könnte denn doch jener Text für uns nicht erklärt werden! Der Messias schiesst weder Wildpret, noch macht er sich ihr Fleisch oder Fell zu nutze; so mögen die Bauern allewohl schiessen — ist doch Fell und Fleisch unser! So sind also die Messiasvorrechte unter uns Fürsten und Bauern sehr zu unsern Gunsten vertheilt... Das sage ich dir, Theodor, viel glückliche Hirsche und Eber wirst du einst, wenn du zur Regierung gelangst, im Lande nicht finden; aber — desto mehr glückliche Bauern! Dieser kannst du nie genug haben; jener aber bedarfst du nicht mehr, als zum Jagdvergnügen und zur Konsumtion. Und so viel sind in meinen Wäldern noch da; mehr aber auch gewis nicht. Ich habe diese unnützen Getraidediebe, Feld- und Wiesenverheerer tapfer lassen in die Flucht treiben. Das war ein Klagen und ein Seufzen, wie ich das Regiment bekam, das seines gleichen nicht hatte. Die Förster bestanden darauf, daß sich die Bauern ungerechter Weise so beschwerten und daß nur wenig Wild im Lande sei. Da machte ich mich selbst auf den Weg,

die Sache zu untersuchen, und fand, daß die Bauern Recht hatten. Zu dreissig, zu sechzig sah ich die Hirsche des Abends aus den Waldungen hervortreten und da erndten, wo der fleissige Landmann gesäet hatte. Da gab ich allgemeine Erlaubnis, daß jeder Bauer Wildpret, das er auf seinem Felde anträfe und das ihm Schaden thäte, schiessen dürfte und einliefern sollte. Von der Zeit an hörte diese Art von Bauernklagen auf. Vorher war das Wild geschont worden; nun sahen sich die Bauern geschont; das war menschlicher. Ich legte darauf den grossen Thiergarten an; dabei haben sie mir geholfen und helfen noch, so oft ich sie und so viel ich ihrer verlange; denn sie betrachten ihn als recht ausdrücklich zu ihrem Besten angelegt. In selbigem ist immer Wild genug; alles übrige ist vogelfrei. Hierbei soll es nun auch nach meinem Tode bleiben; das befehle ich dir recht ausdrücklich, Theodor."

Der natürlichgute Prinz konnte kaum begreifen, wie sein Vater es für nöthig gefunden, über einen Gegenstand, der sich gleichsam selbst bestimme und entscheide, mit ihm sich so weitläuftig zu unterhalten. Er erwiederte auf der Stelle: „O bester Vater, Menscheninteresse und Hirsch- und Schweineinteresse — was für ein unaus-

sprech-

brechlicher Abstand zwischen beiden! Wenn beide zusammentreffen, es mag sein, wo es will: so müssen die Thiere den Menschen nachstehen. Ich kenne zwar das Vergnügen der Jagd noch nicht, um über den Werth desselben zu urtheilen; aber das stelle ich mir doch gleich im voraus vor, daß das Herumirren in Feld und Wald dabei das Beste sei. Das Todtmachen der Thiere kann ja eben an sich keine so angenehme Sache sein. Es ist zwar wahr, der Hase muß erst geschossen werden, ehe ich ihn essen kann; aber ich esse ja auch Kalbesbraten und Gänsebraten; muß ich denn deswegen auch Kälber und Gänse schlachten lernen?"

Von nun an ging Theodor zuweilen mit auf die Jagd, und Rothe begleitete ihn. Anfangs fehlte er alles, wornach er schoß, und lachte herzlich darüber. Habe ich doch darauf gehalten, sprach er denn wohl; so muß ich mir vorstellen, als hätte ich's getroffen und als läge es da. Der erste Treffer, welcher ihm gelang, traf einen Hasen. Der Prinz schoß ihn blos lahm. Als er dies bemerkte und hernach sah, wie selbiger noch eine Zeitlang bei den Hunden auf die Hetze und dann auf die Folter gerieth, ehe einer von ihnen ihn brachte, warf er die Flinte weg und wollte nicht wieder schiessen. Einer von den Jä-

gern erblickte einen andern Hasen im Lager, gab ihm schnell sein Gewehr und machte ihm wieder Muth. Der Prinz feuerte und erlegte das Thier auf der Stelle. Nach und nach lernte er schiessen und — sah es lieber, wenn er traf, als wenn er nicht traf; aber ein sehr grosses Vergnügen ward ihm die Jagd nie, sondern er fand seiner Meinung nach sein Vorausurtheil durch die Erfahrung bestätigt, daß das Umherirren in Feld und Wald und der Genus mancher schönen Aussicht und manches schönen Schattensitzes das Angenehmste dabei sei. Fürst Adolf war überaus hiemit zufrieden und weissagte seinen Bauern nun noch um so gewisser glückliche Zukünfte. „Ich habe es Ihnen vorhergesagt, sprach er zu Rothen, daß der Prinz nicht sehr für die Jagd sein werde. Es freut mich, wenn solche meiner Ahndungen eintreffen. Sein Gefühl ist schon zu ausgebildet und zu verfeinert. Hätten wir ihn aber vor sechs Jahren lassen mit zu Busche ziehen: so könnte es vielleicht anders abgelaufen sein. Darum gibt es gewisse Vergnügungen, welche ein Prinz nicht eher geniessen muß, bis sein moralisches Gefühl und sein Geschmack gebildet und fest sind."

Es ereignete sich, daß in einem der nächsten Fürstenthümer eine Parforcejagd gehalten ward.

Adolf

Adolf und Theodor wurden dazu eingeladen. Rothe glaubte nichts weniger, als daß der Fürst die Einladung annehmen werde. „Ja, versetzte dieser aber, wir wollen hin; alle drei wollen wir hin. Theodor soll alles sehen. Zuvor aber will ich mit ihm davon in ihrer Gegenwart sprechen und ihn so stimmen, daß der Anblick der Parforcejagd selbst hernach meinem Gespräch den stärksten Nachdruck geben solle."

Adolf. (zu Theodorn.) Mein Sohn, Herr Nachbar Erich hat uns zur Parforcejagd auf übermorgen eingeladen. Da sollst du sehen, wie einige Hirsche, die man schon weiß, wo sie stehen, und die man mit dem ersten Büchsenschuß erlegen könnte, erst halbe Tage lang durch Felder, Büsche, Sümpfe und Flüsse herumgejagt, gotteserbärmlich gequält und bei lebendigem Leibe gekocht werden, um während ihrer Quaal eine Augenweide für Menschen, für Fürsten und Unterthanen, und nach ihrer Quaal ein öffentlicher Schmaus für Hunde zu sein.

Theodor. (unwillig.) O allerliebster Vater, das mag ich nicht sehen. Ich habe ohne, daß ich's verstand, einmal einen Hasen so auf eine halbe Viertelstunde Quaal gemacht — es geht mir noch durch die Seele, wenn ich daran denke,

wie das aussah. Und das sollte ich an einem noch grössern Thiere einen halben Tag lang sehen? o pfui — nein, ich kann's, ich mag's nicht sehen.

Adolf. Ja mein Sohn, du musst es sehen, um dir einen deutlichen Begrif davon machen zu können. Gewis wirst du kein Vergnügen daran finden, das traue ich dir zu: aber der Anblick selbst wird noch weit stärkere Eindrücke auf dich machen, als alles, was ich dir jetzt darüber und dawider sagen will. Und hierum ist es mir eben zu thun. (hier beschrieb der Fürst Theodorn die ganze Parforceseligkeit von Anfang bis zu Ende und fuhr alsdann fort.) Nun frage dich einmal, wie es möglich ist, daß ein Fürst hieran Vergnügen finden könne; ein Mensch, der viel tausend andere Menschen an Herzensgüte, an liebevollen und wohlthätigen Gesinnungen, an Warmherzigkeit und Grosmuth übertreffen soll. Theodor, sieh, wir Menschen tödten die Thiere, wir erwürgen, erschlagen, erstechen, erschiessen sie. Unser ganzes Argument, das wir dazu anführen können, ist — das Recht des Stärkern. Aus diesem Grunde halten wir uns für berechtigt, sie auf die Seite zu räumen, um uns entweder vor ihnen, wenn sie uns schädlich sind, in Sicherheit zu setzen, oder um

und mit ihrem Fleisch zu sättigen und mit ihrem Fell zu kleiden! Müssen wir nicht hieran genug haben? Müssen wir nicht damit zufrieden sein, daß sie nicht uns erwürgen, erschlagen, erstechen und erschiessen, sondern wir sie? — Sie scheinen also da zu sein, um im Nothfall für uns zu sterben; aber wie in aller Welt wollen wir den Beweis darüber führen, daß es uns auch erlaubt sei, sie vorher noch zu quälen, ehe sie für uns sterben, und sie solchergestalt zehnfach oder gar hundertfach zu tödten? Das erste, was der Habicht thut, ist, daß er die Taube, welcher er bedarf, erdrückt, sobald er sie in seiner Gewalt hat. Das erste, was der Wolf thut, ist, daß er das Lamm, welches seinen Hunger stillen soll, erwürgt. So handeln unvernünftige Thiere, wenn sie jagen, und — Menschen können ein Thier, das für sie sterben soll, erst Stunden und Tage lang quälen, ehe sie ihm den Gnadenstich oder Gnadenschlag geben? Menschen können dies zum Zeitvertreib thun? Darum etwa, weil sie nicht so, wie den Wolf, der Heishunger plagt, um ihren Raub gleich zu verzehren? Oder darum, weil sie auf ihrer Jagd sicherer sind, als er? Oder darum, weil ihnen Gott Vernunft gegeben hat,

durch die sie nun den geringsten Thieren tausenderlei Quaalen ersinnen können? Oder gar darum, weil ihnen der Anblick des ängstlichen Bestrebens eines Thieres nach Rettung, seine künstliche Flucht, sein allmähliches Erwatten und all sein übriger Jammer ein sinnlichschönes Vergnügen gewährt? O das ist unter der Menschheit, ja sogar unter der Wolfheit und Hundsichtheit — sich an Quaal, und wenn es auch nur ein Thier betrift, ergötzen zu können! Mein Theodor, erhebe in deinem ganzen Leben vor jedem Menschen, den du so thun siehst, Solch einen Menschen mögte ich nicht einmal zum Nachbar haben, geschweige zum Freund. Sein Karakter muß schlechterdings rauh, hart und wild sein: was hätte ich also alles von ihm zu fürchten, wenn ich ihm zunächst wohnte oder gar in seinen Armen läge? Wäre er vollends mein Vorgesetzter — o hilf Himmel! Dann könnte ich mich auch nicht gegen ihn wehren, wie das Thier, das er zu seinem Vergnügen quält; dann müßte ich auch so mit der Flucht mich von ihm zu retten suchen, wie dies; dann setzte er mir auch so schadenfroh nach, wie diesem. Der Uebergang von Thierquälerei zu Menschenquälerei ist natürlich. Jede Leidenschaft sucht immer weiter vorzuschreiten. Am allerleichtesten aber

aber ist dieser schreckliche Uebergang bei Vorgesetzten, bei Leuten von Ansehen und Macht. Diese finden, wenn sie erst auf Menschenquälerei ausgehen, ihre Gegenstände gleich vor sich an ihren armen Untergebenen. Nun denke dir einen Fürsten, einen Menschen, der ein ganzes Volk als seine Untergebenen betrachtet, wie furchtbar muß er sein, wenn er als Thierquäler seinen Unterthanen bekannt ist! Sieh, Theodor, darum rüsten sich gleich alle meine Haare auf dem Kopf und stehen zu Berg, sobald ich von einem Fürsten höre, daß er ein Freund der Parforcejagd ist. Diese ist ja nicht einmal ein menschliches Vergnügen; so darf sie noch weit weniger ein fürstliches sein. Freilich ist's nur ein Hirsch, der gequält wird, und zwischen einem Fürsten und einem Hirsch ist ein grosser Abstand; aber — wohlgemerkt, der Hirsch ist sich eben das in seiner Haut, was sich Sr. Durchlaucht in der ihrigen sind. Ein einziger Blick, den ein Fürst auf der Parforcejagd gen Himmel thäte, müsste ihn den Abscheu fühlen lassen, welchen Gott, der Herr Herr Zebaoth, an seiner unnatürlichen Belustigung hätte. Wehe dem Lande, dessen Regent ein passionirter Jäger ist; aber dreimal- und tausendmal mehr

wehe dem Lande, dessen Fürst gar ein passionirter Parforcejäger ist! Die ersten Eigenschaften eines Fürsten, Milde, Sanftmuth, Erbarmen sucht es gewis an ihm vergeblich. Aufbrausen, Jachzorn, Nachsetzen, Blutgier verweben sich zu fest in seinen Karakter, als daß er hernach bei dem Gegenstande derselben allemal erst fragen sollte, ob es ein Hirsch oder — ein Mensch sei. Ist die Jagd vollends fehlgeschlagen: so nahe sich ihm selbigen Tages ja kein Unterthan mit unangenehmen Vortrag. Der Fürst hat das Geweih noch vor Augen, das ihm entwischt ist, und setzt es in Gedanken dem Unterthan auf den Kopf... Wie es den Supplikanten bei solchen Fürsten gehe, stelle ich mir so vor. Wer um Brod bittet, bekommt einen Stein, und wer um einen Fisch bittet, eine Schlange. Wenn es so den Supplikanten gehet, wie mag es vollends den Delinquenten gehen? So ein Fürst unterschreibt ein Todesurtheil mit kaltem Blut. (sich an Rothen wendend.) Rothe, ich habe eine eigene Bemerkung gemacht — die Fürsten, welche passionirte Parforcejäger sind, lassen auch von unten auf rädern und mit Zangen zwicken. Das hat so eine Aehnlichkeit mit der Hetze eines Thiers,

ehe

ehe es erlegt wird. Hätten sie menschliches Gefühl: so könnten sie dies unmöglich thun; allein jenes haben sie eben auf der Parforcejagd verlohren. (zu Theodorn wieder.) Ich stelle mir immer die Bauern eines solchen Fürsten vor, wie sie, wenn sie ihn von fern Parforcejagen hören, zu einander unter Händeringen sprechen — das walte Gott! ach das walte Gott! das wird uns wieder gut geben ... Theodor, bei deiner und bei meiner Todesstunde, wenn du jemals im Stande wärest — — —

Theodor. (der ihn im grösten Affekt unterbricht.) Allerliebster, allerbester Vater, ich bitte Sie — mein ganzes Herz empört sich dagegen. Sie machen mich ja recht niedergeschlagen, wenn Sie denken, daß ich nicht einmal so gut, als ein Habicht und als ein Wolf handeln könnte.

Adolf. Und dann — du sollst nur einmal das unsinnige Reuten sehen, das auf so einer Jagd getrieben wird. Das lässt nicht anders, als wenn sie alle mit Gewalt die Hälse brechen wollten. Es kommt dies auch wohl davon her. Und da ist's denn schön, wenn ein Fürst seine eigenen Leute so aufopfert, oder auch nur Gelegenheit dazu gibt, daß Zuschauer verunglücken. Sieht man ihn denn vollends selbst so auf Leben

und

und Todjagen: so ist's nicht anders, als wenn sein Leben auch in unsern Augen den Werth verlöhre, welchen es in den seinigen verlohren zu haben scheint. O über die Fürsten, wie sie sich entehren und herabsetzen, wenn sie gar Parforcejäger von Profession werden! Das ist eine schreckliche Vereinigung von Bestimmungen, der erste Mensch und der erste Parforcejäger im Lande zugleich zu sein. — Wenn wir nun übermorgen zum Nachbar Erich kommen, sollst du einmal alle die unnöthigen Leute bei einander sehen, welche er der Parforcejagd wegen halten muß. Wenn er das Geld, welches diese kosten, nähme und damit seine nützlichen und unentbehrlichen Diener besser setzte, als sie jetzt des unnützen Aufwands wegen stehen: so handelte er klüger und besser. Jene Leute haben einen recht eigenen Ton und eine gar sonderbare Terminologie. Was Hundesubordination heißt, wirst du da recht kennen lernen. Der Anblick dieser unnöthigen Hundeheerden wird dich noch mehr stupiren. Du kannst glauben, daß in ihnen ein gros Kapital stecke. Und das schändlichste ist — sie werden bewirthet, wie Menschen. Schäme dich in Nachbar Erichs Seele, wenn du erst auf der Jagd einige Hunderte wohlgemästeter Hunde und her-

hernach in seiner Residenz ebensoviel Bettler sehen wirst, die den Fremden fast das Kleid vom Leibe ziehen.

Theodor. (recht aufgebracht.) Bester Vater, lassen Sie mich zu Hause.

Adolf. Nein, mein Sohn, wir reisen hin. Es steht bei dir, wie lange du da bleiben willst. Aber gieb du einst als Fürst das Brod, die Brühen und all das Eingeweide und Fleisch, welches Nachbar Erich seinen Hunden gibt, deinen Armen!!!

Der Fürst ward darauf von einer heftigen Kolik überfallen; weshalb er von der Parforcejagd zurückbleiben musste. Theodor glaubte, daß dieser unangenehme Vorfall auch ihn aus der Sache ziehen werde; er musste aber auf seines Vaters Befehl mit Rothen die Reise dennoch machen. Herr Nachbar Erich empfing ihn sehr ritterlichwacker und versprach ihm heute ein Vergnügen, dergleichen er in seinem Leben noch nicht gehabt haben würde. „Ihre Pferde, setzte er hinzu, taugen dazu nicht, denn es wird haarscharf geritten," und ließ seine Parforcepferde vorführen. Rothe erwiederte, daß sein Herr ausdrücklich befohlen, daß der Prinz die

Jagd

Jagd nicht zu Pferde, sondern zu Wagen mitmachen solle. Hierüber entstand ein langer Wortwechsel und Erich wiederholte wohl zehnmal, daß die Hauptsache dies sei, daß man dem Hirsch stets folgen müsse; daß man dies zu Wagen nicht könne; daß seine Reutpferde über Hecken, Zäune und Graben wegsetzten; daß sie schwimmen könnten u. s. w. Als aber Rothe schlechterdings sich erklärte, daß er von der Ordre nicht abgehen dürfe, ließ Fürst Erich unmuthvoll eine Jagdchaise vorfahren, in welche er sich mit ihnen einsetzte. Theodor erschrack über die Menge Hunde, welche er vorfand. Erich unterhielt ihn lange mit ihren Nahmen, Geburtsörtern und Heldenthaten und wies ihm besonders einige, die er, wie er sich ausdrückte, über alles hochschätze. „Sie sind alle abgemahlt, setzte er hinzu, und Sie sollen sie heute, wenn wir auf's Jagdschlos kommen, in meinem Speisesaal finden. Da will ich Ihnen auch noch einige unschätzbare Thiere zeigen, die in ihrem Beruf starben; worunter vorzüglich Löwenmuth und Nimmerrast waren, denen ich öffentliche Monumente auf der Stelle, wo sie ihren Geist aufgaben, setzen lassen und an die ich nicht ohne Wehmuth denken kann.“ Theodor horchte bei den Worten abgemahlt —

öf-

öffentliche Monumente — und nicht ohne Wehmuth denken sehr auf, blickte Fürst Erich an und bemerkte, daß ihm die Thränen übers Gesicht flossen. Er lenkte das Gespräch auf zwei vortrefliche verstorbene Räthe Erichs, den geheimen Rath Busch und den Präsident Auer, die er einst an seines Vaters Tafel kennen gelernt hatte. Erich sprach ganz gleichgültig über sie, nannte ihm ihre Nachfolger und — fand den Transitus von den Herren von Busch und von Auer auf Löwenmuth und Nimmerrast in dem Mediusterminus treue Diener sehr natürlich wieder. Theodor erschrack über den Ton, auf welchem Fürst Erichs Seele stand; noch mehr aber erschrack er über den Ton, in welchem die Damen dieses Landes stehen mussten, deren eine unzählige Menge der Parforcejagd beiwohnten und unter welchen sogar die Hofdamen, die Prinzessinnen und die Fürstin selbst befindlich waren. Sobald der Hirsch angenommen war, nahm das allgewaltige Reuten seinen Anfang. Theodor erinnerte sich schaudernd an seinen ehemaligen Sturz und eiferte dawider gegen Erich, der herzlich dazu lachte und sagte, daß es schon noch besser werden werde. Bald stürzte hier, bald da einer von den Zuschauern; worüber der Prinz allemal zusammenfuhr;

fuhr; doch gingen die Stürze noch glücklich ab. Bald waren sie auf Plainen, bald im Walde. So oft der Wagen einen Umweg nehmen musste, brummte der alte Herr Erich nicht wenig. Sein ganzes Gesicht ward nur eine Jammerfalte, wenn sich die Mette aus seinen Augen und Ohren verlohr. So, wie er sie aber von fern wieder hörte, glühete er vor Freude und rief aus — ah, welch ein Ohrenschmaus, welch eine himmlische Musik! Und so oft er den Hirsch auf der ängstlichsten Flucht wieder erblickte, schrie er und schlug sich vor die Brust dazu — o welch ein fürstliches Vergnügen! Theodorn ward dabei bald gelb, bald blau vor den Augen, und er wünschte sich tausendmal in seinen schönen Garten zurück, um friedlich daselbst zu wandern und sich fürstlicher und menschlicher zu vergnügen. Plötzlich rief der Fürst darauf im Walde — halt! Theodor war voll Erwartung, was hier werden sollte. „Sehen Sie nichts, Prinz? sprach er. Ach, da ruht mein braver Löwenmuth!" Darauf stieg er aus und ging an eine Steinsäule hin, auf welcher Löwenmuth in Stein ausgehauen lag. Theodor musste ihn begleiten, und sah ihn, wie er Löwenmuth gar herzlich klopfte und wie ihm dabei die Thränen über das Gesicht rollten. „So oft ich hieher komme,

sprach

sprach er weiter, wird mir ganz warm um's Herz — das weiß Gott. Tausend Thaler gäbe ich darum, wenn ich ihn wieder hätte. Ja, das war ein Thier! Aber, wie man sagt, — das Unglück kommt immer zum ersten an das Beste." Theodor wußte kaum, wie er sich benehmen sollte. Endlich drang er die Worte hervor — es ist ja doch nur ein Hund . . . Der alte Erich machte ihm hierauf ein finsteres Gesicht und die Fahrt ging weiter vorwärts. Als man einige Stunden so umhergetobt hatte, stürzte ein Piqueur und brach den Arm. „Schurke — schrie Erich, als er dies sah, nimm dich ein andermal in Acht." Bald darauf kam ein Page herbeigesprengt und verkündigte, daß ein anderer Piqueur den Hals gebrochen hätte. „Schurken, Schurken, versetzte Erich, rechte Schurken — nun, nun, er ist selig gestorben, denn er ist in seinem Beruf gestorben. Bringt ihn nach Hause und begrabt ihn." Nach vier Stunden ward wie Halte gemacht. Man sah den gejagten Hirsch in einer mäßigen Entfernung, wie er da stand und das Erbarmen der ganzen Natur erweckte. Theodor sprach — nun könnte man ihn ja recht gut schiessen . . . „Geschossen wird er gar nicht, erwiederte Erich, und überhaupt ist's noch zu früh. Er muß sich jetzt nur etwas erho-

von: Dann geht die Jagd von neuem an, bis er ganz ermattet zu Boden stürzt.“ Theodor zitterte. Zu seinem Glück wendete sich der Hirsch nun nach einem Dickigt. Erich, für Begierde zu folgen brennend, stieg aus dem Wagen und setzte sich zu Pferde. Der Prinz sah seinen Reitknecht mit den Pferden kommen und bestand darauf, daß er nach Hause wollte. Rothe suchte ihn dadurch zurückzuhalten, daß er ihm vorstellte, daß Fürst Erich dies sehr übel nehmen würde und daß er doch dies einzigemal nur aushalten möchte. Wenn Sie nicht mitreuten, so reute ich allein, erwiederte der Prinz unmuthsvoll, stieg aus dem Wagen, setzte sich auf sein Pferd und ritt queerfeldein. Rothe eilte ihm nach, und man kam erst nach einem dreistündigen Ritt auf die Grenze. Hier ward auf einem Vorwerk sehr frugal zu Mittag gegessen; wobei der Prinz wie in sich gekehrt zu sein schien und sein Stillschweigen nur selten durch die Klage unterbrach, daß ihm das Getobe und Gelärme noch immer vor Ohren, und die Hunde, die Piquens, der Hirsch und Fürst Erich noch immer vor Augen wären. Hernach ging der Ritt über Theddersdorf nach dem Landhause.

Theodor, (in den labirinthischen Krümmungen eines Federnwäldchens mit Rothen wan-

herum.) O wie ist mir's hier in meinem Garten so tausendmal besser, als dort auf der Hirschhetze! Sagen Sie mir nur, Hofrath, giebt's viel solcher Fürsten, wie Fürst Erich?

Rothe. Nein, Prinz.

Theodor. Nun, sonst wäre es auch fürchterlich. Das ist ja kein Fürst — ein Thierquäler ist es. Mein Vater hat wohl recht, wenn er von den häslichen Einflüssen so viel spricht, welche die Parforcejagd auf den Karakter eines Fürsten hat. Haben Sie wohl gehört, wie dem alten Erich seine Hunde das Liebste waren; wie er von seinen rechtschaffensten Räthen so gleichgültig sprach, und wie er noch darauf schimpfte, daß ein Piqueur den Hals gestürzt habe? — Aber wie ist es möglich, daß ein Fürst an einem so unmenschlichen, unnatürlichen Schauspiel so viel Vergnügen finden könne?

Rothe. Bester Prinz, den Fürsten zu R. ist es seit Jahrhunderten wie angebohren und angeerbt, daß sie sich nirgends glückseliger fühlen, als auf der Parforcejagd. Es ist dies aber auch gar kein Wunder. Junggewohnt — altgethan. Erich z. E. ist als ein Prinz von sechs Jahren schon wacker mit zur Parforcejagd gefahren und dadurch gegen alle sanftere und edlere

lere Freuden fühllos geworden. So ward er erzogen; so ward sein Vater erzogen; so erzieht er seine Kinder wieder. Daher findet man in der Geschichte seines Landes wenigstens zehen Fürsten auf einander, von denen weiter nichts zu sagen gewesen ist, als daß sie in Kriegszeiten unnöthiger Weise mit zu Felde gezogen und in Friedenszeiten Hirsche und Bauern tapfer gequält haben. Das ist nun einmal da so eingerissen, daß schwerlich bei Menschengedenken an eine Veränderung des fürstlichen Geschmacks zu denken sein mögte.

Theodor. Die arme Nation!

Röthe. Ja wohl, die arme Nation! Erstlich ist es schrecklich, was für ein Ton am ganzen Hofe, in der Residenz und überhaupt fast im gesamten Lande herrscht. Wildheit, Rohheit, Ungeschliffenheit und Unbändigkeit sind daselbst nicht nur Volkskarakter, sondern man sucht auch recht seine Ehre darin. Nun können Sie leicht erachten, wie es in einer solchen Nation um die Tugend stehe. Der gemeine Mann flucht, schwört, säuft, rauft sich und lebt thierisch; der Vornehmere spielt, sauset, scherzet grob, reutet mit auf Parforcejagd und spottet über Anstand, Sitte, Seelenstille, Naturfreuden und Theilnehmung. Ferner steht es um öffentliche Anstalten daselbst

sehr

sehr kläglich aus. Stutereien findet man zwar daselbst in Menge, und Hengste fast aus allen Weltgegenden, deren mancher an tausend Thaler kostet; Fabriken und Manufakturen aber sucht man vergeblich. Die Hundezucht ist da vielleicht weiter getrieben, als irgendwo; aber auf die Erziehung der Menschen zu nützlichen Bürgern wird gar nicht gedacht. Ein Piqueur steht sich besser, wie ein Rath. Die alten unbrauchbaren Hunde werden in einem besondern grossen Hause todtgefüttert: die alten armen Taglöhner aber und Hirten verhungern, sobald sie nicht mehr betteln können, in ihren Hütten. Die Justiz wird, wie die Parforcejagd, betrieben. Wer nicht gleich das Verbrechen bekennen will, kommt auf die Tortur, und wer heute gestohlen hat, hängt übermorgen schon am Galgen. Bei Processen wird ohne Untersuchung durchgefahren. Bürger und Bauern lassen es daher auch nicht leicht zu selbigen kommen, sondern üben das Faustrecht. Fürst Erich geht ihnen mit gutem Beispiel darin vor, und es vergeht kein Tag, an dem er nicht mit eigner hoher Hand blaue Rücken macht.

Theodor. O hören Sie auf — ich mag von dem Hirschquäler gar nichts weiter hören. (Jetzt traten sie wieder in's Freie hervor.) Ach —

da geht ja mein Vater . . . Wie so hold, wie so himmlischmild und gut sieht der gegen Erich aus!

Mit diesen Worten eilte der Prinz auf seinen Vater zu, der sich jetzt nach überstandenen Schmerzen in der Sonnenwärme des schönen Herbsttags erquickte und sehr in Verwunderung gerieth, als er ihn hier erblickte. Theodor klagte seinem Vater aus der Fülle seines Herzens und mit aufgehabenen Händen alle die Noth, welche er heute ausgestanden, und betheuerte, daß es ihm, Fürst Erich möge noch so böse darüber werden, nicht möglich gewesen sei, der unmenschlichen Belustigung weiter beizuwohnen. „Was ist das für ein Fürst, setzte er hinzu, und wie können sich Fürsten an solchen Unbarmherzigkeiten ergötzen! Nie, bester Vater, mag ich dergleichen unwürdigen Schauspielen wieder beiwohnen. Gewis handeln die Wilden in Kanada, die Eskimos und die Kamtschadalen nicht so, wie die feinen Europäer und Deutschen da in R. . .“

Fürst Adolf freuete sich unaussprechlich, daß er seinen Endzweck so ganz erreicht hatte und sprach hernach zu Rothen: „Das hat Theodor brav gemacht! Nun — das ist doch ganz mein Sohn. Der alte Erich, denke ich, soll uns nun wohl nicht wieder zur Parforcejagd einladen.“

Theodor konnte des fürstlichen Hirschquälers gar nicht wieder vergessen und sprach mit seinem Vater auf dem ganzen Rückweg nach Hause noch von ihm. Einige Tage darauf kam Erichs Leibpage an und erkundigte sich nach dem Befinden des Prinzen, dessen unerwartete Entfernung man ihm durch plötzlich demselben zugestossene Krankheit zu erklären gesucht hatte. Bald darauf erschien Fürst Erich selbst und legte an Adolfs Hofe einen Gegenbesuch ab. Ulrike, welche ihn darauf kannte, wie er sich zu produciren pflege, machte, sobald er ankam, die Kranke; während daß Adolf seinen Gast auf alle Weise zu vergnügen suchte, der aber den hiesigen Hof sowohl als alle Anstalten, die er hörte und sah, gar nicht nach seinem Geschmack fand. Der Hauptfehler, welchen er durchgängig in Adolfs Einrichtungen entdeckte, war der — daß man in diesem Lande zu viel auf die Menschen halte und anwende. Den Hundestall, das wichtigste Institut eines Staats, traf er ganz im Verfall an und fällte das Urtheil darüber, daß ihn jeder Edelmann besser habe. Die Pferdeställe, als die zweite wesentliche Anstalt eines Fürsten, fand er zwar mehr in Ordnung, aber doch nicht fürstlich genug. Auf der Stuterei fand ihm kein einziger Hengst an; und als ihm

Adolf zu erkennen gab, daß er seine Wechsel nöthiger anzuwenden habe, als sie jährlich nach England zu schicken, erkundigte er sich nach dem Gehalt seiner Geheimenräthe und versetzte: „Geben Ihro Liebden diesen von nun an statt tausend Dukaten tausend Thaler jährlich, und lassen sich für den Ueberschuß jahraus jahrein einige kapitale Bescheerler von den Britten zukommen. So mache ich's.“ Der Thiergarten war der einzige Ort, wo Erich sich wohlbefand; als er aber den Endzweck desselben vernahm, mißbilligte er es sehr, daß Adolf gegen seine Bauern so nachsichtig sei. „Das stände mir an, sprach er, daß ich mir durch die Bauern Gesetze vorschreiben liesse, wie ich es mit meinem Wild halten sollte. Das gehört nun zu den natürlichen Auflagen des Bauern, daß er seines Fürsten Hirsche mitfüttern muß. Wäre dies nicht; so müßte er vielleicht mehr reines Getraide an Pächten jährlich erschütten; damit muß er sich trösten. Ist ja in meinem Lande zuweilen der Fall, daß das Wild sehr viel verwüstet hat: so taxiren meine Förster den Schaden, die gehörig deshalb von mir instruirt sind. Die Kleinigkeit, welche meine Kammer den Bauern alsdann ja vergüten müßte, zieht sie ihnen von den alten Pachtresten ab, ohne die

bei

sind mir kein Landmann ist. Ob ich dieß auf solche Art streiche, oder ob ich sie ihnen am Ende doch erlassen müsste, weil sie sie nicht zu schätzen können, macht weiter keinen Unterschied für mich. Der Bauer glaubt dann aber doch, daß er Ersatz bekommen habe.“ Fürst Adolf fand diese Fürsten- und Kammerpolitik äusserst elend und erschrack über den Zustand, in welchem Erichs Bauern sein müssten. Er demonstrirte seinem Gast, daß die alten Pachtzeste des Landmanns bei ihm unstreitig die Folgen von den Feldverheerungen wären, welche das Wild daselbst jahraus jahrein anrichte, und widerlegte seinen seltsamen Gedanken von der natürlichen Schuldigkeit der Bauern, des Fürsten Hirsche zu füttern, mit den vorhingeführten Worten des David, die er ihm sehr deutlich interpretirte. Fürst Erich hörte diese Worte jetzt in seinem Leben zum erstenmal und sahe verdrüßlich darüber auf: „Was? das hätte David gesagt, und das hätte er auch so gemeint? David, der doch selbst ein Fürst war? Der hätte nicht besser auf seine Wildbahn gehalten? Ihre Liebden können gewis glauben, daß er unter dem Menschen und Menschenkinde, dem Gott auch das Wild unter seine Füsse gethan haben soll, keine andere Christenseele verstanden

habe, als — sich selbst." Adolf mußte sehr herzlich über die Kombination der beiden Ideen — David und Christenseele lachen und gab seinen Gast im Thiergarten, wo er sich sowohl befand, ein reichliches Mittagsmahl. Erich zeigte sich bei selbigem noch von einer andern nicht minder rühmlichen Seite, oder mit andern Worten, er fuhr hernach wackerbesaitet nach seiner Heimat zurück.

Adolf. (als der unangenehme Gast abgereiset war, zu Theodorn.) Das that er sonst nicht, mein Sohn, was du zuletzt an ihm gesehen hast; das muß er sich seit kurzem erst angewöhnt haben. Ach Theodor, ist irgend eine Tugend, die ein Fürst vor allen Menschen auszuüben hat, so ist's — die Nüchternheit. Trinke du immer Wein, so lange du lebest; du bist dabei erzogen, und in der Masse und auf die Art, wie du ihn jetzt geniessest, da du nichts als Wasser ausser ihm trinkst, ist er gewis ein heilsames Getränk für dich. Trinke den edelsten, den besten, den ältesten, welchen unsere eigenen Berge in diesem Jahrhundert uns geliefert haben; du hast ihn und kannst ihn immer haben. Aber lieber Sohn —?

Theodor. (traurig) O mein edelster Vater, hievon sagen Sie mir doch weiter nichts —

ich

ich sage mir das übrige gewis alles selbst. Es ist gar nicht möglich, daß —

Adolf. Theodor ja, für jetzt glaube ich's dir, daß es nicht möglich sei; aber sieh, du sollst nun bald von mir gehen; zuerst auf einige Akademien und hernach auf Reisen an auswärtige Höfe. Glaube mir, ich kenne die Welt und weiß, wie oft schon die wackersten Jünglinge, wenn sie aus der Einsamkeit ihres elterlichen Hauses mitten in sie hervorgingen, durch böse Beispiele in ihr verderbt worden sind. Höre du also immer deinen Vater über alles zu dir sprechen und drücke jedes seiner Worte tief in dein Herz ein. Kein Mensch, er sei auch, wer er sei, soll Vergnügen daran finden oder sich gar daran gewöhnen, sich in starken und hitzigen Getränken zu berauschen; weil während des Rausches die Herrschaft über uns selbst verlohren geht und die Vernunft taumelt; und weil Gewohnheit sich zu berauschen nach und nach sogar die Vernunft ganz verrückt und alle Seelenkräfte des Menschen abstumpft. Die wahre, eigentliche Menschheit geht also durch dieses Laster verlohren. Und so ist es ja doch schrecklich, wenn irgend ein Mensch etwas, das ihm die Natur zu seiner Stärkung und Erquickung gab, recht zu seiner Entkräftung und Zerstörung an-

wen-

wendet. Am wenigsten aber soll ein Fürst ein Trinkey sein. Theodor, ich könnte dir abscheuliche Beispiele hiervon aus der Geschichte naher und ferner Länder erzählen. Es hat Regenten gegeben, die niemals recht nüchtern wurden, — höre einmal, wie das klingt — Regenten, die niemals recht nüchtern wurden. Regenten, die man wohl vorsätzlich in einem immerwährenden Taumel erhielt, damit sie sich um nichts bekümmerten, zu allem Ja sagten und alles unterschrieben; Regenten, die ihren Nahmen unter Todesurtheile kritzelten und dabei in dem Wahn standen, daß es Begnadigungsdekrete wären . . . Wie kann ein Volk gegen seinen Fürsten wieder Ehrfurcht hegen, wenn es ihn jemals trunken gesehen hat? Freilich, die äusserlichen Zeichen des Respekts darf es ihm nicht versagen; aber ist es denn an diesen genug? Muß es es dem Unterthan nicht gleich ansehen können, wie es mit seinem Respekt gegen ihn gemeint sei, und müssen sich seine Wangen nicht röthen, wenn er in den Augen des Bürgers, der von weitem schon sein Haupt vor ihm entblößte und stillstand, je näher er ihm kommt, desto deutlicher die Frage lieset — bist du heute auch nüchtern? Und wenn der Unterthan auch nie ein Zeuge von den Verunschungen seines

Für-

Fürsten würde, sondern wenn man sich im Lande es nur leise in's Ohr flüsterte, daß der Fürst selbige im Stillen triebe: wie müsste ihm zu Muthe werden, so oft ihm, wenn er seinen Herrn und Vater sprechen will, zur Antwort würde, daß dieser jetzt nicht zugänglich sei? Würde er nicht die nächste Ursache zu der jedesmaligen Unzugänglichkeit desselben in einem vorhergegangenen Rausche suchen? Und müsste ihn nun nicht die Vorstellung fast zu Boden werfen, daß nicht Geschäftsdrang, sondern Wein es sei, der den Vater ausser Stand setze, das Kind zu hören? Dies ist eine wichtige Ursache, lieber Theodor, warum ein Fürst kein Trinker sein soll, weil er sich dadurch von seinen Unterthanen entfernt. Nun nimm an, daß nur zwei Fälle möglich sind — daß er sich entweder mit Staats-, Regiments- und Volkssachen befasse, oder nicht. Man weiß in der That nicht, welches von beiden man wünschen sollte. Befasst er sich nicht damit: so richtet er zwar keine Unordnung an, oder mit andern Worten, er thut kein Böses, weil er gar nichts thut — so ungefähr, wie die Todten —; aber wozu ist er denn nun weiter da, wenn er nicht regieren, sondern trinken will? So können seine Räthe, Beamten und Diener nicht nur thun, wie sie wollen, sondern — sie

haben

haben auch gar keine Verantwortung darüber zu befürchten. Dies ist, dünkt mich, der schrecklichste Fall für ein Land. Nirgends sind treulose Minister, Räthe und Diener sicherer, als unter einem dem Trunk ergebenen Fürsten. Wenn ein Fürst Jahre lang reiset und aus seinem Lande abwesend ist: so müssen seine Diener doch immer daran denken, daß er einmal wieder zurückkömmt und Rechenschaft von ihnen darüber fordere, wie sie in seiner Abwesenheit gehandelt, rechtgesprochen und gewirthschaftet haben. Ebenso auch, wenn ein Fürst blos einem gewissen Vergnügen sich einmal so ganz und gar ergibt, daß er von nichts weiter wissen will; nach erfolgter Sättigung fragt er vielleicht wieder nach allem. Oder auch ebenso, wenn er einen Anfall von Spleen hat und sich einschliesst; so, wie es um seine Pfortaber wieder besser steht, öffnet er sein Zimmer und lässt die Unterthanen wieder herein. Aber — unter einem Fürsten, der sich einmal an Völlerei gewöhnt, haben seine treulosen Räthe und Diener nie dergleichen zu befürchten. Dieser ist wie auf Lebenszeit eingeschlossen, wie auf Lebenszeit verreiset. Er ist verreiset von sich selbst und hat nicht mehr Seele genug, sie zur Rede zu stellen oder ihre Intrigen durchzusehen. Ist nur Harmonie unter

für ihren selbst und sorgen sie dafür, daß seine Keller immer voll sind: so können sie über die Kammerrevenüen disponiren, die Diener verabschieden und inhibiren, sportuliren und tirannisiren, wie sie wollen. So lange er lebt, sind sie allerseits in Sicherheit. Die Völlerei ist ein Laster, von dem ich noch kein Beispiel weiß, daß es sich jemand, der es sich wirklich angewöhnt hatte, wirklich wieder abgewöhnt habe. Die Folge davon würde der Tod sein. Ein wirklicher Erztrinker kommt endlich gar so weit, daß er erst trinken muß, ehe er denken kann, und alsdann trinkt er wieder so lange, bis ihm das Denken abermals vergeht. Und gesetzt auch, ein solcher Fürst-Trinker würde wider alles Verhoffen einmal ganz nüchtern und fragte nach dieser, oder jener Landesangelegenheit: so dürfen seine Räthe nur sich recht geschäftig bezeigen, alle dazu gehörigen Akten erst zusammenzusuchen. Unterdessen wird ihm tapfer zugetrunken und — so hat er Nachfrage, Akten und Untersuchung wieder vergessen. So geht's her, wenn ein Fürst, der ein Zecher ist, sich mit der Regierung nicht befasst. Befasst er sich aber damit: so geht's oft noch weit ärger her. Eine allgemeine Verwirrung in Staats- und Landesangelegenheiten ist das erste, was daraus erfolgt. Drum

und Kontreordre binnen vierundzwanzig Stunden in einer und derselben Sache wird eine der gewöhnlichsten Erscheinungen. Entweder er giebt im trunkenen Muth einen Befehl, den er Morgens darauf nicht mehr weiß, oder der Befehl, welchen er des Morgens gab, wird ihm am Abend wieder leid. Schlechtgesinnte Räthe nehmen alsdann die Vorwürfe, welche er ihnen macht, als wenn sie gefehlt hätten, mit abgehärteten Gefühlen hin und bringen dafür die Stunden seines Rauschs in Anschlag, um alles das durchzusetzen, was sie wünschen. Ist es einmal durchgesetzt, so muß er es dabei bewenden lassen. Fallen unterweilen, wie unvermeidlich ist, Bücherlichkeiten vor: so lachen sie darüber hinter seinem Rücken mit, preisen ihn aber über seine Weisheit, die sich nicht schämt, ihre eigenen Befehle zurückzunehmen oder ihnen entgegenzuhandeln, in's Gesicht, und haben dabei gute Zeit. Der biedere Minister, der wackere Rath, der gewissenhafte Diener aber sind elend dran. Kaum, daß sie es wagen dürfen, eine mündliche Resolution oder Ordre von ihm anzunehmen; weil er oft nicht weiß, was er spricht, und sich also auch hernach nicht wieder daran erinnert, daß er es gesprochen habe: so leugnet er es ihnen ab, ohne ein böses Herz dabei zu haben, und beschul-

leget sie, daß sie eigenmächtig gehandelt haben. Wollen sie sich darüber rechtfertigen, so müssen sie ihn an seinen Rausch erinnern. Ja, gibt er ihnen auch schriftliche Ordre, so müssen sie, wenn sie ihn nicht in den Augen der Nation zu tief fallen lassen wollen, selbige wenigstens einige Tage erst liegen lassen; weil sie den Fall täglich erleben, daß sie bald darauf wieder schriftliche Kontreordre erhalten. Geschieht dies nun etwa einmal nicht: so bekommen sie von ihm Vorwürfe darüber, daß sie stammelig in Publikation und Vollstreckung seiner höchsten Willensmeinung sind. Er glaubte, daß alles schon vollbracht sei, und — sie haben noch nicht angefangen. Von selbst werden sie ausser den Morgenstunden sich ihm zwar nicht nahen; wie aber, wenn er sie Nachmittags oder Abends rufen läßt und ihnen mit stammlender Zunge Unsinn befiehlt? Wenn die Sache Aufschub leidet; so werden sie freilich schweigen und ihre nothwendigen Gegenvorstellungen zum künftigen Morgen versparen. Wenn dies nun aber nicht ist, was wird der Erfolg ihrer Remonstrationen sein? Dies, daß er noch unplötzlicher auf seinen Kopf besteht! Wie kann er bei der aufbrausenden Wallung, in der sein Blut ist, auch nur Seelenruhe genug haben, sie anzuhören? Wie

kann er noch weniger bei den Verdünstungen und Umwebungen seines Gehirns Urtheilskraft genug besitzen, Gründe gegen Gründe abzuwiegen? Er mißhandelt seine wackern Diener für ihre Gegenvorstellungen wohl noch obendrein und verscheucht dadurch einen nach dem andern von ihnen; während daß Schurken sich nach ihren Plätzen drängen, die ihn hernach ohne alles Ehrgefühl zu Volksgespötte machen, und während daß die wenigen Rechtschaffenen, welche ihm dienen müssen, zaghaft, verdrossen und müde werden, und endlich alles buntüber gehen lassen. Da sind lauter Uebereilungen der Sachen, lauter Ueberlegungen nach vollbrachter That erst, lauter buntgescheckte Vereinbarungen hernach zwischen offenbaren Fehlern und scheinbaren Verbesserungen. An genaue Untersuchung, an männliche Verabredung, an wirkliche Planenwerfung, an Rücksichten dabei auf Zeit, Ort und Umstände ist nicht zu denken. Leidet dabei blos die Nation, so wird weiter nicht darauf geachtet. Werden aber benachbarte und auswärtige Höfe dadurch beleidigt: so ist der Fürst gnädig genug, die Schuld davon auf seine Minister zu schieben und zu versprechen, sie namentlich dafür zur gebührenden Strafe zu ziehen. Oft ist auch die natürliche Folge davon, wenn ein

Fürst

Fürst Trinker selbstregieren und bei allem mitwirken will, daß — gar nichts geschieht. Seine Räthe sollen hier nichts thun; er selbst ist nicht im Stande, etwas zu thun. So erfolgt völliger Stillstand in den Geschäften und jede noch so wichtige Landesangelegenheit hanget hin. Die Kollegia bringen alle Sachen bis zum Berichte, der auch in bester Form an ihn eingesendet wird, aber nie wieder an sie zurückkommt. Sehen sie sich gezwungen, irgend etwas wenigstens dem Scheine nach abzumachen und zu Ende zu bringen: so müssen sie es doch mit dem Anhang thun — es wäre denn, daß unser gnädigster Landesherr es anders beschlösse. Wehe da dem Leidenden, der um die Unterstützungen des Staats flehet! Wehe dem Uebervortheilten, der Gerechtigkeit vom Staate fordert! Wehe dem Angeschuldigten, der in gerichtliche Untersuchung geräth! Wehe dem Falschkondemnirten, der um nochmalige Revision seines Processes bittet! Alle sterben sie darüber hin, ehe ihnen die Gnade oder auch nur das Recht zu Theile wird, die sie suchen. Hat ein solcher Fürst noch obendrauf ein lebhaftes Temperament, so ist er in den Stunden seines Rausches den Unterthanen so furchtbar, wie ein jachzorniger Fürst. Er verstattet ebensowenig rechtliches Gehör, wie

dieser, findet ebenso keinen Widerspruch und fährt allenthalben ebenso zu und durch, wie dieser. Morgens drauf, wenn der Rausch vorüber ist, geht's ihm zwar ebenso, wie diesem, wenn der Zorn vorüber ist; — das Gethane ist ihm Leid. Aber was hilft dies dem Unterthan? Das Gethane ist — geschehen, und wer dabei litte, hat gelitten. Kann diesem noch Ersatz dafür geschehen: so ist dies zwar etwas, aber bei weitem nicht genug. Es ist Grausamkeit, einen Unschuldigen auch nur auf vierundzwanzig Stunden in eine schreckliche Unruhe zu versetzen. Kann ihm aber auch nicht einmal mehr Ersatz geleistet werden, was denn? Sind Bösewichter die Nächsten um einen solchen Fürsten: so legen sie es recht absichtlich darauf an, seine Rauschstunden gegen jeden zu benutzen, der ihnen im Weg ist, und bewirken wohl in selbigen Kassationen, Remotionen, Landesverweisungen und Todesurtheile. Alles, wovon sie wünschen, daß es übel aufgenommen, abgeschlagen werden oder einen schlechten Ausgang gewinnen möge, tragen sie ihm gerade in solchen Zeitpunkten und von der unangenehmsten Seite vor und sind im voraus versichert, daß sie ihre Absicht erreichen. So läßt er sich von ihnen zum obersten Werkzeug ihrer Bosheiten und Tücke machen, — er, der

dazu

dazu da ist, jede Bosheit und jede Tücke, über welcher ein Menschenfeind in seinem Lande brütet, noch vor dem Auskommen zu zerstören; und so schaffen sie ihm, wie sie wollen, bald zum Tiranen gegen andere, bald zum heilviellosesten Wohlthäter gegen sich um. Haben sie nur erst sein Wort dazu — die Vorkehrungen sind eventualiter schon alle getroffen — wie er also nur spricht, geschieht es. In einem solchen Lande sind die grössesten Unmenschlichkeiten nicht selten und den Unterthanen ist nichts freigelassen, als gen Himmel zu schreien. O guter Theodor, dein Herz blute, so oft du von so einem Landes- und Volkszustande höreſt! Liebe die Nüchternheit; sie ist die Stütze aller Menschen- und Fürstentugenden; dahingegen Völlerei die Quelle der gröbesten Menschen- und Fürstenlaster ist. Ein Fürst soll ein sehr wachsamer Mensch sein. Nichts, was im Lande von Wichtigkeit, ist, soll seinen Blicken entwischen; und zwang diese auch nicht immer von selbst darauf fallen, so sollen sie doch stets geschickt sein, sich darauf richten zu lassen. Nur der Nüchterne aber ist wachsam; nur er schauet immer umher und sieht alles, was er sieht, richtig. Ein Fürst soll ferner ein sehr thätiger Mann sein. Er soll nicht arbeiten, wenn er Zeit und Kraft dazu hat, sondern er soll Zeit

und Kraft haben, sobald zu arbeiten ist. Unverdrossen, unermüdet soll er sein und seine grösseste Freude an glücklich vollbrachten Werken finden. Nur der Nüchterne aber ist thätig; nur seine Kräfte ertragen den Grad von Spannung und Anstrengung, welcher zu eifriger Geschäftigkeit erfordert wird. Das Leben des Trinkers ist ein steter Taumel. Schlaff und schwach fliehet er die ernsthaftern Geschäfte, oder vollendet sie nur dürftig und mangelhaft. Ein Fürst soll endlich auch ein scharfdenkender Mann sein. Er soll gern und lange überlegen, Zusammenhang und Folgen genau übersehen, Gründe gegen Gründe sorgfältig abwägen, sich durch Schein und Dunst nicht blenden, durch Intrige und Kabale nicht hinreissen lassen und überall eine sehr richtige Urtheilskraft besitzen. Nur der Nüchterne aber besitzt solche starke und fertige Denkkräfte. Nur sein Geist ist frei genug, sich ganz auf einen Gegenstand zu heften, fest und lange an ihm zu hangen, ihn von allen Seiten zu betrachten und durch und durch auszuspähen. Nur sein Geist schliesst richtig und ist im Stande, ganze Reihen von Schlüssen an einander zu ketten, die Lücken in selbigen zu ergänzen und in den anhaltendsten Meditationen nicht zu ermüden. Willst du also einst Fürst sein, Theodor, so schwöre der Nüch-

terns

rernheit ewige Treue; Völlerei und Unmäſſigkeit im Genus hitziger und berauſchender Getränke würdigen den Menſchen zum Thier herab. Ein Trunkener auf dem Thron oder Fürſtenſtuhl — hilf Gott, welch ein empörender Anblick! Leidet's der Fürſt auch wohl an ſeinem Diener, daß dieſer ein Trunkenbold ſei? Warum leidet er es aber nicht an ihm? Iſt's nicht darum, weil dieſer ſein Amt nicht gehörig verwalten kann? Und die Nation ſoll es leiden, daß der, welcher in ihr das Amt aller Aemter, das höchſte, wichtigſte, heiligſte Amt im ganzen Staat bekleidet, ein ſolcher ſei? Wie? iſt nicht im Geſetzbuch das Laſter der Völlerei dem Unterthan verboten? Und der Fürſt ſoll es im Angeſicht ſeines ganzen Volks allein ausüben dürfen? Durch's Geſetz ſoll er ein Laſter verbieten, das die Grundlage aller Immoralität iſt, und durch Beiſpiel ſoll er es lehren? O Theodor, bei der Ehre der Menſchheit und bei der Würde deiner Beſtimmung, verachte Höfe, an welchen gezecht wird — —"

Hier kam Ulrike dazu, und als ſie hörte, wovon die Rede ſei, ſchlang ſie ihre mütterlichen Arme um den Prinz und ſprach — O ſo thut mein Theodor gewis nie. Ach gewis nie — wiederholte der Prinz und ſchien ſich vor ſeiner

Mutter zu schämen, daß sein Vater über ein so häßliches Laster mit ihm so viel gesprochen habe. Als der Fürst darauf abwärts ging, sagte Theodor leise zu Ulriken, — daran war der sänftsche Erich Schuld . . . .

Theodor, auf der Abneige seines siebenzehnten Jahres stehend, machte sich auf Befehl seines Vaters fertig, die Akademie zu beziehen. Nur der Gedanke, daß er jetzt einem Manne gleich sei, der sich auf den Weg begebe, grosse Schätze in Empfang zu nehmen und sie hernach in sein Vaterland mit zurückzubringen, söhnte sowohl Ulriken als auch die Nation mit seiner bevorstehenden Entfernung von ihnen aus. Es war unaussprechlich, wie das ganze Volk ihn schätzte und seinetwegen besorgt war, und wie es keinen heiligern und liebenswürdigern Gegenstand kannte, als — seinen Erbprinz. Ihn nie aus den Händen, noch weniger aus den Augen zu lassen, würde die allgemeine Stimme des Landes gewesen sein; wenn nicht das Meisterstück von Prinzenerziehung, welches Fürst Adolf schon an ihm der Welt geliefert hatte, eine vollkommene Ergebung an seine noch übrigen Plane zur Ausbildung seines Sohnes in den Gemüthern

thern bewirkt hätte. Theodor wankte jetzt vorsätzlich noch mehr, als je, unter der grössesten Volksmenge umher und alles drängte sich an ihn, um sich über ihn zu freuen. Seine Figur war schon vollkommen und von einer recht edlen Grösse, und sein Anblick so männlich, wie er oft im fünfundzwanzigsten Jahre kaum zu sein pflegt. Kraft und Stärke kündigten sich in allen seinen Muskeln an; Feuer und Liebe leuchteten aus jedem seiner Blicke, und noch ganz reine, ganz unverdorbene und ungemisbrauchte Natur gab ihm in allen seinen Wesen die Elasticität, an deren Mangel man die Jünglinge dieses Jahrhunderts erkennt. Seine liebenswürdige Simplicität hielt jedes Auge fest, das sich einmal auf ihn gerichtet hatte. Ohne alle Pracht im Aufzug kleidete er sich nur so, daß der schöne Umris und der symmetrische Bau seines Körpers vollkommen sichtbar blieben. Sein Anstand war der Anstand eines freien Mannes; seine Mine die Mine eines theilnehmenden Freundes. Sein innerer und äusserer Mensch waren immer in Harmonie. Wie sein Herz empfand, so zog und faltete sich sein Gesicht, und wie er dachte, so sprach er. Nichts drückte er aus, was nicht in ihm war, und alles drückte er so aus, wie es in ihm war. Er hatte nur einen Masstab, wornach er sich

bewegte, sprach, handelte und sich betrug, und mas danach, ohne einmal zu bemerken, daß er messe; — nehmlich den Masstab der jedesmaligen Natur der Sachen. Hierdurch sprach er allemal mit dem richtigen Accent und legte ihn dahin, wo er liegen muste; hierdurch wurden seine Gesten seinem Affekte ganz entsprechend, und wer ihn nicht reden hören konnte, der sah ihn reden. Er ging leicht und heiter, wie er war, ohne Seitensprünge und Kontrepas zu machen, und trug sich gerade und hoch, ohne sich zu brüsten. Jedem sah er dreust in die Augen und griff ihm bald nach der Hand, wenn dieser ihn ebenso dreust ansehen konnte. Im Beschreiben, im Erzählen, im Loben, in Höflichkeits- und Freundschaftsbezeigungen outrirte er durchaus nicht, und sobald er den geringsten Französischen Galimathias hörte oder sah, wendete er sich von dem Menschen weg, der ihn mit selbigem bekösten wolle. Lernte man ihn näher kennen: so war es seine Wärme für die Sache der Menschheit, welche ihn unschätzbar machte. Er vergaß sogleich alles andere, sobald die Rede von menschlichen Gerechtsamen und von menschlichen Leiden war. Die Worte — Ungerechtigkeit, Unterdrückung — klangen in seinen Ohren wie Strassenraub, Mordbrennerei und Meuchelmord. Jedes Streben unter-

unterjochter Menschen nach Freiheit und Lebensgenuß, wovon er hörte oder las, hob seinen Busen, erhöhete die Flamme seiner Augen und bezog sein Gesicht mit Morgenroth, wie beim Aufgang der Sonne. Auch im Huron und Irokesen erblickte er noch seinen Bruder Mensch; im Verbrecher sogar entdeckte er noch die Züge des fehlenden Menschen. Den guten Menschen schätzte und liebte er auf gleiche Weise, er mogte ihn finden im Purpurmantel oder im Bauerkittel. Sobald er sah, daß jemand seinen Beruf wahrhaftig erfüllte, neigte sich sein Herz zu ihm hin. Er ehrte nicht den Stand im Menschen, sondern den Menschen im Stande. Aeusserlicher Glanz machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn, und angebornen Vorzügen räumte er weiter kein Recht ein, als das Recht, besser bei ihnen essen und trinken zu können, welches er nun einmal unter die verjährten zählen musste. Sehr oft trug es sich zu, daß er zwar geschwätzige übrigens aber leere und werthlose Höflinge, wenn er während der Unterhaltung mit ihnen nützliche Bürger erblickte, stehen ließ und an diese hinging. Mit jedem sprach er; gegen jeden war er bescheiden, höflich und liebevoll. Daß jemand, der mit ihm rede, hinter ihm ginge, konnte er nicht leiden, und einem jungen Rath, dem er

einen

eines Tags begegnete, wie dieser einen eisgrauen alten Bauer mit blossem Kopf durch eine ganze Strasse hinter sich her schwindeln und seufzen ließ, gab er auf der Stelle darüber einen öffentlichen Verweis, den er mit den Worten schloß — Vater, setzt euren Hut auf, ihr seid kein Sklave! Kam er an den Markttagen auf den Markt, so liessen die Bauern wohl Wagen und Pferde stehen und stellten sich in Reihen, oder schlossen einen Kreis um ihn, bis er sich wieder entfernte. Viele von ihnen kannte er. Diese redete er alsdann an und erkundigte sich nach ihren Schicksalen. Wohlthaten, die diesen Leuten erzeigt worden wären, würden ihnen so lieb nicht gewesen sein, als dies, und sie sprachen oft auf der ganzen Heimreise noch davon. Die Amtleute, Pachter und Gerichtshalter wurden dadurch genöthigt, sich in einen ganz andern Ton zu stimmen, wenn sie nicht bei jeder Barschheit und Härte, die sie gegen die Bauern sprachen, den Vorwurf von diesen hören wollten — so grof will hä sin, un der gnädigste Erfprinz ist's nich enmahl? Theodors Gutthätigkeit, Grosmuth und Barmherzigkeit waren im ganzen Lande bekannt. Taglöhner Müller war der erste gewesen, gegen den er sie ausgeübt, und so oft er ihn sah, fiel es ihm ein, daß er an diesem die

Freu-

Freuden der Menschenliebe kennen gelernt. Jetzt aber mußte er oft erst nach seiner Schreibtafel sehen, wenn er aller Gegenstände seines Wohlwollens und seiner Erbarmungen eingedenk werden wollte. Der Fall war gar nicht selten, daß die ihm angewiesenen Einkünfte zu selbigen nicht hinreichten. Adolf assignirte ihm dann ausserordentliche Summen bei seiner Kammer; weil es im Grunde einerlei war, ob er sie in seinem oder in des Erbprinzen Nahmen unter die Nation ausspende. Wo auf der Stelle geholfen werden mußte, da half Theodor, ohne weitere Nachfrage über Verdienst und Nichtverdienst zu halten; wo aber von Fortsetzung und von langer Fortsetzung seiner Wohlthaten die Rede war, da hielt er diese Nachfrage sehr sorgfältig und setzte fort oder brach ab, nachdem er die Umstände fand. Seinen Bauern in Theodorsdorf hielt er das Wort, welches er einst Rothen darauf gegeben, daß er, wenn er nur könnte, den arbeitsamen und ermüdeten Landleuten manchen frölichen und festlichen Tag machen wollte. In jedem Monat hatten sie jetzt wenigstens einen dergleichen, der sie weder in ihren Geschäften störte, noch wild machte, noch etwas kostete. Je heiterer und zufriedener sie alsdann waren, desto mehr freuete er sich darüber; wer von ihnen sich

aber

aber schlecht betrug, durfte wenigstens das nächstemal am Jubelgelag nicht wieder Antheil nehmen. Zuweilen verbreitete er auch seine Wohlmeinenheit und Gutthätigkeit über das ganze Land. Freilich konnte er noch nichts Wesentliches damit leisten; aber man sah doch in den Werken der Gegenwart die Anlagen seines Herzens für die Zukunft. So schenkte er oft neue Sämereien, neue Werkzeuge, die der Landmann braucht, und neue Zucht von Thieren, deren sie nicht entbehren konnten, an alle Gemeinen, um Versuche damit anzustellen. Das letzte, welches er von der Art im eben eingetretenen Frühjahre that, war, daß er jedem Bauer durch das ganze Land einen schönen Fruchtbaum schenkte, den sie vor ihren Häusern pflanzen mussten. Seines Vaters Baumschulen hatten dergleichen in gröſſester Menge, und die wackern Landleute verstanden ihn, was er mit diesem Einfall meine. Nach Jahren wollte er einst bald hier bald da unter dem Schatten dieser Bäume sitzen, ihre Bitten hören und so wohlthätig für sie sein, wie jene Schattengeber in der Mittagshitze für ihn. Den Vorstehern der Gemeine befahl er ausdrücklich, diese Bäume recht in Acht zu nehmen, weil sie sein Bild jetzt sowohl wären, als es auch in Zukunft sein sollten. Sie und ich, setzte er hinzu,

wer-

werden euch einst zu gleicher Zeit Schatten und Früchte reichlich geben. Man schrieb in den Gemeinebüchern den Tag dieser unvergeßlichen Pflanzung als einen sehr feierlichen Tag auf, und viel Bauern würden eher ihren ganzen Obstgarten verlohren haben, als diese einzelnen Bäume. Mit diesem herzlichen Wohlwollen gegen Menschen verband Theodor eine ungeheuchelte Frömmigkeit. Einer der ersten Menschen im Lande war er auch gewis einer der reinsten und wärmsten Gottesverehrer daselbst. Sein Verstand war mit den erhabensten Begriffen von der Grösse und Majestät des Weltschöpfers angefüllt, und sein Herz war unaufhörlich von lebendigem Gefühl der Allgegenwart desselben durchdrungen. Mit Demuth betete er ihn oft im öffentlichen Tempel an, mit Inbrunst noch öfter im Tempel seiner Einsamkeit. Doch fand er die Religion selbst nicht im blossen Beten, sondern betrachtete dieses, wie alle andere religiöse Feierlichkeiten, nur als ein Mittel, Religion in ihm zu wirken. Die Religion selbst setzte er in der Nachahmung Gottes und übte sich in dieser unermüdet. Sein Geist war reich an den edelsten und nützlichsten Kentnissen aller Art. Zum Fürsten bestimmt, studirte er so brav, als wenn er einst im Gelehrtenstande sein Brod erwer-

werden müßte. Adolf selbst hatte ihn oft geprüft und war auch oft zugegen gewesen, wenn seine Lehrer sich mit ihm unterhielten. Nun in den letzten Zeiten seines Aufenthalts in der Residenz stellte er eine recht feierliche Prüfung desselben an. Er ließ von seiner eigenen Universität die geschicktesten Professoren an seinen Hof kommen und sollte ihnen seinen Sohn selbst zum Examen. Alle seine Minister und Räthe waren dabei gegenwärtig. Der Prinz bekam hierbei die allerherrlichste Gelegenheit, sich erst eine recht allgemeine Hochachtung zu erwerben. Er bestand in einer dreistündigen Prüfung ungemein vortreflich und empfing darauf, wie jeder andere angehende Student, die Inskription aus den Händen des gegenwärtigen Prorektors. Adolfs Plan war dieser, daß Theodor zuförderst zwei Jahre auf seiner eigenen Akademie zubringen sollte. Diese befand sich zwar nicht im Lande selbst, aber doch in einer entfernten Grafschaft, die ihm ebenfalls gehörte. Hernach sollte der Prinz noch zwei Jahre auf eine der berühmtesten auswärtigen Universitäten gehen. Alsdann sollte er reisen; und zwar erst zwei Jahre lang an die Deutschen Höfe und dann noch zwei Jahre in's Ausland. Die letzten Tage wurden von ihm mit seinen Eltern auf seinem Landhause zugebracht; welches

er

Digitized by Google

te nebst Garten und Dorf während seiner Abwesenheit an Ulriken übergab. Man bemerkte, daß der Fürst in dieser Zeit oft stundenlange sehr ernsthafte Unterredungen mit Rothen pflog. In einer derselben sprach er zu diesem:

„So weit wären wir nun mit ihm, Rothe; aber — das gefährlichste kommt erst noch. Und das schlimmste ist, ich kann nicht einmal dabei mitwirken. Seither arbeiteten wir zusammen; nun müssen Sie allein arbeiten. Nun muß ich mich ganz auf Sie verlassen; nun haben Sie alle Verantwortung darüber auf sich, daß das so weit gebrachte Werk an ihm glücklich vollendet werde. Rothe, Sie wissen es so gut, als ich, wie so oft schon die Welt das Grab für die Tugend unserer wackersten und edelsten Jünglinge ward. Mit den herrlichsten Grundsätzen, mit Eifer und Wärme für Unschuld und Rechtschaffenheit zogen diese wohl aus der Heimat in die Fremde, und kamen hernach mit dem verderbtesten Herzen, mit Spott über ihre eigene gefallene Tugend und ohne alle Grundsätze wieder in's Vaterland zurück. So gros mein Zutrauen ist, das ich zu Theodorn habe: so zittere ich dennoch oft, wenn ich hieran denke. Sie sind in Zukunft der einzige Bekannte um ihn; der ganze übrige Zirkel, in den er tritt, sind ihm fremde Leute,

die er nicht gleich zu beurtheilen weiß und die er erst ausstudiren muß. Er ist gesellig und hält sich gern an Menschen. Mit offenbar schlechten Menschen wird er zwar gewis nie Gemeinschaft machen; aber wie, wenn ihn Bösewichter unter der Maske der Tugend täuschten und an sich zögen? Ach Rothe, da sein Sie ihm ja immer zur Seite und sehen Sie für ihn, wenn er sich blenden liesse. Sie wissen besonders, wie er sich auf der Stelle gern anschliessen mag, wenn er Simpathie findet. Dieser einzige Umstand kann ihm allein schon äusserstgefährlich werden. Ein unedler Freund oder eine lasterhafte Freundin, die den Gang seiner Seele entdeckten, sich mit seinen Lieblingsideen, die er so bald an den Tag zu geben pflegt, familiarisirten und sich auch für diese gleichenthusiastischwarm stellten, würden hinreichend sein, ihn völlig unglücklich zu machen. Leiten Sie ihn unaufhörlich bei der Wahl seiner Gesellschafter und ziehen Sie ihn von jedem zurück, der Ihnen im geringsten verdächtig wird. Ihm sind alle Häuser offen, wohin er kommt; führen Sie ihn gleich in die edelsten und besten ein, damit er, wenn ihn nach Menschen verlangt, nicht auf's Gerathewohl zugreife. Sprechen Sie über alle und jede Gegenstände nun mit ihm gerade heraus, ohne sie

zu

zu mildern und dadurch den Eindruck zu schwächen, welchen sie auf ihn machen sollen; die Zeit dazu ist da. Er muß nun alles wissen, alles verstehen; damit nicht unglückliche Unwissenheit den Fall seiner Tugend bereite. Rothe, gut, wie die Natur, schuldlos, wie der junge Tag, geht er aus meinen Armen; bei allen Stimmen Ihres Gewissens, bei jedem Glückseligkeitsgenus, den diese und jene Welt für Sie haben soll — bringen Sie mir ihn einst so gut und so schuldlos wieder zurück. Sie können dies leisten; so müssen Sie es auch leisten. Denken Sie einmal, wie viel ich Ihnen anvertraue! Meinen grösten Schatz, mein edelstes Kleinod, den ganzen Trost meines Alters und meines Todes gebe ich Ihnen in Verwahrung. Sorgen Sie für sein Leben, wie für seine Tugend, und für seine Tugend, wie für sein Leben. Eins ist so heilig, als das andere. Beide sind die einzige Grundlage glückseliger Zukünfte für ein ganzes Volk. Unaussprechlichviel können Sie verlohren gehen lassen, aber auch unaussprechlichviel können Sie erhalten und retten. Segen und Fluch können Sie für dies Land stiften, wie es kein Mensch weiter stiften kann. Winden Sie sich den schönsten der Kränze, den Patriotenkranz; verdienen Sie Fürsten- und Volksdank in höchster Masse,

Digitized by Google

liefern Sie nun noch das Meisterstück aller Ihrer Arbeiten an meinem Sohne durch Bewahrung seiner Unschuld und Rechtschaffenheit in der Fremde. Sie dienen einem Fürsten, aber Sie sollen auch einst für Ihre Dienste fürstlich belohnt werden."

Bei diesen Worten legte Rothe seine rechte Hand schnell auf sein Herz, als wenn er sagen wollte — da soll mein Lohn sein ... Fürst Adolf verstand ihn kaum, so zog er ihn auch schon an sich und drückte ihn weinend lange an seine Brust. Am allerletzten Tage führte der Vater den Sohn noch einmal selbst in seine Einsiedelei und redete ihn daselbst unter vier Augen also an:

„Hier war es, Theodor, wo du den Unterricht über alle Pflichten und Tugenden des Menschen empfingst; hier höre nun auch das letzte noch davon, was dein Vater selbst dir zu sagen hat. Zwar hat Rothe auf meinen Befehl schon mannigfaltig über den Gegenstand, den ich meine, seit einiger Zeit mit dir sprechen müssen; aber ich kann nicht umhin, auch als Vater darüber mit dir zu reden. Ich weiß wohl, daß Väter sonst gegen ihre Söhne aus einer falschverstandenen Bescheidenheit davon schweigen; doch dies ist wider meine Grundsätze. —

Daß

Des Lebens süsseste und sanfteste Glückseligkeit ist — die Liebe. Auch für dich wird sie einst, nach deinem Temperament zu urtheilen, unnennbare Wonnen haben. Wisse aber, daß diese sanfte Freudengeberin oft Tod- und Verderbensisterin werde, wenn sie in das Laster ausartet, das man die umherschweifende, unersättliche Wollust nennet. Wolltest du dich auch nur als Mensch betrachten: so müsstest du dir schon das heilige Gelübde thun, diese zu fliehen, so lange du lebest. Kein Laster zerstört so den ganzen Menschen, als dies. Die Wollust entnervt und verzehrt alle seine körperlichen Kräfte; sie bereitet ihm ein frühes und ein schändliches Grab, vergiftet ihn durch und durch, und ziehet ihm ganz abscheuliche Krankheiten zu. Sie macht aber auch den Menschen weichlich und zu grossen Geschäften des Lebens unaufgelegt; sie schwächt alle Fähigkeiten seines Geistes und beraubet ihn oft gar der Vernunft; sie verwüstet alle Güte, allen Adel seines Herzens, benimmt ihm den Geschmack an den edlern Freuden des Lebens, macht ihn hinterlistig, untreu, rachsüchtig, grausam, irreligiös und gottlos. Je früher er sich ihr ergibt, in desto furchtbarern Graden richtet sie alle diese Verwüstungen an ihm an. Wenn ein junger Mensch, wie du, solche Läderlichkeiten treibt,

so wächst er nicht nur nicht vollkommen aus, sondern er zerstört auch den schönen Umris seiner Gestalt und alles Ebenmas seines Körpers; er untergräbt auf Lebenszeit seine Gesundheit, bereitet sich ein äusserstmühseliges Alter, gelangt nie zu einer recht vollkommenen Vernunft, bringt sich um alle Gegenwart des Geistes, um alles edlere Feuer bei seinem Thun und um richtige Urtheilskraft, und macht sich unfähig, einst eine glückliche und zufriedene Ehe zu führen. Ach, mein Theodor, ich muß dir es sagen, daß diese erfrüheten Wollüste recht eigentlich zu den Sünden dieses Jahrhunderts gehören. Daher so viel jetzt umherwankende verbuttete Menschengestalten, an denen weder Proportion noch Simmetrie ist; daher so viel Schwächlinge, so viel Greise von dreissig und vierzig Jahren, so viel junge Sterbende; daher so viel Dumnköpfe und Nichtsnützer, so viel Freudeunempfängliche, Hipochondristen und Selbstmörder; daher so viel Eheloſe und noch mehr unglückliche Verheurathete; daher so viel elende Kinder, die nur in die Welt kommen, um die Mahlzeichen ihrer Väter an der Stirn zu tragen und ein Grab in ihr zu finden. Ach sollte ich dir alles erzählen, was ich von dieser Art menschlicher

licher Ausschweifungen unsers Zeitalters sagen könnte: so würde dein unschuldiges Herz erbeben. Wohl dir, daß du noch nichts davon weißt! Aber du magst nun in Zukunft auch noch so viel davon hören und sehen: so laß dich durch schlechte Menschen nicht dazu verführen. Sieh recht oft an deine liebe, holde Gestalt, deinen vollkommenen Bau, deine blühende Gesundheit und deine männliche Kraft, u. suche dir aus Liebe für dich selbst und aus Achtung für Gott und die Tugend dies alles immer zu bewähren. Daß dein Vater kein Wollüstling war, daß du bis jetzt vor aller Wollust bewahrt wurdest — daher, Theodor, daher diese Vorzüge, welche dich vor Tausenden deines Geschlechts und deines Alters so auszeichnen. Bleib rein und keusch in der Fremde und auf deinen Reisen, wo es so unzählich viel Gelegenheiten zu Ausschweifungen gibt. Kommst du dann in's Vaterland zurück, so wähle die die edelste unter allen Töchtern der Menschen und sei versichert, sie reicht dir ihre Hand und du findest in ihren Armen eine Seligkeit, wie sie dir die ganze Welt nicht geben mag. Kein Mensch soll dir dabei Vorschriften machen; verlaß dich auf mich. Du selbst sollst dir dein Weib wählen. O wie wirst du dann dich dafür segnen, daß du ein tugend-

hafter Jüngling bliebst! — — Erwägest du aber vollends, daß du nicht nur Mensch bist, sondern auch Fürst werden sollest: o Theodor, um wie viel mehr mußt du aller Wollust dein Herz verschliessen! Denke doch, ein Fürst soll ja ein sehr weiser, guter und thätiger Mensch sein. Wie kann er dies sein, wenn er ein Wollüstling ist? Die Wollust macht ja dumm, träge und schlecht. Ich sagte dir vorhin, daß die frühern Wollüste ein Laster unserer Zeiten wären. Glaube ja nicht, daß ich damit die heutigen Hirten, Bauern und Taglöhner meinte. Es ist eine Schande für die vornehmern Stände, daß sie es eigentlich sind, die jener Vorwurf am meisten trift. Erschrecke, wenn ich dir sage, daß schon ein Schüler aus dem Bürgerstande den andern gewisse Läderlichkeiten lehret, die der Mensch allein begehen kann. Erschrecke, wenn ich dir sage, daß der Edelknabe, wenn er schon ein Mädchen verführt, wohl den Beifall seines gnädigen Vaters dafür empfängt. Erschrecke, wenn ich dir sage, daß man, wenn ein Prinz von deinen Jahren schon in allen Wollüsten geübt erscheint, blos die kleine Anmerkung, ohne weiter darauf zu achten, dabei mache, daß er ein junger Herr von vielem Feuer sei ... So weit sind wir gesunken — so sind die Begriffe

von

von Galanterie und ritterlicher Tugend entartet! Sonst war es Rittertugend, daß der Jüngling nahe am Mannesalter das verführte Mädchen in Schutz nahm und rettete; jetzt ist's oft Rittertugend, daß der Jüngling noch nahe am Knabenalter das ruhig dahinhüpfende Mädchen erhasche und ihre Unschuld verderbe. Freudig, als hätten sie edle Thaten verrichtet, erzählt einer dem andern die ihm gelungenen Verführungen, spottet über Unbeflecktheit und Tugend, und ist stolz auf die Zahl seiner schändlichen Siege. Das ist schrecklich, mein lieber Theodor, wenn man im Laster sogar seine Ehre sucht. Du glaubst jetzt vielleicht nicht, daß dies von einem vernünftigen Wesen geschehen könne; aber von nun an wirst du häufige Erfahrungen hievon machen. Man hat sich daran gewöhnt, den noch unbärtigen Jüngling jetzt schon verblühet, kalkfarben und entnervt zu sehen. Man rechnet die frühere Wollust zur freiern Lebensart, zum feinern Ton und zur grossen Welt. Man nennet es Modekrankheit, wenn ein junger Mensch zwischen funfzehn und zwanzig Jahren schon unter die Hände des Feldscheers geräth. Schaudere, schaudere du lieber junger Unverderbter, so oft du hievon höreſt, und denke, daß unter allen Jünglingen ein Prinz, zur Regierung

bestimmt, wie du, mit seinem Herzen gegen die herrschenden Wollüste den unverbrüchlichsten Bund aufrichten müsse. Schäme dich in der Seele eines jeden Niederträchtigen, der in Zukunft Stoff genug ist, dir den verfluchten Gedanken vorzuspiegeln, daß es einem jungen Herrn vom Stande weder zum Verbrechen, noch zum Schimpf angerechnet werde, wenn er nie ohne Liebesintrigen ist, und daß Prinzen es frei haben, umherzubuhlen. Das giebt Fürsten von der erbärmlichsten Klasse, wenn sie als Prinzen diesen verführerischen Eingebungen Folge leisten. Mit einem Kopf, der alle Geistesstärke verlohren hat, mit einem Herzen, in welchem jedes edlere Gefühl erloschen ist, erschöpft auf allen Seiten, unfähig zu herrschen, besteigen sie dann ihren Stuhl, täuschen die Völker und sind kaum im Stande ihr Geschlecht fortzupflanzen oder zwingen in ihrem schwächlichen Sohne der Nation einen noch elendern Stuhlfolger auf. O wie schändlich werden dadurch die Völker für ihre Gutherzigkeit belohnt, mit welcher sie zugaben, daß ihnen die Fürsten gebohren werden durften! Nicht so du, mein Einziger! Du bist der erste unter den Jünglingen im Lande; bleib auch der unbefleckteste unter ihnen. Halte alle deine Leibes- und Seelenkräfte beisammen und wende sie

jetzt

Digitized by Google

blos dazu an, dich erst recht vollkommen auszubilden. Wenn Gott dann einst mich von hinnen ruft und du trittst die Regierung an, wie wirst du der Segen und die Freude deines Volks sein! Du wirst nicht nur selbst regieren, sondern auch lange regieren. Dein Mannesalter wird das genussvolleste, das heiterste und thätigste sein, und deine in den Jünglingsjahren aufgesparten Kräfte werden dir auch das Greisenalter noch froh und glücklich machen. Dann erziehest du deinen Sohn wieder, wie ich dich erzog, und er regiert dann auch einst selbst und lange, wie du. Sieh, wie das Heil eines kleinen Jahrhunderts für eine ganze Nation darauf beruhet, daß du ein edler Jüngling bleibest; — ich bitte dich bei allen Säuglingen und Embrionen dieses Landes, die dich einst, wenn ich nicht mehr bin, Fürst und Vater rufen werden, schreib diesen Gedanken so tief in dein Herz ein, daß ihn die vereinigte Verführung aller Buhler und Buhlerinnen nie darin wieder auslöschen können . . . Theodor, es gibt abscheuliche Kreaturen unter dem weiblichen Geschlecht, die ganz den Karakter desselben, die Sanftheit, Sittlichkeit, Bescheidenheit und Schamhaftigkeit verleugnen. Sie sind die Pest der Jünglinge. An ihrem Aufzuge schon, noch mehr an ihren Blicken und Minen kannst du sie

erken-

erkennen. Verabscheue sie allenthalben als den Auswurf der Welt ... Und nun höre noch das allerletzte über diesen für Fürsten so äusserstwichtigen Gegenstand. Sei nicht nur Feind der Wollust als Erbprinz, bleib es auch zeitlebens als Fürst. Gar zu gern mögte ich dir die Folgen davon für ein Land, dessen Fürst ein Wollüstling ist, recht lebhaft schildern, weil sie so in's Schrecklichgrosse gehen, und weil die Geschichten der Völker — allen Huld- und Schutzgöttern sei's geklagt — hie und da so voll davon sind. Ein Fürst Wollüstling hat weder Kraft, noch Lust, noch Zeit, selbst zu regieren. Nichts kontrastirt so unerhört, als — die gänzliche Verweichlichung durch wollüstige Ueppigkeiten und die unermüdete Thätigkeit, welche schlechterdings ein Regent besitzen soll. Es ist unmöglich, daß beides in einem Menschen beisammen sein könne; ebenso unmöglich, als daß ein und derselbe Mensch zugleich weise und dumm, gut und schlecht, Gottesverehrer und Gottesleugner zugleich sein könne. Nun frage dich aber einmal, wozu ist ein solcher Fürst da, wenn er nicht selbst regiert? Ist es nicht eine Sünde vom ersten Range, alle fürstliche Vorrechte zu geniessen und — seine fürstliche Schuldigkeit nicht zu thun? Ist dies

damit

damit gerechtfertigt, wenn es heisst, daß die Räthe und Diener alles besorgen? Nun, wenn es hieran genug ist, so braucht die Nation ja keinen Fürsten, sondern nur Räthe und Diener; wozu denn also er weiter? Soll er etwa nur da stehen, wie ein Heiligenbild, wie ein Schutzpatron von Leinwand oder Stein, vor dem zuweilen das Volk auf die Kniee fällt, ohne daß er eine Bewegung dazu macht? Wahrlich, ein kostbares Heiligenbild, ein theurer Schutzpatron, dem man eben nicht nöthig hätte, ein so grosses schönes Schlos zur Residenz einzuräumen und ihn täglich mit dem Fett des Landes zu bewirthen, sondern der ebensogut in jeder Hütte stehen und da so lange mit Wasser und Brod vorlieb nehmen könnte, bis ihn die Lust nach Fleisch und Wein anwandelte und ihn antriebe, sich es auch in der Welt sauer werden zu lassen und sich von seiner Hände Arbeit zu nähren. Theodor, es ist eine unmenschliche Zumuthung, daß eine ganze Nation sich vom Morgen bis zum Abend tagtäglich in allen Geschäften und Mühseligkeiten des Lebens herumtummeln müsse; während daß der Mann, den sie mit allen Gütern und Freudengenüssen in Ueberflus segnet, da hochoben auf dem Schlosse sitzt und — nichts thut. Wie muß jedem Bauer hinter dem Pfluge, jedem

Schmie-

Schmiede bei der Esse, jedem Weber auf dem Stuhle, jedem Kaufmanne im Komtoir, jedem Diener bei seinen Geschäften zu Muthe werden, wenn er, so oft er an seinen Fürsten denkt, weiter nichts denken kann, als — jetzt liegt er auf dem Sofa und ruhet von seinen Wollüsten — oder jetzt guckt er zum Fenster heraus und sieht, wie wir arbeiten? Wenn ihm auch keiner von ihnen allen einen lauten Vorwurf macht, kann er noch Ansprüche auf einiges Ehrgefühl haben, ohne sich diese Vorwürfe selbst zu machen? Und wie geht es denn nun im Lande zu, wenn er nicht selbst regiert? Ist das etwa auch eine Unterthanenpflicht, hierüber zufrieden zu sein? Oder wenn Bürger und Bauern darüber klagen, daß es nicht so zugehe, wie es zugehen solle, wer hört ihre Klagen, wer hilft selbigen ab? Er, der Fürst etwa? O Theodor, ein Fürst Wollüstling hat auch ferner keine Liebe zu Land und Leuten. Die Buhlerinnen haben sein Herz seinem Volke entwendet. In ihren Armen durch Uebergenus der gröbsten sinnlichen Freuden abgestumpft, hat er keine Empfänglichkeit mehr für irgend eine der geistigen Freuden, am allerwenigsten für die Freuden der Menschenbeglückung und des Patriotismus. Das edle, sanfte und reine Feuer, welches nur in schöne

Tha-

Thaten ausbricht, ist in seinem Busen zu einer wilden und brausenden Flamme ausgeartet, welche nichts, als thierische Abkühlungen, ihn begehren macht. In derselben Masse, in welcher er gegen die Buhlerei zärtlich und schmelzend ist, ist er gegen seine Unterthanen grausam. Reine, heilige Liebe nur macht sanft und stärkt uns im allgemeinen Wohlwollen gegen die Menschheit; nimmersatte, umherschweifende Wollust aber härtet ab und erstickt endlich jedes menschliche Gefühl. Die Geschichte ist voll von dergleichen Beispielen, daß Wollust und Unmenschlichkeit, thierische Geilheit und thierischer Blutdurst grösstentheils bei einander waren; und so oft sie uns einen Erzwollüstling auf dem Throne sehen lässt, zeigt sie uns auch in ihm den Tirannen. Man weiß es, daß es keine ärgere Tirannen gebe, als Sklaven, wenn sie Herrscher werden. Ist nun ein Fürst Sklave der Wollust: so wird er Tirann seines Volks, um sich für die Ketten schadlos zu halten, an die ihn die Buhlerinnen schmieden. Gelingt es einer derselben, ihn ganz in ihre Gewalt zu bekommen: so muß er thun, wie sie will. Alsdann aber nimmt die Volks- und Vaterlandssache oft einen fürchterlichen Gang. Es ist nun nicht mehr die Weisheit und Gnade des Fürsten, sondern die Gunst seiner Mai-

Maitresse, von der das Wohl und Weh des Landes abhangt. Sie verleidet ihm, wenn sie es für rathsam für sich hält, Land und Leute, flößt ihm einen Eckel für alles ein, was sich von der Nation herschreibt, entfernt jeden Rechtschaffenen von ihm, avancirt ihre Kreaturen zu Räthen und Ministern, und hat auf die wichtigsten Staatsangelegenheiten den wichtigsten Einfluß. Ist sie stolz, so wird jeder ihr Opfer, der sich nicht tief genug vor ihr beugt. Ist sie grausam, so ist keiner seines Lebens und seiner Freiheit sicher, der ihr auch nur durch einen Blick seine Verachtung äussert oder jemals einer ihrer Absichten entgegen war. Ist sie habsüchtig, so bereichert sie sich auf Unkosten des Landes, nimmt Banknoten, Güter und Schlösser von ihm in Empfang, hilft Recht und Gerechtigkeit mit den Ministern um baares Geld, und die öffentlichen Aemter, geistliche und weltliche, Dienste an die Meistbietenden verkaufen, und die zusammengesetzte Freigebigkeit des Fürsten und des Volks vermag sie nicht zu sättigen. Ist sie schwelgerisch, so kann der Aufwand nie prächtig genug sein, den ihr erhabener Sklave für sie macht; die fürstliche Kasse wird erschöpft, die gewöhnlichen Kammereinkünfte reichen nicht mehr zu; man macht eine neue Auflage über die andere auf die arbeitsam-

samsten, genügsamsten Volksstände; die Unterthanen werden geplündert, das Land verschuldet, und — dies alles eines Weibes wegen, in dessen Busen jedes edlere Gefühl ihres Geschlechts erloschen ist. Die rechtmässige Gemahlin hat unterdessen die Wahl, ob sie Selbstverleugnung in dem unerträglichsten Grade ausüben und die erste Hofdame ihrer Nebenbuhlerin machen, oder ob sie in irgend einem entfernten alten verfallenen Burgschlosse verstossen und vergessen leben und in die Seufzer ihres Vols seufzen will. Ihrer Würde zu sehr bewusst, wählt sie das letztere, härmt sich zu Grabe oder wird mit einer guten Dosis Opium aus der Welt geschaft. Oft ist so ein Fürst noch obendrein unbeständig in den Gegenständen seiner Wollust; denn, wenn er die Gemahlin gegen Maitresse vertauschen konnte: so wird er noch leichter Maitresse gegen Maitresse vertauschen. Alsdann ist das Elend seines Landes unübersehbar. Jede dieser feilen Kreaturen sieht es vorher, daß ihre Herrschaft über ihn höchstens einige Jahre dauern werde und sucht diese Zeit recht zu benutzen. Jede derselben bereichert sich in der Geschwindigkeit, so gut sie kann, um hernach, wenn sie bei Nacht und Nebel das Land räumen muß, in einer entfernten Provinz die Herrlichkeit ihres Lebens fortsetzen

und des erhabenen Verschwenders spotten zu können. Mit dem Hervortritt und mit der Wiederverschwindung jeder derselben leiden der Hof, die Dienerschaft, die Regierungsart und oft der ganze Volkszustand die grössesten Erschütterungen. Eine neue Maitresse — neue Kabalen, neue Geheimeräthe, neuer Ton bei Hofe, neue Lieblingsvergnügungen des Fürsten, neue Plane und Anstalten im Lande; denn wie sollte sie von der Bahn, die ihre Vorgängerin gemacht hat, auch nur eine Fusstapfe übrig lassen, ohne sie auszulöschen? Wie sollte sie nicht jede der gehabten Einwirkungen derselben zu zerstören und ihr ganzes Andenken für den Fürsten zu vernichten suchen? Ist es auch möglich, daß es bei solchen immerwiederholten Gährungen im Lande jemals zu einem festen Bodensatz kommen und daß unter diesen unaufhörlichen Veränderungen das Wohl der Nation zu einiger Vollkommenheit gedeihen möge? Ist es nicht schon traurig, wenn der Diener des Staats nicht durch treue Verwaltung seines Amts, sondern durch die Gnade der Buhlerin sich der Gunst seines Fürsten zu versichern suchen muß? Ist's nicht aber noch dreimal trauriger, wenn er mit jedem Morgen erst nach der Hoffahne sehen muß, ob der Wind noch ebendaher komme, woher er

gestern

gestern kam, und wenn er so auf der Stelle mit jeder Veränderung des Gegenstandes der Wollüste seines Fürsten in Unsicherheit seines Dienstes schwebt? Kann man von einem Diener auch wohl erwarten, daß er treu und redlich dienen werde, wenn er nicht sicher dient? Wer leidet aber unter der Unredlichkeit und Pflichtvergessenheit der Diener am meisten — ist's nicht das Volk? Und was für eine schwankende, elende Lage entsteht dadurch für ein Land, wenn jetzt diese oder jene Veranstaltungen darin angefangen, eine Zeit lang mit größtem Eifer betrieben, dann wieder abgebrochen, zerstört, neue angefangen, diese wieder eine Weile gleicheifrig fortgesetzt, wieder aufgegeben, dann abermals neue getroffen werden u. s. w.? Sind die Familien auch zu zählen, die von Zeit zu Zeit dadurch unglücklich gemacht, aufgeopfert oder aus dem Lande getrieben werden? Müssen nicht Sitten, Lebensart und Karakter des Volks alles eigenthümliche und nationale verliehren und ein Mischmasch von den entgegengesetztesten Ingredienzien werden? Ein Land, das einen unstäten, veränderlichen Wollüstling auch nur zehn Jahre zum Fürsten hat, ist eben so übel daran, als wenn es in den zehn Jahren fünf, sechs Fürsten hinter einander gehabt hätte, die

alle Verschwender und zwar Verschwender von ganz verschiedener Art gewesen wären. Jetzt beherrscht ihn z. E. eine Maitresse, die eine Freundin von der Jagd ist. Sogleich wird das Jagdwesen auf einen recht glänzenden Fuß gestellt; Hunde, Pferde, Jäger, Gewehre werden in gröster Uebermasse angeschaft und auf die öffentlichen Hetzen wird ein heilloser Aufwand gemacht. Bald darauf besiegt sein Herz eine andere stolle Donna, die schöne grosse Soldaten gern zu Hunderten bei einander steht. Alsbald werden Leibkompagnien von lauter zwölfzölligten Männern und Jünglingen errichtet, die man im Lande mit Gewalt zusammengreift, ausserhalb Landes für schweres Geld anwirbt, prächtig montirt und reichlich in Gage setzt. So, wie sie fällt, sind ein Paar Kompagnieen Bettler und Diebe mehr im Lande. Ihre Nachfolgerin, welche sie verdrängt, hört gern Koncerte. Stehendes Fusses wird eine pompöse Kapelle formirt; Kastraten und Virtuosen werden verschrieben, Komponisten werden berufen, Instrumente herbeigeschaft und einige Regierungsjahre vergeiget und verflötet. Die Blondine war musikalisch — die folgende Brunette aber hangt mit Enthusiasmus an Schauspiel und Maskerade. Nun werden prächtige Schauspielhäuser erbauet,

Komö-

Komödianten engagirt, Redouten gegeben u. s. w. Und — an allem diesen unnützen, vor Gott und Menschen unverantwortlichen Aufwande ist Schuld — die Wollust des Fürsten . . Und — allen diesen unnützen, vor Gott und Menschen unverantwortlichen Aufwand bezahlt — sein armes, arbeitsames, geplagtes Volk . . . Erschrick und erbebe, mein schuldloser, gutherziger Theodor vor einem Laster, das jeden verdirbt, den es ergreift, und das um so schrecklicheres Verderben stiftet, je wichtiger der Mensch ist, den es ergreift. Ergibt sich ihm der Hausvater, der Bürger: so macht er seine Familie dadurch elend. Des Fürsten Familie ist sein Volk. Ergibt sich ihm ein Fürst: so macht er, der Landesvater, sein ganzes Volk elend. Aufwas für einem abscheulichen Ton muß sein Hof stehen, wenn er mit solchen Beispielen an den Galatagen an der Spitze desselben erscheint! Wie muß der wollüstige Ton seines Hofes bald der Gesellschafts- und Hauston in den vornehmern Familien der Residenz werden! Wie müssen Leichtsinn und Ueppigkeit, Verführung der Unschuld und Zerreissung der ehelichen Bande in den Augen der ganzen Nation bald zulässige Galanterieen, nichtsbedeutende Kleinigkeiten oder gar Modeton worden! Welche abscheuliche

Einflüsse muß dies auf die Edukation haben? Was für eine verworfene Generation muß es werden, die unter einem solchen Fürsten und unter solchen Beispielen auf allen Seiten erwächst! Ein Fürst Wollüstling und ein privilegirter Räuber der weiblichen Tugend sind in einem Lande gleich fürchterlich. Vor ihm ist der Mann seines Weibes nicht sicher, und die Mutter nicht ihrer Tochter. So, wie sein buhlender Blick sich auf die eine oder die andere richtet, und sein lasterhaftes Herz in wilde Flamme für sie geräth, schleppt er sie auf sein Schloß; wer will ihm widerstehen? Und findet er Widerstand: so verwandelt sich seine Wollust in Rachgier; die Rachgier des Fürsten aber stiftet Verderben und Tod. Wehe dem Redlichen, der ihm in den Weg tritt und ihm die Schwärze seines Herzens vorhalten will! Er wird ihn hassen, verfolgen, in Banden werfen, und zum Schafot führen lassen. Wahre Religion kann schlechterdings nicht mit seiner moralischen Verderbtheit bestehen. Entweder völlige Irreligion wird ihn beherrschen, oder er wird dem sinnlosesten Aberglauben ergeben sein. Dieser ist nach seinem Geschmack; denn er kann ihn mit seinen Wollüsten verbinden. Sein Herz kann dabei bleiben, wie es ist, und er braucht nur die heiligen Aeusserlichkeiten mitzumachen;

diese machen alle seine Ausschweifungen wieder gut. Erst ein Tete a tete der schönen Buhlerin Marie, und dann ein Tete a tete der Mutter Gottes Marie — beide sind ein Paar Marien — und so ist alles wieder abgemacht. Das wirst du oft finden, daß die wollüstigsten Fürsten die bigottesten sind. Schon unter den Privatpersonen ist es so Mode, daß man seine Ausschweifungen mit dem Mantel des äusserlichen Gottesdienstes bedeckt; wie vielmehr unter den Fürsten! Diese müssen es um so mehr thun, weil alsdann die Klerisei zu ihren Wollüsten am ersten schweigt. Statt, daß ein Nathan nach dem andern zu ihnen gehen, und, wie es Schuldigkeit ist, den Busprediger bei ihnen machen sollte, heisst es — unser Fürst hat zwar auch menschliche Schwachheiten aber — er hat doch Religion... Und wenn auch hie und da ein Fürst Wollüstling irreligiös oder gar Atheist wäre, zuletzt, wenn die Laufbahn der Leidenschaft geschlossen ist, werden sie alle bigott. Das ist die allernatürlichste Wendung, welche ein wollüstiges Herz nur nehmen kann. Die Stürme der Leidenschaft betäubten sie seither, daß sie keinen Zuruf des Gewissens vernehmen konnten. Nun ist Stille — nun hören sie den innern Richter. Was zu

thun? Nun Andachtsbücher, nun Betbänkchen, nun Krucifixe her! An Geistlichen fehlt es nicht, welche nun dasjenige auf die Wirkung der Gnade an ihnen rechnen, was im Grunde blos Folge der erschöpften Natur ist; die in dem allereinfachsten Gange des menschlichen Herzens eine sehr wundervolle Bekehrungsgeschichte erblicken und — die Ehre davon nun ihren geistlichen Zusprüchen und Predigten zuschreiben. Ob denn diese Leute nie klug werden und bemerken, daß dies jederzeit das Final der Wollust ist? Ob sie nicht einsehen, daß die ganze Bekehrung ihres gnädigsten Herrn einem Feuerzeuge ähnlich sehe, worin zwar Stahl und Stein noch befindlich sind, der Zunder aber fehlt? Kurz — dies ist der ganze Lebenslauf so eines Fürsten — in der Jugend ein Wollüstling, im Alter ein Andächtler. Ein brillanter Lebenslauf! Das heißt mit andern Worten — in der Jugend ein Sünder, im Alter ein Thor... Wahr ist es leider, daß solche Fürsten durch die Ungebundenheit am Gesetze, welche sie sich träumen, und durch eine eingebildete Freiheit, thun zu können, was sie wollen, worin sie niemand störet, zu so einem ausschweifenden Leben verleitet werden! Wahr ist es leider ebenfalls, daß die Nationen oft gutmüthig dazu schweigen! Aber

Theodor — frage dein eigenes Herz, ob es nicht unter alle Würde eines Fürsten sei, ein offenbares Laster, ein ganzes zügelloses Leben öffentlich und im Angesicht seines ganzen Volks zu führen und auszuüben. Ist es denn genug, daß es dem Fürsten, als obersten Richter, blos an einem Richterstuhl im Lande fehlt, vor welchen er gefordert werden könne? Ist es genug, daß es niemand wagt, über seine Ausschweifungen ihn laut zu admoniren? Sieht er denn das ermahnende Achselzucken der Weisen seines Volks, sieht er das verdammende Kopfschütteln der Patrioten nicht? O Theodor, mein Einziger, lebe so, daß einst keiner deiner Weisen über dich die Achseln zucke und keiner deiner Patrioten über dich den Kopf schüttele! Fliehe die Wollust als Prinz, fliehe sie als Fürst; und ergieb dich nie einem Laster, das die Gesetze strafen, das du am Unterthan strafen musst, und das, wenn weder die Gesetze, noch du, es strafen können, im Fall daß es im Verborgenen geschieht, die Natur sogar bestraft. Sieh, wie ich dich liebe! Wie würde ich dich aber sterbend noch so lieben können, wenn ich in dieser Welt nachhörte, daß du ein Wollüstling geworden wärest! Und wie müßte ich dich liebend einst wiederse-

hen könnten, wenn du in jener Welt als ein gewesener üppiger Fürst, als ein ehemaliger Unzuchtsklave auf dem Regentenstuhl mir begegnetest! Ach dich treffe nie der Fluch der Welt und dein eigener Fluch — dich treffe nie der Fluch der Zeit und der Fluch der Ewigkeit! Komm, lege deine Brust an die meinige und gib mir den herzlichsten der Sohnesküsse darauf, den du mir jemals gabst, daß du — — — —.

Hier entzog die Wehmuth dem edlen Vater die Stimme. Theodor, mit thränenvollen Augen und mit heftigpochendem Herzen wand sich so um ihn her, daß Brust gegen Brust lag. Sein Herz schlug immer stärker. Endlich stammelete er — So rein, wie diese Schläge, sei auch der letzte Schlag!

Nun, hub der Fürst an, so sei der Gott deiner Väter mit dir und segne dich! Gehe nun — sammle Schätze der höhern Weisheit — denke immer an uns und bleib rein und gut!

Nahe am Ausgange des Gartens wartete Ulrike. Als sie den Vater und den Sohn Hand in Hand auf sich zu kommen sah, ging sie ihnen entgegen, küßte Theodorn minutenlang, gab ihm ihr Bild in einer Dose, wofür sie die Liste seiner Armen von ihm zurückempfing, und sprach — Lebewohl und werde ein edler Mann!

Digitized by Google

Vor dem Garten hielt der Wagen des Fürsten. Adolf sprach in dem letzten Augenblick noch zu Rothen — Rechtschaffener, vertritt ganz meine Stelle, setzte sich mit Ulriken ein und ließ schnell zufahren. Rothe führte Theodorn, der in der zärtlichsten Gemüthsbewegung war, sogleich in einen labirinthischen Gang des Gartens zurück und unterhielt ihn da mit den Freuden des Wiedersehens seiner Eltern.

Die sämtlichen Einwohner von Theodorsdorf kamen noch desselben Tages, um auf ihren Herrn der letzten Blicke zu heften. Es war, als wollten sie sich alle sein Bild noch einmal Zug für Zug so eindrücken, daß sie, wenn sie ihn einst wiedersähen, auf die Linie bestimmen könnten, ob und wie er sich verändert hätte; so starrten sie ihn an. Theodor, der dies bemerkte und ihre Augen voll Thränen dabei erblickte, war männlicher, als sie alle, tröstete sie über seine Entfernung und entließ sie mit den Worten: „ich komme wieder und bleibe dann bei euch. Ein Fürst kann nie klug und gut genug werden; darum lasset mich immer wandern. Es ist besorgt, daß es euch während meiner Abwesenheit wohlgehe; und wenn ich wiederkomme, soll es euch noch besser gehen.

gehen. Ich wünsche, daß ich euch alle wiederfinde. Sehet mich nur recht an; zählet alle die Gesichtszüge an mir, die die Güte meines Herzens gegen euch und gegen alle Menschen ausdrücken; es soll unterdessen keiner an mir verwachsen oder verlohren gehen." Rothe hatte bemerkt, daß der Prinz noch einmal, wie es schon spät am Abend war, schnell nach der Einsiedelei gegangen war, als wenn er daselbst etwas vergessen hätte. Der Prinz feierte zum letztenmale den Sonnenaufgang auf dem Altan und begab sich darauf mit Rothen auf die Reise. Das ganze Gefolge bestand in Schmidt und einem Jäger, den Fürst Adolf als einen sehr gesetzten und ihm ergebenen Manne noch besonders zu seiner und Rothens Bedienung in der Fremde bestimmt hatte.

Theodor war in dem Ländchen seines Vaters, wo die Akademie war, noch nie gewesen. Die Erwartungen von ihm konnten daher nirgends grösser und sehnlicher sein, als hier. Kaum hieß es, daß der Prinz angekommen sei: so drängte sich alles, ihn zu sehen. Wo er in der ersten Zeit ging und stand, da umringten ihn Menschen aus allen Ständen. Seine Bescheidenheit, Offenherzigkeit, Natürlichkeit und herablassende Güte gewannen ihm hier ebenso bald

alle

alle Herzen, wie im Vaterlande, und er ward im kurzen der allgemeine Gegenstand der Achtung und Liebe. Besonders merkten Bürger und Bauern bald, wen sie an ihm hätten. Theodor fand sich leichter in die Entfernung von seinen Eltern, als man gedacht. Rothe, an dem er so von Jugend auf mit ganzer Seele zu hangen gelernt hatte, und an den er sich nun noch fester anschloß, war der Mann, dessen Anblick und Umgang ihn erheiterte. Mit seiner Mutter unterhielt er eine vertraute Korrespondenz, die für ihn sehr nützlich war. Diese vortrefliche Frau benutzte ihre Briefe dazu, ihm alle die sanften und rührenden Lehren nun mitzutheilen, welche sie aus mütterlicher Bescheidenheit und Schamhaftigkeit ihm mündlich nicht geben mögen. Als er das erste Schreiben von ihr empfing, schien er in eine sehr starke Rührung zu gerathen und stellte gleich darauf ihre Silhouette vor seinem gewöhnlichen Sitz auf. Neben derselben hing Tages darauf — die Silhouette der Herzog. Rothe, als er diese erblickte, ward stapirt, und hatte nun die Erklärung von des Prinzen schnellem Gange am letzten Abend zur Einsiedelei. Theodor, als er seinen Freund in einer Art von Verlegenheit darüber sah, versetzte: „ich habe die Herzog aus zwei Ursachen mitgenommen; ein-

einmal, damit ihr Anblick ihr Andenken noch öfter in mir erneuere und ich so eine Stütze für meine Unschuld und Tugend mehr haben möge; und dann, damit ich, so oft ich aus weiblicher Gesellschaft nach Hause komme, die Frauenzimmer, welche ich gesprochen, mit ihr messen und den Grad ihres Werths daraus bestimmen könne, in wie fern sie ihr ähnlich sind, oder nicht.

Den stärksten Umgang hatte der Prinz mit den Professoren der Akademie, unter welchen sehr vortrefliche Männer waren. Es schloß sich bald ein kleiner Zirkel derselben, in welchem er wöchentlich einigemal viel Unterricht und Freude genoß. Ebenso war er auch oft in den besten Häusern des Orts, und stimmte bei der Auswahl derselben gern und zuversichtlich in die Meinung seines wackern Erziehers ein. Unter den öffentlichen Zusammenkünften war ihm das Koncert die liebste, welches daselbst seit einigen Jahren schon errichtet war und sich vortreflich besetzt befand. Die Natur war in dieser Gegend nicht minder schön, als in seinem Vaterlande, und gewährte daher nach, wie vor, seinem Geiste viel Erhebung. Ein fürstliches Schlos gab es nicht in der akademischen Stadt, sondern er wohnte in einem Privathause; in einer kleinen Entfernung aber war ein schönes Landhaus sei-

nes

nes Vaters, wo er häufig die ländlichen Freuden genoß. Fürst Adolf hatte Rothen ein- für allemal eine immergeltende Anweisung auf seine dortigen Revenüen gegeben, worauf er davon so viel ziehen konnte, als er wollte. Theodor aber, gewohnt, wenig Aufwand zu machen, blieb auch hier seinen Grundsätzen getreu. Er hielt einige Reutpferde, hatte oft Privatkoncerte bei sich, spielte gar nicht, kleidete sich ferner simpel und gab sein meistes Geld an Wohlthaten aus. Der Ton, auf welchem damals die dasigen Studenten standen, als er auf die Akademie kam, war eben nicht der edelste, und missiel ihm, ohne daß Rothe erst nöthig hatte, ihm Widerwillen dagegen einzuflössen. Die Professoren selbst beklagten sich darüber häufig gegen ihn, setzten aber hinzu, daß sie mit allen ihren Bemühungen die Sache seither nicht hätten abändern können, weil der grösseste Theil der Studenten Fremde wären, welche nach geschehenen Einschränkungen, die das Ansehen eines Zwangs hätten, die Akademie verlassen und die Hörsäle in Leere versetzen würden. „Ihr Beispiel, mein Prinz, sprach ein sehr wackerer Mann unter selbigen, wird mehr leisten können, als wir Professoren alle zusammen mit unsern Bitten, Ermahnungen und Verboten.“ Dieser praktische Weise hatte Wahrheit

heit gesprochen. Theodor war noch kein ganzes Jahr daselbst, als sich der Ton der jungen Leute schon sehr umgestimmt hatte. Das Schwelgen ließ nach; die Raufereien hatten ein Ende; die Sitten wurden feiner; man studierte wackerer. Die reichern Fremden, welche seither in ihrer Kleidung die aberwitzigsten unmännlichen Moden befolgt hatten, kehrten zur Simplicität und Natürlichkeit in ihrem ganzen Anzuge zurück. Theodorn machte dies viel Freude, und er ging nun mit den gesittesten unter ihnen um; wodurch die übrigen noch mehr gereizt wurden, auch nachzuahmen, um dadurch der Ehre seines Umgangs werth zu werden. Die Studien, welche der Prinz auf dieser ersten Akademie, die er besuchte, betrieb, waren von seinem Vater selbst bestimmt worden, und bestanden in Philosophie, die er besonders mit Eifer studieren sollte, in physikalischen, statistischen und kameral-Kenntnissen, und in den schönen Wissenschaften, wozu noch die Sprachübungen kamen. An eigentliche Jurisprudenz ward noch nicht gedacht. Rothe empfand über den unermüdeten Fleis des Prinzen überaus viel Zufriedenheit, und hatte auch nie Ursache auf den übrigen Seiten seines Geschmacks, seines Betragens und seines Lebens wegen unwillig zu werden; weil der Prinz sich weder eine

Aus-

Ausschweifung noch auch nur jugendlichen Leichtsinn erlaubte. Der Karakter desselben ward nun vielmehr mit jedem Tage völligmännlicher und gesetzter.

Nachdem Theodor die zwei bestimmten Jahre auf dieser Akademie zum Nutzen und Segen für seinen Geist und ohne Schaden für sein Herz zugebracht hatte, machte er sich zu seiner Abreise, von jedermann geschätzt und geliebt und unter den vortreflichsten Zeugnissen aller seiner gehörten Lehrer fertig. Die ganze Akademie beschloß, ihn feierlich bis auf die Grenze zu begleiten; er verschwand aber in einer Nacht, ehe noch die Anstalten dazu alle verabredet waren, und bezog, ohne erst wieder nach Hause zu reisen, nun die zweite Universität, welche unter den ausländischen entferntern eine der berühmtesten und blühendsten war. Hier machte er zwar durch seine bloße Ankunft das Aufsehen nicht, welches er dort gemacht hatte; weil hier beständig Prinzen studirten, die einmal regierende Herren werden sollten; aber er zeichnete sich hernach durch seine Sitten, durch seinen Wandel und durch sein ganzes Wesen sehr aus und zog nun ebenso allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, wie dort. Rothe würde ihm hier weit nothwendiger gewesen sein, wenn seine Tugend nicht eine auf so festen

Grundsätzen ruhende und so lange schon geübte Tugend gewesen wäre. Die Stadt selbst war an Gelegenheiten, auszuschweifen, für junge Leute weit reicher, als die vorige, und der Ton, in welchem die vornehmere Welt in ihr stand, war ein sehr erster, luxuriöser Ton. Das ganze Wesen, wie man mit einander umging, sich vergnügte, sich kleidete und seine Zeit eintheilte, war recht das Antiwesen Theodors. Die Leute seines Standes, welche hier studirten, figurirten allenthalben als Fürstensöhne und machten an Equipagen, Bedienten, Garderoben und Festen einen sehr pompösen Aufwand. Prinz Theodor stach dagegen wie ein blosser Edelmann ab und bekam es bei jeder Gelegenheit von ihnen zu hören, daß er seinem Stande nicht gemäs lebe. Er ermangelte nicht, seine bessern Begriffe über das eigentliche standesmässige Leben ihnen mitzutheilen; sie hatten aber keine Empfänglichkeit für diese, sondern beschuldigten ihn, daß er sich auf Ton nicht verstehe. Einige derselben waren den ausschweifendsten Wollüsten mit Zügellosigkeit ergeben und schienen blos auf der Akademie zu sein, um sich zu ihrer künftigen Würde ganz zu entnerven. In Damengesellschaften machten sie den Französischen Geck und im Umgange ihres eigenen Geschlechts wussten sie sich mit nichts zu unter-

unterhalten, als mit den Erzählungen ihrer neuesten Eroberungen und Verführungen, und mit neuerfundenen erkünstelten Wollüsten. Ihre Hofmeister und Gesellschaftskavaliere lebten und sprachen in demselben Ton. Theodor mußte zuweilen mit ihnen beisammen sein; Rothe begleitete ihn aber jederzeit. Dieser unterließ nicht, die feine Stimme der Moral unter ihnen zu erheben; worauf jedoch meistentheils ein lautes Gelächter erfolgte. „Merken Sie nun bald, sprach er, nach der Zurückkunft aus einer solchen Gesellschaft einsmals zu Theodorn, wie es hie und da in der grossen Welt hergehe? Doch dies ist nur erst ein geringes Etwas von dem abscheulichen Ganzen, welches Sie bald auf unsern Reisen nun näher werden kennen lernen. Prinz, erhalten Sie ja Ihren Abscheu gegen dergleichen Unsittlichkeiten und Zügellosigkeiten immerdar in gleicher Lebhaftigkeit, und sorgen Sie, daß nicht etwa die Gewohnheit, diese zu sehen und zu hören, ihn entkräfte.“ O unbesorgt, lieber Rothe, erwiederte der Prinz! Es ist unmöglich, daß diese Art von Menschen und von Meinesgleichen andere, als abschreckende Eindrücke, auf mich machen könne. Meine ganze Seele empört sich gegen sie. Wenn ich nicht zuweilen unter sie sein müßte, ich wollte sie fliehen, wie man die Bestien

stehet, auf welchen die Infektion sich wälzt. Das werden herrliche Fürsten werden! Wahrlich, wenn ihre Völker an die Zurückkunft derselben in's Vaterland und an den künftigen Antritt ihrer Regierung denken: so muß ihnen werden, als wenn im Frühjahr heisse Tage und kalte Nächte, die mit einander schnell abwechseln, bald grassirende böse Hälse, Bräune und Faulfieber ankündigen. O wie segne ich die edlere Erziehung, welche mir mein Vater gab! Wie schätze ich mich nun erst recht darüber glücklich, daß Gott und die Tugend mir so heilig und ehrwürdig wurden! Für die reinern Freuden des Lebens haben diese Bastarte des Fürstenstandes gar keinen Sinn mehr; und wenn ich zuweilen mit ihnen davon sprechen will: so bedauren sie den gemeinen Ton, welcher an meines Vaters Hofe herrschen müsse. Meinetwegen mögen sie den ihrigen vornehmer finden; ich finde ihn niederträchtig, verworfen, verrucht. Bei diesen Gesinnungen beharrte Theodor unverbrüchlich und benutzte sein Leben auch auf dieser Akademie auf das zweckmäßigste. Er mußte zwar allerdings hier einigen grössern Aufwand machen; aber er machte ihn auf die edelste Weise. Er setzte seine vorigen Studien fort und hörte hier statt der Philosophie nun die eigentliche Juris-

pru-

prudenz, über deren Kontrast mit jener er gegen Rothen oft bittere Klagen führte. In dem letzten halben Jahre bereitete er sich recht ausdrücklich zu seinen Reisen, damit er sie mit wahrem Nutzen für sich thun mögte. Sein Vater hatte die Höfe und Länder der Reihe nach bestimmt, welche er besuchen sollte. Nun las er nicht nur noch weit emsiger die Beschreibungen dieser Länder und Völker, um die Gesichtspunkte recht zu fassen, aus welchen er beständig auf seinen Wanderungen um sich her zu schauen hätte, sondern er ließ sich auch darüber noch ausserordentlichen Unterricht von einigen Professoren geben, die die ausgebreitesten Staats- und Völkerkenntnisse besassen. Einer derselben, welcher vor kurzem erst fast dieselben Reisen mit einem Deutschen Prinz gemacht hatte, ward ihm besonders nützlich. Dieser lieferte ihm schon sehr treffliche Schilderungen und Vorkenntnisse der Höfe, welche er besuchen wollte, machte ihn mit dem Karakter ihrer Nationen bekannt und wusste ihm fast allenthalben die merkwürdigsten Menschen zu nennen, deren Umgang ihm lehrreich und angenehm werden könnte. Fürst Adolf berief ihn hierauf im strengsten Inkognito an einem gewissen Ort ausserhalb Landes, wo er nebst Ulriken eintreffen und sich einige Tage lang mit ihm

unterreden wollte. Theodor nahm auch von der zweiten Akademie seine Unschuld und Tugend unbefleckt mit zurück, verließ sie unter dem Beifall aller Edlen, die ihn kennen gelernt hatten, und eilte, seine Eltern wieder zu umarmen.

Ulrike war unterdessen sehr schwächlich geworden und bestand jetzt recht ausdrücklich darauf, ihren Sohn zu sehen. Der Wiederanblick desselben erfüllte sie mit einer so enthusiastischen Freudenwärme, daß sie sich wieder stark, wie in ihrer Jugend, fühlte. Theodor war einer der schönsten jungen Männer seiner Zeit geworden und sein rein- und gutgebliebenes Herz spiegelte sich noch unbefangener und selbstvertraulicher, als sonst, in seinen offenen und bidern Blicken. Die Entrevüe zwischen ihm und seinen Eltern geschah auf einem Bergschlosse, das mitten in einem Walde lag und sehr romantische Aussichten hatte. Man brachte die drei Tage, welche man beisammen verlebte, fast gröstentheils im Freien zu, und Ulrike, als wenn eine geheime Ahndung sie dazu antriebe, entließ den Prinz kaum aus ihren Händen. Ihr Gemahl ließ ihn ihr oft ganz über und unterhielt sich alsdann jederzeit sehr emsig mit Rothen.

Ulrike. (am Abend vor der letzten Trennung.) Bist du wahrlich noch rein und gut,

mein

mein Theodor? Blicke mich ſtark und feſt bei der Antwort an!

Theodor. (Augenſtern auf Augenſtern, und aus der Fülle ſeines Herzens.) O edelſte Mutter, ſo rechtſchaffen ich mich aus Ihren Armen einſt wand, ruhe ich auch jetzt noch wieder in ſelbigen. Ja, ich bin noch ſtärker, noch unerſchütterlicher in allen den Grundſätzen geworden, worauf die Unſchuld ſich feſthält. Meine Tugend iſt nun mehr werth, als vorhin; denn ſie hat mit Gefahren gekämpft und hat geſiegt.

Ulrike. Ach ja, es muß wahr ſein; deine Augen ſagen es mir. Ihr Feuer, womit du mich anblickſt, iſt das hohe Bewuſſtſein des Guten, das in deinem Buſen wohnet. — Meine Augen wirſt du matt finden. Alle meine Liebe zu deinem Vater und zu dir, und alle meine Rechtſchaffenheit, der ich mich befleiſſige, haben die eilende Verzehrung meiner Lebenskraft nicht aufhalten mögen. Ich hatte noch einen Wunſch nur und — er iſt nun erfüllt.

Theodor. (in gröſſeſter Wehmuth.) Ewiggeliebte Mutter — beklemmen Sie mir das Herz zum Abſchied nicht ſo .... Was iſt Ihnen — o ſagen Sie!

Ulrike. (ſehr gefaſſt.) Nichts, guter Theodor; laß uns nun hiervon abbrechen. Ich habe

meine Bestimmung erfüllt — ich habe meine Wünsche erhalten. Du wirst doch nun zum zweitenmale einst ebenso rechtschaffen wiederkommen, als zum erstenmale — nicht wahr?

Theodor. (seine Hände in die ihrigen legend.) Ach gewis, gewis — aber —

Ulrike. Nun, siehest du — was will ich weiter? Dich auch Fürst werden sehen? Da müsste ich ja deinen Vater sterben sehen — und — das wolle Gott nicht!

Theodor. (betäubt.) Ach, Mutter, beste Mutter, wir sehen uns doch wieder?

Ulrike. So Gott will! — Wo aber nicht, so komm, wenn du rein und gut in dein Vaterland zurückkehrst, an mein Grab und weihe mir da Thränen der Liebe. Du sollst, um mich alsdann zu finden, nicht in ein tiefes Gewölbe steigen müssen.

Theodor umschloss sie fest und stumm. Lange nachher sprach er — so reise ich lieber nicht. Ja, erwiederte sie, du musst reisen. Die Pflicht gegen dein Vaterland ist grösser, als die Pflicht gegen deine Mutter. Reise und bilde dich dadurch ganz zum weisen und guten Fürsten deines Volks einst aus.

Hier kam Adolf dazu, und als er den Gegenstand vernahm, wendete er sich um und verbarg

barg seine Thränen. Ulrike bemerkte Rothen im Weinberg und eilte drangvoll zu ihm hin. Sie empfahl ihm ihren Sohn an den fremden Höfen nochmals so rührend, als spräche sie schon aus jener Welt herüber, und gab ihm ein sehr fürstliches Angedenken auf die Reise. Adolf sprach unterdessen zu Theodorn:

„Deine Mutter ist kränklich — mir blutet das Herz, indem ich dies sage. Rede mit ihr jedoch nicht wieder davon; gieb ihr aber, wenn du dich von ihr verabschiedest, einen herzlichern Kus, als je. Du sollst durch mich von Zeit zu Zeit Nachricht von ihr haben; sie selbst aber soll nicht mehr an dich schreiben. Ihre Briefe an dich strengen sie zu sehr an. — Mein Theodor, dein Reisewagen mit allem Zubehör für dich wird eben ankommen; die Wechsel hat Rothe; die Route kennest du schon. Doch dies ist alles gerade das geringste bei der Sache; laß uns von dem Wichtigern dabei sprechen. Du bist ein Deutscher Prinz, und darum sollst du zuförderst die vornehmsten Deutschen Höfe besuchen. Mancher Deutsche Prinz reiset nach Paris und London, ohne in Wien und Berlin gewesen zu sein; das ist aber wider die Natur der Sache. Wer Geographie lernt, muß bei seinem Vaterlande anfangen, und wer reiset, bereiset auch erst sein

gröſſeres Vaterland. Du ſollſt Deutſche Sitten, Deutſchen Ton aufzuweiſen haben; ſo will ich auch, daß du dich darin erſt recht feſtſetzeſt. Auch verdienen es Deutſchlands Groſſe, Weiſe und Künſtler, daß du ſie zuförderſt aufſucheſt. Gottlob, wir ſind nun ſo weit gekommen, daß der Ruf derſelben und die Neugierde Ausländer herbeilockt, ſie zu ſehen. So wäreſt du ein undankbarer Sohn deines Deutſchen Vaterlandes, wenn du ſie vorübergingeſt, und das Schöne, Edle, Groſſe und Gute, das du in der Nähe und an deinen Mitbürgern ſehen kannſt, nicht zuerſt ſehen wollteſt. Ueberhaupt ſollſt du darum nicht in's Ausland und über den Rhein reiſen, um da erſt menſchliche Weisheit, Wiſſenſchaftlichkeit, Tugend, Würde und Gröſſe kennen zu lernen. Das war ein albernes Vorurtheil vergangener Zeiten und würdigte den edlen Deutſchen Nationalſtolz auf das ſchändlichſte herab. Dank unſerm Zeitalter — der Deutſche fühlt ſich wieder mehr in ſeinem Werth, und wird ſeinen Nachbarn wieder ehrwürdiger. Er ſtimmt ſich in ſeinen eigentlichen Ton wieder zurück und tritt die Nachahmungsſucht des Fremden, das oft weit ſchlechter iſt, als er es ſelbſt hat, mit Füſſen. Laß Deutſchlands Fürſten noch zwanzig, dreiſſig Jahre ſo fortfahren, ihre

eigene

eigene Nation und den Geist derselben zu schätzen, wie sie jetzt thun; so werden Deutschlands Bürger wieder ganz Deutsch, ihre Tugend, ihre Sitten, ihre Trachten und ihr Geschmack werden wieder Deutsch sein. Es war Kleinmüthigkeit, Nervenschwäche, unnatürliche Selbstverleugnung, daß wir uns sonst so wegwarfen und uns selbst gutwillig den Ausländern nachsetzten. Sie sahen's und — lachten darüber. Wir verriethen uns ihnen durch sichtbaren Drang nach ihnen, durch Affektation ihres Karakters und ihrer Sitten, durch Uebersetzung ihrer Schriften in unsere Sprache und ihre Moden unter unserm Himmelsstrich. Da wir uns selbst nicht achteten, so war's kein Wunder, daß auch sie uns nicht achteten. Jetzt ändert sich die Sache, und vielleicht sind wir nach Vergang eines kleinen Halbjahrhunderts ganz gerächt. Es ist nicht Stolz, Wahrheit ist's, daß der Deutsche auf keiner wahren Seite der Menschheit bei irgend einer Nation zur Lehen gehen dürfe. Wir haben in jeder gemeinnützigen Wissenschaft jetzt Meister vom ersten Range; unsere Weltweisen figuriren in der Geschichte Europens, wie unsere Helden; Erfindungskraft ist eine Gabe des Geistes, die häufig auf Deutschem Boden keimt; Kraft und Fleis sind dem Deutschen eigen; was Vaterlandsliebe vermöge, hat er gezeigt; seine Treue,

seine Redlichkeit sind weltbekannt; sein Anstand und seine Sitten zeugen von Männlichkeit. Nur die leidige Nachahmungssucht der Ausländer, welche durch häufiges Reisen zu ihnen mit Hintenansetzung des eigenen Vaterlandes bewirkt ward, hatte uns verunstaltet, herabgespannt und verächtlich gemacht. In der Masse, in welcher wir diese verbannt haben, sind wir auch wieder zu Ehren und Kräften gelangt und unserm ursprünglichen Nationalkarakter wieder näher gekommen. Reise du also, wenn du Deutschland durchwandert bist, in's Ausland, um jenes noch mehr schätzen zu lernen. Nimm schlechterdings nichts von Französischer Denkart und Sitte an; es kleidet uns Deutsche nicht. Gib dich auch nicht einmal unterwegs zu einer verstellten Affektation desselben her. Bleib Deutsch, so lange du lebest; halte einst einen ganz Deutschen Hof und ehre und liebe vor allen das Deutsche, es betreffe was es wolle. — Das Reisen ist einem künftigen Fürsten unentbehrlich; es bildet seinen Geist erst recht vollkommen aus, schärft seine Blicke auf die ersten Gegenstände der Menschheit, lehrt ihn richtige Parallelen ziehen und unterrichtet ihn am bündigsten in der grossen Wissenschaft, sein Volk wahrhaftig glücklich zu machen. Den wahren Geist der Weisheit

heit und Wohlthätigkeit der Gesetze lernt er da weit richtiger kennen, als aus Büchern, weil er gleich den Erfolg der Gesetze in den Ländern selbst erblickt. Die eigentlichen Mittel, ein Volk zu kultiviren, entdeckt er auf seinen Reisen auch gewisser, weil er aus dem Grade der Kultur, den er irgendwo antrift, auf den Werth der Anstalten zurückschliessen kann, welche dazu getroffen wurden. Ob dieses oder jenes Projekt, das in seinem eigenen Lande auch angewendet werden könnte, etwas tauge, kann er unterwegs, ohne den geringsten Aufwand auf den Versuch desselben zu machen, aus den gelungenen oder misgelungenen Proben desselben sehen. Er kann auf seinen Reisen die Weisen sprechen, welche er zu Hause höchstens nur lesen kann, oder die nie Schriftsteller wurden. Ist er ein Freund der Künste — wie muß das Reisen seine Kenntnisse erweitern und seinen Geschmack ausbilden! Aber — wenn das Reisen diesen Nutzen haben soll, muß man auch wirklich reisen; das heisst, man muß nicht blos durch die Länder hinfahren, hie und da ein Nachtquartier nehmen oder Rasttag halten, dies und jenes obenhin begaffen, und übrigens nur essen und trinken, tanzen und spielen, und dann wieder nach Hause kommen, so klug sein, wie vorher, an die Reise manch-

manchmal, wie an eine Reise im Traum, zurückdenken, über Tafel sagen können, ich habe Kaiser Joseph, König Friedrich, König Ludewig und König George gesehen, und — übrigens vom Vaterlande aus nun noch die Spielschulden in Paris bezahlen — — Sondern — und nun höre recht zu, mein Theodor. Das Erste ist — wer mit Nutzen reisen will, muß vorher schon, ehe er reiset, in Gedanken oft da sein, wohin er reisen will. Er muß einen Plan haben, warum er reisen will. Er muß gewisse Gesichtspunkte fassen, unter die er alle die Oerter und Länder stellt, die er besuchen will. Er muß die Nahmen und Entfernungen dieser Oerter und Länder nicht nur kennen, sondern er muß auch schon wissen, was er da hauptsächlich sehen, hören, fragen, beobachten will. Daran lag's oft einzig und allein schon, daß mancher Deutsche Prinz auch von seinen Reisen, ohne irgend einen wesentlichen Vortheil davon gehabt zu haben, wieder nach Hause kam, daß er sich vor der Reise zur Reise nicht gehörig zubereitet hatte. Dies, mein Sohn, ist nun zwar an dir geschehen, theils durch dich selbst, theils durch viel andere; allein daran ist es nun bei weitem noch nicht genug für dich, um dir und deinem Vaterlande deine Reisen nützlich zu machen. Du musst nun auch den

Plan,

Digitized by Google

Plan, warum, und die Gesichtspunkte, aus welchen du reisen sollst, unterwegs stets vor Augen haben. Du musst mit Nachdenken, mit beständigem Umdichherschaun und mit männlichem Beobachtungsgeist reisen. Du weisst, was du allenthalben zu suchen hast; so suche es auch wirklich und vergiß nicht unter Zerstreuungen und Vergnügungen immer das Wichtigste. Ich will nicht, daß du unterwegs blos studiren und an keinen gesellschaftlichen Freuden Theil nehmen solleſt; aber das will ich, daß du immer den Gedanken vor Augen habeſt, daß du nicht eine Reiſe zu deiner Gesundheit blos, sondern — eine Reiſe zur Aufklärung deines Verstandes und zum Segen deines Volks macheſt. Mancher Deutsche Prinz, wenn er eine halbe oder ganze Tonne verreiſet hatte, wusste am Ende zu Hauſe weiter nichts zu referiren, als — daß er sich wohl divertirt habe. Das hätte er aber zu Hauſe für ein Zehntheil dieſer Summe ebenſo thun mögen. Du ſollſt den Aufwand, welcher deine Reiſe macht, als das Kapital anſehen, welches unter allen am wohlthätigſten angelegt ward und wovon dein Volk einſt Zeit deines Lebens die reichlichſten Intereſſen ziehen muß. Vergnüge dich alſo immerhin auf deinen Reiſen; habe nicht blos genug an den ſchönen

Aus-

Aussichten der Natur, die sich dir doch in Menge darbieten und für deinen Hang und Geist ein unaussprechliches Labsal sein werden; genieß auch die Gesellschaften an den Höfen und unter dem Volke; aber — den größten Aufwand, den du machst, mache auf Menschen- und Völkerkenntnis, auf Fürstenweisheit und Geschmacksvervollkommnung. Studire, wohin du kommst, den Karakter des Fürsten und der Nation; studire die Gesellschaften und die Individuen, welche sich dir darbieten, oder dich aufnehmen; studire Landesverfassung, Volkskultur, Geist der Gesetze, Nationalindustrie, Produkte, Sitten, Gebräuche, Glauben, Vorurtheile und Ton. Hast du bei Hofe gegessen und getrunken: so wende dich an die Minister. Unterhalte dich mit ihnen über die wichtigsten Gegenstände des Landes; laß sie deiner Aufmerksamkeit während deines Aufenthalts bei ihnen die rechte Richtung geben; mache ihnen über diese und jene Verfassung, über dieses und jenes Gesetz bescheidene Einwürfe und Zweifel, und horch darauf, wie sie sie heben. Gehe zu den Weisen und Gelehrten, zu den Künstlern und Meistern. Sieh und beobachte jede gemeinnützige Anstalt. Bemerke jedes Gute und Schlechte im Lande. Hörst du, daß irgendwo ein Volk in seinem Glückseligkeitszustande gegen

gegen sonst sinke oder steige: so erforsche genau den Zusammenhang davon. Das Volk selbst weiß mehrentheils die Ursachen davon sehr genau anzugeben und — giebt sie oft allein nur treu und ehrlich an. Erfrage, ob Zufriedenheit oder Unzufriedenheit im Lande über den Fürsten und seine Regierung obwalte, und ergründe die Quellen her einen und der andern. Merke aber den Grad von Toleranz und Intoleranz, von Freiheit und Sklaverei, den du allenthalben antrifft, und auf das Verhältnis, in welchem derselbe durchgängig gleich mit dem Karakter der Nationen, mit ihren Glückseligkeitslingen und Lebensgesäßen steht. Du hast gesehen, wie nützlich und angenehm es für dich war, daß du auf der kleinen Reise durch dein Vaterland dir ein Tagebuch hieltest. Nun um so mehr halte ein solches in bester Vollständigkeit auf der bevorstehenden grossen Reise in fremde Länder, in die du hernach nie wieder kommen wirst. Es kann das Buch der Weisheit für dich werden, wenn du es darnach anfängst; es kann die Stelle künftiger Reisen für dich vertreten, und dir nach vielen Jahren einst noch die lebhaftesten Zurückerinnerungen gewähren. So, wie du zurückkommst, soll es auch meine erste Lektüre sein; und dann will mich um so mehr daran ergötzen,

je mehr feine Bemerkungen und richtige Reflexionen ich darin antreffe. Benutze ja diese Reise recht, lieber Theodor; denn — es ist deine letzte. Die übrige Zeit meines Lebens will ich nehmlich nach deiner Zurückkunft dazu anwenden, dich mit dem Regierungswesen selbst recht vertraut und in allen dahin einschlagenden Geschäften geübt zu machen. Als Erbprinz wirst du also hernach nicht mehr reisen können, und — als Fürst einst sollst und darfst du nicht weit und lange umherreisen. Das merke dir ja recht. Kleine Reisen an benachbarte Höfe, in Bäder u. s. w. mag ein regierender Herr allewohl zuweilen thun; aber — halbe und ganze Jahre lang ausser Landes zu sein, das können die Fürsten, wenn sie nicht die wichtigsten Ursachen dazu zwingen, bei Gott und Menschen nicht verantworten. Der Unterthan muß seinen Fürsten sprechen können, und zwar — ohne in ein fremdes Land erst nach ihm zu reisen. Ob dies immer so ist, davon rede ich nicht; genug, es sollte immer so sein, und ich würde jammernd einmal dir im Tode das Regiment übergeben, wenn ich fürchten müsste, daß du ein Fürst Umherfahrer würdest. . . . Manche unserer Prinzen reisen und haben am Ende in Frankreich weiter nichts gelernt, als

einen

einen Damenfecher mit Anmuth von der Erde aufheben, und in England Gott verdamm mich fluchen. Aber — wenn sie nun vollends gleichsam nur reisen, um — ihre Tugend und Ehrbarkeit, ihre Gesetztheit, ihre Gesundheit, ihre Religion zu verreisen, so ist's nicht nur um jeden Souveraind'or schade, den die Reise kostet, sondern — es wäre nun auch zum Wohl ihrer Völker zu wünschen, daß der künftige Herr Souverain selbst eben da Ende genommen haben mögte, wo seine Tugend, Gesetztheit, Religion und — Souveraind'ors ihr Ende nahmen. Laß du dir von keinem Hofe der Welt weder deinen Kopf noch dein Herz verschieben. In Ansehung deines Glaubens bleib, wie du gelehret worden bist; du hast den einzig wahren. Es ist jetzt eine gar seltsame und wunderliche Sache um die Religion in den Ländern. Sonst, wenn ein junger Mensch reisete, gab man ihm nur Warnungen vor Freigeisterei, Unglauben und Atheismus mit auf den Weg. Alleweil aber muß man ihn auch warnen vor Schwärmerei und Tändelei in der Religion, die fast allenthalben unter mannigfaltigen Gestalten wieder erscheint. Erst leugnete man die natürliche Kraft des Christenthums auf das menschliche Herz; jetzt ertheilt man ihm schier

Wunderkräfte auf den menschlichen Körper, und schwatzt auch wohl in Ansehung der Natur selbst von nichts, als von verborgenen Kräften. Du wirst auf deinen Reisen vielerlei öffentliche und geheime Gesellschaften und Verbrüderungen kennen lernen, in welchen dies die Puppe ist, womit man spielt. Laß dich von keiner einzigen derselben täuschen. Nur was gemeinnützig ist, ist wahres Gutes; sobald aber etwas gemeinnützig ist, muß es nicht geheim gehalten werden. Es ist höchst wahrscheinlich, daß hinter den geheimnisvollen Minen aller dieser Arten von Leuten nichts stecke. Was der Mensch zu seiner wahren Glückseligkeit zu wissen nöthig hat, muß er ohne Initiation in irgend einen besondern Klub, blos durch seine Vernunft, erfahren können; denn woher haben es denn alle jene Erleuchteten? Haben sie es nicht auch durch die Vernunft? Oder haben sie oder ihre Vorgänger es etwa durch Inspiration erhalten? Lieber Theodor, es war immer so; vom Aberglauben sprang man zum Unglauben, und vom Unglauben wieder zum Aberglauben über. Diese Volte hat das menschliche Geschlecht schon hundertmal gethan und wird sie noch hundertmal thun. Sei lebenslang ein Weiser und — wandle dar zwischen hin-

den

den in der Mitte. Du hast ein lebhaftes, heiteres Temperament; bewahre dir diese deine Heiterkeit, verliehre aber auf deinen Reisen auch das männliche, gesetzte Wesen nicht, welches du an dir so schön ausgebildet hast und das dich jedem weisern Fremden, der dich kennen lernt, auf der Stelle empfehlen wird. Nur allzuviel junge Deutsche Männer kannte ich schon, welche fratzigt aus Frankreich zurückkamen, wohin sie mit geradem Deutschen Sinn ausgereiset waren. Die Gallische Hasenfüslerei steckt so leicht an, wie der Gallische Aussatz. Ein Deutscher wird aber nie ganz Franzose, sondern nur — französirter Deutscher. Zum ganzen Franzosen hat er nun einmal zu viel Natürlichgerades und Eigenthümlichbideres. So wird sein Karakter ein unangenehmer Mischmasch, und seine Sitte ein buntscheckigtes Gewand, das ihn lächerlich kleidet. Am wenigsten soll ein Deutscher Prinz in Paris sich dergestalt metamorphosiren. Kommt er dann nach Hause, so ekelt ihn vor allem, was Deutsch ist, und er begeht Ungerechtigkeiten gegen Deutsche Männer, Deutsche Sitten, Deutsche Sprache, Deutsche Freuden. Sein Hof muß französiren, wie er; seine Bürger äffen dem Hofe nach, und so karrikaturirt sich endlich der Karakter seiner ganzen Nation.

Bleib natürlich, wie du bist, mein Theodor, und fürchte nicht, daß du deshalb irgendwo unwillkommen sein oder gar verspottet werden mögtest. Die Natürlichkeit hat dieselben Prärogatiken, welche die Rechtschaffenheit hat, nemlich — unzubestreitende Ansprüche auf allgemeinen Beifall. Den Tugendhaften muß sogar der Bösewicht schätzen; und wenn er ihn auch nicht öffentlich ehren will, so darf er ihn doch auch nicht öffentlich zu schmähen wagen; im Herzen aber denkt er gewis — dieser ist besser, als ich. Eben so geht's und glückt's dem Natürlichen. Die modischen Gecken fühlten sich in seiner Gegenwart albern; und wenn sie es auch nicht laut bekennen, so sprechen sie doch in sich selbst — dieser ist klüger, als wir. Hierauf rechne mit aller Zuverlässigkeit; das Gepräge der Natur in Sitten, Tracht und Geschmack ist Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Wer es zu spotten wagt, läuft auf der Stelle Gefahr, selbst verspottet zu werden. Dies muß des Deutschen edler Ehrgeiz sein — als Mann nicht Affe der Männerchen jenseits des Rheins zu werden. Es ist unter der Würde eines vernünftigen Wesens, aus der Hand der Mode es erst empfangen zu wollen, was die Natur uns schon edler gab. Wem Sinn und

Kraft

Kraft noch die Wangen mit Rosen bemahlen, wie dir, der darf sich nicht schminken. Wer so schönes Haar hat, wie du, braucht von Pomade und Puder nicht erst den Haarreitz zu borgen. Wer so gewachsen ist, wie du, hat nicht nöthig, die Taillen zu verschreiben. Wer selbst Anstand hat, wozu soll er sich zieren? Wer mit Gleichgewicht geht, warum soll er erst die Schritte abwägen lernen? Wer sich jederzeit treffend auszudrücken weiß, weshalb soll er erst Phrasen studiren? Auffallen wirst du hier und da; doch, das schadet nichts — fällst du doch nicht zu deiner Schande auf. Man wird es vielleicht für eine Art von Erscheinung halten, wenn man dich erblickt und dazu hört, daß du ein Erbprinz sein sollst; aber auch das mag sein. Etwas gewöhnliches bist du freilich nicht — das gestehe ich selbst; allein es ist nicht übel, daß die Welt auch einmal wieder einen recht natürlichen Fürstensohn sehe. Mögte es dergleichen nur bald recht viel geben! So würde Geschmack am Natürlichen auch bald wieder Volksgeschmack werden. Und eher werden die Völker nicht wieder glücklich, bis sie sich wieder der Natur nähern. Und eher werden sie sich der Natur nicht wieder nähern, bis ihre Fürsten sich derselben nä-

Herrn. . . . Was ich dir von Erhaltung deiner Gesundheit an Leib und Seele, von Bewahrung deiner körperlichen Kräfte und der Unschuld deines Herzens sagte, als du auf die Akademie giengst, das wiederhole dir selbst, und drücke es dir nun noch weit tiefer und fester ein, da du auf Reisen gehst. Laß dir keine Leidenschaft einflössen, die den Fürsten entehrt; auch die leidige Spielsucht nicht einmal. Halte dich immer an Rothen; er kennt die Welt und die Höfe. Wenn die Weisen sprechen: so horch auf; schnattern aber die Thoren: so höre nicht einmal hin. Halt' auf deine Grundsätze und laß Beispiele nichts auf dich wirken. Steht dir es irgendwo nicht an: so kürze deinen Aufenthalt dafelbst ab; gefällt es dir da besonders; so verlängere ihn. Denke immer an den Tag deiner Zurückkunft in's Vaterland, und setze dich so, daß du jedem Bürger und Bauern, der dich sonst sah, ebenso würdig wieder unter die Augen treten könnest. Blicke immer nach dem Stuhle hin, den ich dir einst einräumen werde, und mache, daß alle Patrioten nach Jahren die Stunde noch segnen, in welcher du auf ihm Platz genommen haben wirst. So, mein Theodor, wirst du mit wahrem Nutzen reisen und dich unterwegs noch mehr zum künftigen Fürsten aus-

Digitized by Google

ausbilden. So wird man dich als Fremdling schätzen, wohin du kommst, und so wird dich dein Vaterland einst als seinen zweiten Bürger friedevoll wieder in seinen Schoos aufnehmen. So will ich meine Arme dir entgegenstrecken, wenn du zurückkommst, die letzte Hand an das grosse Geschäft, dich zum würdigen Regenten zu bilden, freudig legen und dann sorgenlos die Stunde erwarten, in welcher Gott mich rufen wird. Und nun noch ein Wort zuletzt — — benutze die Gelegenheit deiner Reise, die Fürstentöchter kennen zu lernen, und wähle dir dann unter ihnen die Natürlichste, die Sanfteste, die Edelste!"

Prinz Theodor antwortete hierauf seinem Vater so brav und männlich, daß dieser unter Freudenthränen und Himmelsblick ausrief — O Gott, wie segnetest du mich durch diesen wackern Sohn! Rothe empfing in der letzten Stunde das Diplom als Geheimerrath aus des Fürsten eigenen Händen. Am frühen Morgen ward zu gleicher Zeit aus einander gefahren. Theodor fuhr gen Süden, seine Eltern gegen Norden. Der Abschied Ulrikens von ihm war der bewegteste, den je eine Mutter von ihrem Sohne nahm. Sie legte sich allen Zwang auf, es ihm nicht zu deutlich merken zu lassen, daß sie für

diese Welt auf immer von ihm Abschied nehmen, die Wehmuth ihres Herzens aber zitterte auf allen Seiten durch. Er mußte zuerst in seinen Wagen steigen und dahinfahren. Da stand sie lange mit ausgebreiteten Armen und heftete einen unbeweglichen Blick auf ihn, den er zum Wagen sich herauslegend dankbar aufnahm. „Ach, sprach er zu Rothen, als ihn die Wendung um ein Gehölz ihren Augen entzog, das war wohl ihr letzter Blick auf mich! Er war schon so weit her gerichtet; so, wie die Blicke aus jener Welt.

Erbprinz Theodor reisete unter dem Namen eines Barons von M . . Sein Reisejournal hub sich mit den Worten an: Meiner Mutter langer, zurücksehender Blick nach mir — Ausser den Höfen von Berlin, Braunschweig, Dresden, Karlsruhe, Kassel, München, Stuttgard, Wien, Zweibrücken, besuchte er auch noch andere und ward allenthalben mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen. Sein Vater figurirte unter den Fürsten Deutschlands. Der Name des Vaters empfahl gleich den Sohn; der Sohn aber empfahl sich auch bald selbst. Seine liebenswürdige Natürlichkeit in Sitten, Tracht,

Tracht, Anstand und Umgang erregte allerwärts Aufmerksamkeit, und die Zeitungsschreiber, deren Blicken seine Reise nicht entwischen konnte, kündigten ihn durchgehends unter dem Namen des ungekünstelten Prinzen von — an. Theodor reisete ganz nach den Rathgebungen und Lehren seines Vaters, im Geist des Gesetzten, des Edlen, des auf Beispiel nicht Achtenden, des sorgfältigen Beobachters, des unermüdeten Forschers und des aufgeklärten Weisen. An manchem Hofe kontrastirte er äusserst mit dem ganzen ihn umgebenden Zirkel und erinnerte sich denn jederzeit an die Vorlesung, welche ihm sein Vater einst über den Hofton gehalten hatte. Hier und da ward ihm sein Aufenthalt unerträglich lästig; weshalb er selbigen wider seinen Vorsatz verkürzte. Am besten gefiel er sich in Berlin, wo er auch am längsten harrete. Sein Vater hatte ihm von dieser ersten der Städte Deutschlands von jeher ein edles Präjudiz beigebracht und noch bey der letzten Entrevue mit ihm hinzugesetzt: „Von B. aus ging den Deutschen das Licht auf und verbreitete seinen Schimmer nah und fern umher. In B. findest du einen Theil unserer Weisesten bei einander und wirst dich in ihrer Mitte überaus glücklich fühlen. B. allein ist deiner Reise schon werth,

und

und wenn dein Geist auch anderwärts sonst unterwegs häufig leer ausgehen sollte." Theodor verlebte die wenigsten Tage an den Höfen und brachte die meisten in den Stuben der Weisen, unter den Künstlern und Werken der Künstler, in den Fabriken und Manufakturen und mitten unter dem Volke zu; da fand er ganz die Nahrung für seinen Geist, welche er gesucht hatte und lernte täglich mehr seine Deutsche Reise segnen. Sein Reisejournal ward bald eins der interessantesten, welches je ein junger Herr von Stande und nicht vom Stande geführt hatte. Auch einen grossen Theil der Deutschen Fürstentöchter lernte er kennen. Er fand viele derselben schön und treflich, und würde sie noch schöner und treflicher gefunden haben, wenn er weniger Mode und Kunst, und mehr Natur an ihnen angetroffen hätte. Einige ihrer Bilder drückten sich ihm tief ein, und er behauptete gegen Rothen, daß besonders eine derselben viel Aehnlichkeit mit der Herzog habe.

Zufrieden mit seiner Reise durch Deutschland begab er sich, als die dazu bestimmte Zeit verflossen war, nach Frankreich. Hier war ihm die Luft das Angenehmste. Dem weltgerühmten Paris gefiel er eben so wenig, als es ihm gefiel. Kaum war er da, so ward er der allgemeine

meine Gegenstand des Gesprächs. Jeder war begierig, ihn zu sehen, als wenn ein noch nie erblicktes Meteor sich zeigte. Man sah ihn und bonmotisirte. Obgleich verschiedene andere Fürsten und Fürstensöhne Deutschlands damals auch in Paris sich befanden: so gab man ihm doch Auszeichnungsweise den Beinahmen des Deutschen Prinzen, und unter dieser Benennung kannte ihn bald ganz Paris. Er fand in dem Karakter und in den Sitten dieser Nation so viel unaussprechlichwidriges für sich, daß es ihm unmöglich ward, lange unter ihr zu verweilen. Das Jahr, welches er in Frankreich hatte zubringen sollen, reducirte sich auf zwei Monathe, nach deren Vergang er engbrüstig nach England überging. Als er zu Calais am Bord ging, sprach er zu Rothen — eine Dame von Paris und die Herzog, hilf Gott, hilf Gott, welch ein Kontrast! Gott ehre uns Deutsche!" In England athmete er am ersten Tage gleich lebendiger. Der Geist der Freiheit, welchen er hier antraf, das Männliche im Karakter der Nation, die durchgängige Näherung an die Natur vom Hofe an bis auf die Gärten fesselte ihn bald an dieses Land der Menschheit. Täglich war er in den Gesellschaften der aufgeklärtesten Köpfe, besuchte ihre Landsitze und

ward

ward immer mehr von den Reizen Englands, bezaubert, je länger er da war. Die Damen dieses Reichs gefielen ihm besser, als die jenseits des Kanals. In Paris war er allenthalben aufgefallen; in London lebte er ganz unbefangen. Er blieb hier ein ganzes Jahr; und als ihm sein Vater gute Nachrichten von Ulrikens Befinden schrieb, beschloß er, die in Frankreich trübnigte Reisezeit in der Schweitz zuzubringen. Er verließ England mit dem dankbarsten Gefühl für alle die Freuden seines Geistes und Herzens, welche er daselbst genossen hatte und jauchzte den Alpen entgegen. In der Schweitz dehnte sich seine Brust mehr aus, als irgendwo: Recht ausdrücklich war er in sie gereiset, um die schöne Natur zu genieſſen, und so widmete er auch diesen den gröſten Theil seiner Stunden daselbst. Der Reichthum der Thäler, die seligen Aussichten von den Höhen entzückten ihn täglich. Eben war er im Begrif, noch eine kleine Exkursion in Italien zu machen, als die traurige Nachricht von Ulrikens Tode ankam und sein Vater ihn schnell zurückrief. Der schreckliche Brief kam an Rothen, und Fürst Adolf hatte in selbigen die Leiden seines Herzens ausgeschüttet und ausdrücklich hinzugesetzt, daß ihn nur der Anblick seines guten Sohnes, zu beruhigen im Stande

sein

sein werde. So behutsam und allmählich Rothe die unglückliche Neuigkeit Theodorn auch zu hinterbringen wusste: so sank dieser doch beim Empfang derselben zu Boden. Sagte ich's nicht, rief er, als er wieder zu sich kam, aus, daß es ihr letzter Blick gewesen sein würde, den sie nach der Trennung in St. . . . so lange auf mich heftete? und schloß sich einen ganzen Tag einsam ein. Rothe, der mit dem Gange seines Herzens bekannt war und wusste, daß die ersten Eindrücke allemal sehr heftig auf ihn wirkten und daß während derselben mit ihm nichts zu schaffen sei, überließ ihn der ersten Gewalt der Empfindungen der Natur, und hielt sich blos auf den ersten Wink bereit, den er ihm geben würde, sein Gesellschafter wieder zu sein. Des folgenden Tages rief der Prinz seinen Lehrer und Freund zu sich. Gestern, hub er an, habe ich meinen Schmerz vor Gott ausgeschüttet; heute will ich ihn in Ihren Schoos ausschütten. Und nun folgte zwischen beiden eine Unterredung von einigen Stunden über Ulrikens Tod; wobei Rothe noch tiefere Blicke in die Seele seines Zöglinges that, als je. Dieser weise Biedermann hatte schon seit einiger Zeit den Prinz nicht mehr blos geliebt, sondern wahrhaftig auch verehrt. So viel Unsträflichkeit, so viel Festig-

keit des Herzens gegen alle Verführungen der grossen Welt bei einem so lebhaften Temperament hatte er noch bei keinem jungen Manne angetroffen, als bei diesem. Die Ausdrücke der kindlichen Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, welche er nun jetzt an ihm sah und hörte, und die Versicherungen, welche diese stets begleiteten, sich seiner vortreflichen Mutter einst als Fürst erst recht würdig zu machen, drangen ihm so durch's Herz, daß er den Fuß vor ihm zog und dazu ausrief — so ein ausserordentlich guter junger Mann ist mir noch nie vorgekommen, wie Sie — Durchlaucht! Prinz Theodor fuhr hier zusammen und verlohr darüber ganz seinen vorigen Ideengang. Was sagen Sie? sprach er heftig; Rothe, was sagen Sie? Wie nennen Sie mich? Wissen Sie, daß dies mein Vater verboten hat? Und Sie sollten mich so nennen? „Ich sprach's, erwiederte Rothe, warlich aus der Fülle meines Herzens, ohne es sprechen zu wollen. Es sei! Wer eher, als ich, konnte das Recht haben, Sie so zu nennen? In wessen Munde mußte es unverdächtiger klingen?" Nie wieder — versetzte der Prinz. Und nun lassen Sie uns eilen, eilen, daß ich in die Arme meines traurigen Vaters komme.

Die

Die Rückreise ward äusserst schnell vollbracht. Auf der Grenze wartete schon ein Kavalier, der Theodorn nach seinem Landhause und Garten bei Theodorsdorf beschied, wo der Fürst sich seit dem Tode seiner Gemahlin aufhalte. Hier ward der Prinz durch einen Auftritt, den er nimmer erwartet hätte, ob ihn gleich Ulrike durch ihre letzten Reden dunkel dazu vorbereiten wollen, in eine solche Gemüthsbewegung gesetzt, dergleichen er in seinem Leben nicht gehabt hatte. Nach langem Suchen im ganzen Garten fand er endlich seinen Vater in einem kleinen Silberpappelhain, wo er an einem Grabhügel mit gefaltenen Händen stand, unter welchem Ulrikens Gebeine ruheten. Ulrike hatte kurz vor ihrem Tode zu ihrem Gemahl gesprochen: „Mein Theodor wird gewis zeitlebens an den schönsten Tagen des Jahres am liebsten in seinem Garten sein. So will ich da auch begraben sein; damit ich ihm in den Stunden, welche zu seinem Andenken an mich die sanftesten sind, immer in der Nähe bin.“ Auch hatte sie den kleinen Pappelhain selbst zu ihrer Ruhestäte bestimmt. Als ihr Adolf die traurige Versicherung gegeben, daß ihr Wille geschehen solle, hatte sie noch hinzugesetzt: „Nun, mein Wertherster, so sagen Sie ihm, daß ich in seinen Armen zwar nicht hätte sterben können;

daß ich aber von ihm damals schon Abschied genommen, als ich ihm so lange nachgesehen, und daß ich sterbend noch an ihn gedacht hätte. Sagen Sie ihm, daß er, wenn er an stillen Frühlings- und Sommerabenden bei meinem Grabe weilet und die Pappeln um ihn her sanft flüstern, meinen Geist ihm zurufen höre — werde, sei und bleibe, wie dein Vater war!" Adolf stand in Gedanken vertieft am Grabe seiner Gattin, als sein Sohn herzutrat, und bemerkte sein Kommen nicht. Theodor hielt sich lange bescheidenstill und simpathisirendunbewegt. Endlich sprach er leiseseufzend — ach, mein Vater! Fürst Adolf blickte rechts, blickte links, blickte vorwärts, blickte rückwärts, und — da fiel ihm Theodor in die Arme.

Adolf. (in einer Mischung von Traurigkeit und Freude, von Sehnsucht und Genus.) Bist du da — ach bist du da! Nun, so sei willkommen wieder im Vaterlande — willkommen am Grabe deiner Mutter! Mich findest du noch; aber sie ist nicht mehr. Hier ruhet sie — hier wollte sie ruhen.

Theodor. Ach mein Vater! (blickt, an ihm ruhend, seitwärts zum Grabe.) Ach, Mutter — (blickt gen Himmel.) Mutter, liebe Mutter, liebe selige Vollendete, liebe herrliche

Ver-

Verklärte — ach Gott — — (küßt den Vater.) Ach Vater — — —

Adolf. (schluchzend.) Ach Theodor — Theodor — —

Theodor. (sich von seinem Vater loswindend und an das Grab knieend.) Ermattete, ausgeschöpfte, modernde Gebeine der edelsten unter allen Müttern, ruhet sanft, und zerstäubet endlich hier unter meinem frommen Sehnen nach ihr! (blickt um sich.) Ach welch ein heiliger, empfindungsvoller Platz bist du nun für mich, flüsternder Pappelhain! Du schönste Gegend meines Gartens! Du Tempel der süssesten Schwermuth, der sanftbebendsten Schauer! Nimm du mich andächtig auf, so oft ich in dich eintrete! Laß mich jederzeit in dir recht würdig feiern Trennung, Andenken und Wiedersehen der mich liebenden Frommen! (beide Arme gen Himmel) Du aber, verherrlichter Geist meiner Mutter, ach durch langes Leiden hinaufgeschwungener milder weiblicher Geist, schwebe oft um mich, wenn du kannst, leite mich, wirke auf mich, heilige mich! Genieß der bessern Welt unbetrübteres Heil — und Gott, Gott, gib, du Allbarmherziger gib's, daß ich es einst mit ihr theile!

Adolf. (der seinen Sohn auf eine Ruhebank führt und sich mit ihm setzt.) Ach hätte sie dich doch noch einmal gesehen!

Theodor. (jammernd.) Sie wünschte es wohl recht?

Adolf. Das kannst du denken. All ihr Sehnen und Streben war nach dir; und dennoch suchte sie es mir zu verbergen. Sie machte mich durch ihre anscheinende Genesung sicher; sonst hätte ich dich aus England schon zurückberufen. Hernach ward sie in wenig Tagen so todtkrank; da war's zu spät. Sie starb sehr ergeben und sanft. Eine Stunde vor ihrem Tode noch gab sie mir diesen Kus an dich. (umarmt Theodorn.) O mein Sohn, tröste deinen Vater!

Theodor. (sich vor die Brust schlagend.) Hier ist selbst alles wund, alles zerschlagen. Ach Vater!!! (sich ermannend.) Doch einen Trost weiß ich für Sie — das edelste Leben, das ich unter Ihren Augen führen will — die würdigste Zubereitung zu meiner künftigen Bestimmung an Ihrer Hand — das heiligste Zusichern, einst, wenn Gott Sie ruft, in Ihre Fusstapfen zu treten . . .

Adolf.

Adolf. (herzlich.) Das ist auch mein einziger Trost, den die Welt noch für mich hat; — weich mir ihn! — Sie schlummere hier in Frieden, die holde Begleiterin meines Lebens! Bald werde ich wieder mit ihr sein. Du wirst mich hier oft ein- und ausgehen sehen; thue aber, als sähest du mich nicht. Begrabe einst meine Gebeine neben ihr und laß dir dann die Gräber deiner Eltern heilig sein!

Theodor wand sich stumm um seinen Vater her und benetzte ihn mit seinen Thränen. Jetzt trat Rothe in den Pappelhain und starrte die Scene an, welche er hier vorfand. Fürst Adolf bemerkte ihn zuerst, ging auf ihn zu, umarmte ihn, führte ihn dicht an Ulrikens Grabhügel, reichte ihm die Hand über denselben hin, und sprach: Hier, Edler, empfangen Sie den Dank für die vollendete Bildung meines Sohnes! Wo könnte ich Ihnen selbigen vollkommener reichen, als am Grabe seiner Mutter? Diese segnet Sie jetzt aus bessern Welten schon. Ich lebe noch und küsse Sie als ein dankbarer Fürst. Mein ganzes Volk wird Sie ehren und lieben, so lange ein Bürger und Bauer davon lebt. Theodor, schätze diesen Mann vor allen Männern hoch und laß ihn lebenslang den Nächsten um dich sein. Und Gott — o du, du, vor dem wir alle

Staub sind, lohne du ihn einst ganz; er hat mehr verdient, als diese Erde ihm geben kann. Nun lasset uns zur Nation zurückkehren und für sie leben!

Fürst Adolf sammlete sich wieder in dem Umgange seines Sohnes. Das Reisejournal desselben machte ihm viel Vergnügen; noch mehr aber ergötzte ihn der Sohn selbst, der auf seinen Reisen nicht nur nichts von allem dem, was den Werth des Menschen ausmacht, verlohren, sondern auch für seinen Geist noch die schätzbarsten Gewinne gemacht hatte. Männliche Schönheit, strebende Kraftfülle, durchschauender Blick, natürlichfreier Anstand, herzliches Menschenlieben, reine, spiegelhelle Vernunft — diese Züge zusammen waren das reitzende Bild Theodors. Seine Ankunft hatte über die Nation, die über Ulrikens Tod noch jammerte, ebenso neues Leben wieder verbreitet, wie über ihren Fürsten. Mit Entzücken sah ihn jeder Bürger und Bauer wieder; mit Entzücken sprach man lange in allen Gesellschaften nur von ihm. Der weise Adolf empfing nun die allgemeinsten Segnungen für die ungewöhnliche und so vortreflich gelungene Bildung seines einzigen Prinzen, und Rothen

ward gern der Vorzug vor allen andern Räthen und Ministern zugestanden, den er aber selbst noch nicht annahm. Dieser Edle legte nun zwar seine Hofmeisterstelle nieder, blieb aber der Vertrauteste des Prinzen, ohne vor der Hand eine andere öffentliche Bedienung anzunehmen. Der Erbprinz bekam nun seinen eigenen kleinen Hof, wozu er sich alle seine Leute selbst wählte. Die Lakeien nahm er alle aus Theodorsdorf, wo ihm die Bauern bei seinem ersten Besuch mit ländlichem Jubel empfingen. Alle traten sie nach der Reihe an ihn hin und durchschaueten ihn mit ihren Blicken. Bin ich's noch? — fragte er sie, als sie damit fertig waren. Jo, jo, schrieen sie alle, he ist's noch, un he is noch wit schmukker geworden . . .

Das erste, was der Prinz nach seiner Zurückkunft auf Anrathen seines Vaters thun musste, war eine abermalige noch längere Reise durch das ganze Land. Als er diese vollbracht, ließ ihn sein Vater alle seine Kollegia und Gerichtshöfe fleissig besuchen und machte ihn zu seinem Amanuensis im Kabinet. Bei allen Deliberationen mit den Räthen war er gegenwärtig und ward um seine Meinung befragt. Hier zeigte er nicht nur seinem Vater, sondern auch allen Ministern, welch einen Reichthum von edlen

Kenntnissen und Gesinnungen er eingesammlet hatte, und erwarb sich die Veneration des Hofes und des Volks. Zwei Jahre lang mußte er sich so zubereiten, um nun der Präsident im geheimen Konseil zu werden, wo ihn sein Vater selbst in dieser Gestalt einführte und ihm den Titel Durchlaucht beilegte. Von nun an nahm er Antheil an den Regierungsgeschäften und war täglich bei seinem Vater im Zimmer, der ihn über jeden wichtigen Gegenstand des Landes auf das vollkommenste unterrichtete. Mit Freuden sah Adolf, wie sein Sohn ihn übertreffe, wie er äusserstthätig, sorgfältigprüfend, klugnachgebend und von der ganzen Nation mit dem uneingeschränktesten Zutrauen beehrt war. „Wie wohl ist mir, sprach er darüber einsmals zu Rothen; wie wohl ist meinem Volke! Nun kann ich alle Tage sterben, wenn Gott will, und kann mit dem Gedanken sterben, daß mein Tod ersetzt sei!" Rothe bekam jetzt ein schönes Rittergut, welches eben dem Fürsten zufiel, und das nächste an Theodorsdorf war.

Während der Abwesenheit des Prinzen war der Regierungsrath Herzog gestorben. Theodor hatte gleich bei seiner Ankunft nach der schönen Tochter desselben gefragt und die Antwort erhalten, daß sie seit der Zeit nicht wieder hier gewesen

sen sei. Eines Tags, als er nach vielstündigem Arbeiten im geheimen Konseil sich in seinem Garten wieder erholen wollte und in den heiligen Pappelhain eintrat, fand er am Grabe seiner Mutter eine weibliche Gestalt, deren Anblick ihm wie eine Erscheinung vorkam. So lange es auch her war, daß er die Herzog nicht gesehen: so war ihm das Bild derselben doch noch sehr lebhaft vor Augen, und er schwur auf der Stelle in seinem Herzen, daß unter allen weiblichen Figuren, die er kennen gelernt, keine derselben so frapant ähnlich gewesen, als die hier stehende. Indem er noch nicht einig darüber mit sich selbst war, ob er eine wirkliche Menschengestalt sehe oder nur zu sehen glaube, kam sie schon auf ihn zu und sprach im unbefangensten Ton: „Ihro Durchlaucht verwundern sich gewis, mich hier so unvermuthet zu finden. Ich bin jetzt in meinem Vaterlande, um es noch einmal zu sehen und dann auf ewig von ihm Abschied zu nehmen. Mein Herz trieb mich vor allen Dingen zu diesem Grabe.“ Prinz Theodor ward wie versteinert. Sie sprach immer mehr und mit immer zutraulicherer Freimüthigkeit. Endlich schlug er die Arme weit aus einander und rief aus: Wahrlich Sie sind's! Ja wohl bin ich's — die Herzog bin ich — erwiederte sie naif. Wahr-

lich, Sie sind's, rief der Prinz noch dreimal, umarmte sie und zog sie mit sich auf die Ruhebank beim Grabe nieder. Nach wenig Augenblicken ward die Unterhaltung ebenso vertraut wieder, wie die letztere gewesen war, welche sie vor vielen Jahren in ihrer schönen Laube gehalten hatten. Theodor drückte ihr die Hände, küsste sie und fragte sie, wie sie mit ihrem Manne lebe und wie viel Kinder sie habe. Eine liebenswürdige Hochröthe färbte jetzt ihr Gesicht. „Ich bin ja nicht verheurathet" sprach sie lächelnd. Hier stutzte Theodor und erzählte, warum er diese Fragen an sie gethan. „Ich habe sollen heurathen, aber ich habe nicht gewollt" erwiederte sie. Jeder mässige Menschenbeobachter würde in dem Gesicht des Prinzen eine Zufriedenheit mit der gemachten Entdeckung jetzt bemerkt haben. Die Fortsetzung der Unterredung ward nun noch vertrauter, als je. Die Herzog erzählte ihm, daß sie nur vierzehn Tage sich noch im Vaterlande aufhalten würde. „Nein, nein, Sie dürfen nicht wieder weg" gab er zur Antwort. „Das muß ich, erwiederte sie, und zwar auf immer. Hernach sehen wir uns nie wieder." Bei Gott im Himmel, rief er aus, Sie dürfen nicht wieder weg. Der Prinz brachte noch einige Stunden im Pappelhain mit ihr zu und ihre

Sim-

Digitized by Google

Sympathie mit ihm über die Heiligkeit dieses Orts fesselte seine Seele stärker, als jemals, an die ihrige. Hernach zeigte er ihr seinen ganzen Garten, führte sie auf seinen Altan und brachte sie selbst in seinem Wagen wieder nach Hause.

Rothe erfuhr noch an demselben Abend von ihm selbst, was vorgegangen war, und es ward ihm, als blitzte es dicht in der Nähe. Er wollte es dem Fürsten entdecken; der Fürst hatte es aber auch schon selbst von seinem Prinz gehört. Es entstand darüber ein wichtiges Gespräch zwischen Adolf und Rothe, welches jener mit den Worten schloß — Sie befürchten deshalb Kummer für mich? Ich nicht. — —

Schon seit einiger Zeit hatte Adolf Theodorn angelegen, sich eine Gattin zu wählen. Laß mich noch sehen, hatte er oft zu ihm gesagt, deine Wahrkommenschaft und sichere das Heil unsers Volks noch auf spätere Zukünfte. Er hatte mit ihm über die edelsten der Fürstentöchter, welche derselbe auf seinen Reisen kennen gelernt, gesprochen, und ihm immer die Wahl gelassen; Theodor aber konnte sich nicht bestimmen. Verschiedene Minister, welche in Verbindungen mit entfernten Höfen, die er nicht besucht, entweder gestanden hatten oder noch standen, ermangelten nicht,

nicht, ihm Portraits von Prinzessinnen Durchlaucht und Prinzessinnen Hoheit in die Hände zu bringen. Theodor erwiederte: „ich weiß wohl, daß unter Leuten meines Standes manche Heurath, oder wenn man lieber will, Vermählung, so auf's Portrait, oder auf blind Glück geschlossen und vollzogen werde; aber daher kommen denn auch die traurigen Ehen so mancher Grossen. Da lobe ich mir denn lieber den Bauer, der sein Mädchen im Dorfe, wo er wohnt, oder auf der Nachbarschaft sich selbst aussucht, in der Arbeit kennen lernt und auf dem Tanze belauscht, ob sie es treu mit ihm meine."

Fürst Adolf, als er diese Aeusserung seines Sohnes über Vermählungen auf Portraits hörte, sprach zu Rothen: „ich kann ihm nicht obliegen; er hat wahrlich recht. Wer wählt sich auch wohl einen Freund, ohne ihn erst näher kennen gelernt zu haben? Welche Verirrung der Vernunft, sich ein Weib zu wählen, ohne es einmal gesehen zu haben! Ist es doch fast, als wäre bei solchen Vermählungen nur das Animalische der Liebe, oder um die Sache etwas feiner zu geben, die Setzung einiger Prinzen in die Welt die Absicht. Aber auch wahrlich in dieser Hinsicht schon sollte man bedacht-

duchtsamer zu Werke gehen. Es sind ganz andere Menschen, die durch inbrünstige Zuneigung der Eltern gegen einander in die Welt gesetzt werden, als — die, welche man nur hinsetzt, um Leute zu haben, die einmal das Handwerkszeug, die Bibliothek, die Häuser, die Rittergüter und die Provinzen, wenn wir dieselben nicht mehr brauchen können, von uns erben. Einer Nation muß unendlichviel daran gelegen sein, daß ihr Erbprinz in einem Augenblick der allerhöchsten wahrhaftigsten Liebe und Gegenliebe, Zärtlichkeit und Gegenzärtlichkeit gezeugt werde. Und dann — soll denn ein Fürst auf die schönsten Freuden des Lebens Verzicht thun? Was ist wohl der Seligkeit ähnlich, in den Armen eines Weibes zu schweben, das ganz für uns lebt und eine Welt nicht gegen uns vertauschte? Oder soll er diese Freuden etwa gar nicht kennen und schätzen? Ach daher, daher eben das Elend so mancher Länder, daß ihr Fürst für die Freuden reiner, heiliger, inbrünstiger Liebe keinen Sinn hat! Wie weit seliger gegen so einen Fürsten ist jeder seiner Diener, der nach vollendeten Amtsgeschäften an der Seite seiner ihn sehnsuchtvollerwartenden Gattin seine Nachmittage und

Aben-

Digitized by Google

Abende traut verlebt! Wie seliger, als er, ist jeder Taglöhner in seinem Lande, dem sein wackeres Weib in Zwielichten, wenn er von der Arbeit kommt, schon auf den halben Weg entgegeneilt, um ihm das schwere Handwerkszeug tragen zu helfen, und ihm dann kosend bei Milch und Brod die kleine Hausgeschichte des ihr ohne ihn so lang gewordenen Tages erzählt! Wahrlich, Rothe, ein solcher Fürst ist elend daran. An ihm blinkt und blitzt zwar alles; um ihn her schmückt und kränzt sich alles; aber — die Wonne höchster menschlicher Vertraulichkeit ist für ihn verlohren. Er lässet von weitem als ein Allseliger; und, wenn man ihn in der Nähe betrachtet: so hat sein niedrigster Bürger oft mehr wahren Lebensgenus, als er. Jener hat an seiner Gattin eine Vertraute, eine Theilnehmerin, eine Trösterin, eine Verfässerin aller Schmerzen und Leiden, er aber — nur ein Weib. O des traurigen Tausches, wenn man über die Herrlichkeit des Fürstseins nun gar die eigentliche Seligkeit des Menschseins einbüssen soll! Müsste ich wählen zwischen beiden, ich griffe nach der letztern. In Ulrikens Armen aber gelang es mir, beide zu geniessen. Das machte — ich erkohr sie mir selbst und wir verbanden uns aus gegenseitiger Zuneigung.

Theo-

Theodor hat es gesehen, wie glücklich wir waren; er ahmt mir nach. Er hat dazu so viel Recht, als ich, und mein ganzes Herz wünscht ihm Glück dazu. Bei seiner Denkart, bei seinem Geschmack wird es unmöglich sein, eine Gattin zu nehmen, die nicht auf das vollkommenste mit ihm simpathisirt. Er folge diesem Plane seines Herzens, und am allerwenigsten störe ihn darin sein Vater! Erst arbeite er täglich für sein Volk und genieſſe dadurch die Fürstenherrlichkeit; dann ruhe er in den Umarmungen der innigsten Liebe und schmecke dadurch die Menschenseligkeit."

Prinz Theodor war von dem Tage an, da er die Herzog wiedergefunden, an jedem Nachmittage und Abend in ihrer Gesellschaft. Er führte sie auf die Promenade und fuhr mit ihr auf sein Landhaus und nach Theodorsdorf. Naturgenus, vertrautes Herzensgespräch und Ausübungen der Wohlthätigkeit an ihrem Arm beschäftigten sie in diesen Stunden und machten sie der ganzen Welt vergessen. Die Herzog gab zu den vierzehn Tagen, welche sie nur im Vaterlande hinbringen wollte, noch vierzehn zu, und der Prinz beharrete dabei, daß er sie nicht wieder weglasse. In der ganzen Residenz machte dies gros Aufsehen. Der gesammte Hof empörte

sich

sich dagegen und verdammte die Herzog darüber, daß sie sich in den Umgang des Erbprinzen einlasse und ihn so nach sich ziehe. Unter den Ministern ward ein lautes Gemurmel von Liebe unter dem Stande. Rothe sprach sehr offenherzig darüber mit Theodorn und bat ihn, diesen vertraulichen Umgang abzubrechen, der die rechtschaffene Person, mit der er obwalte, auf keine Weise anders, als unglücklich machen müsste. „Das wüsste ich nicht, warum, erwiederte der Prinz lebhaft und entschlossen. Unser Umgang ist der reinste, der edelste, und ich will nie von einem andern Mädchen wissen, als von ihr. Eine Fürstentochter ist sie nicht, das weiß ich; aber — in ihrem Busen schlägt ein kaiserliches Herz ..." Rothe stellte ihm auf das nachdrücklichste vor, daß er um alles in der Welt willen keine ernsthaften Plane über diese Liebe entwerfen mögte, weil die Unmöglichkeit, sie auszuführen, ihn um alle Ruhe seines Lebens bringen würde. Was geschehen soll, ist beschlossen, antwortete er und eilte zur Herzog, um mit ihr nach seinem Garten zu fahren. Rothe ging zum Fürsten und man bemerkte, daß eine dreistundenlange lebhafte Debatte zwischen ihnen über den ganzen Vorgang geführt ward.

Die

Digitized by Google

Die Herzog. (als sie an Ulrikens Grabe standen.) Durchlaucht, lassen Sie mich nun heute hier von Ihnen Abschied nehmen. Wir müssen uns trennen. Ich muß fort.

Theodor. Fort? Sie fort? Nun und nimmermehr wieder fort! Uns soll nichts trennen.

Die Herzog. Ja, ich muß; meine Zeit ist um und man — — (schweigt und seufzt tief.)

Theodor. (hitzig.) Was ist? Was ist? Was wollten Sie noch sagen? Sprechen Sie, bei der Ruhe meines Herzens, sprechen Sie!

Die Herzog. (sehr edelfrei den Prinz anblickend.) Man macht mir unsern Umgang zum Verbrechen . . .

Theodor. (äusserst aufgebracht.) Wer? Wer macht ihn zum Verbrechen für Sie?

Hier erzählte die Herzog, daß einer von den Ministern zu ihr gekommen sei und ihr im Namen der Nation heftige Warnungen und Drohungen gemacht habe. Theodor bebte, stampfte, reichte ihr die Hand, und rief aus — Sie sind mein! Hier am Grabe meiner Mutter verbinden wir uns ganz und auf ewig.

Die Herzog. (erschrocken.) Um Gottes Willen, Ihro Durchlaucht, das ist unmöglich — unmöglich — überlegen Sie! Lassen Sie mich; ich bin die unglücklichste Person. Adieu! Adieu!

Theodor. (im heftigsten Transport.) Ja Adieu, Adieu; das wollen wir uns im Tode erst sagen. Karoline — Sie kommen nicht wieder aus meinen Händen.

Mit diesen Worten führte der Prinz Karolinen auf den Altan, bat sie, ihm von da nach- und wieder entgegenzusehen, und ritt schnell nach der Residenz. Karoline auf dem Altan breitete ihre Arme so lange nach ihm aus, als sie bemerken konnte, daß er sich nach ihr umsehe.

Fürst Adolf. (als er den Erbprinz ganz erhitzt zu sich hereintreten siehet.) Gott, wie siehst du aus, Theodor, was ist dir begegnet?

Theodor. (kurzathmend.) Ich bin scharf geritten, mein Vater.

Adolf. Das thue doch nicht — ich bitte dich ja so oft darum.

Theo-

Digitized by Google

Theodor. (zutraulich.) Diesmal musste ich, mein zärtlichster Vater!

Adolf. (dem nun das Herz schon alles sagt.) Warum das?

Theodor. (der sich seinem Vater in die Arme wirft.) Ach zu Ihren Füssen würde ich mich jetzt so hinwerfen, wie ich in Ihre Arme falle, mein verehrungswürdigster Vater, wenn Sie mich nicht so kindlich vertraut gegen sich erzogen hätten, daß ich dies zu thun mich schämte. Edelster, liebenswürdigster aller Väter, ich bat in meinem Leben so wenig von Ihnen, weil Sie mir nichts zu bitten übrig liessen, und meinen Wünschen jederzeit zuvorkamen — — — aber nun, nun eine Bitte aller Bitten; die erste, die letzte, die einzige Bitte — meine Ruhe, mein Leben, meine Thätigkeit, meine Herzensgüte, alles, alles beruhet darauf — — ich bin Schöpfer der Stunde und des Glücks, wenn Sie sie erfüllen, und bin die glück- und freudenloseste Kreatur, wenn Sie sie nicht erfüllen — — o Gott, Gott, gib mir doch Gedanken, gib mir doch Worte, meinen Vater zu bewegen. . .

Adolf. (der ihn bei der Hand ergreift.) Sag' nur, was willst du — — ist es mir möglich, ich thue es; bitte, was du willst.

Theodor. (die Hände kreuzweis sich auf die Brust legend.) Daß die Herzog mein Weib werde! Ich kenne sie; ich liebe sie; ich —

Adolf. (unbetreten, aber sehr gesetzt.) Ich weiß alles und du hast mir nichts mehr zu entdecken. Ich weiß, daß sie hier ist; ich weiß, daß du ein wackerer junger Mann bist; — aber — —

Theodor. (hastig.) Ach ein schreckliches Aber — (fängt an zu zittern.)

Adolf. Theodor, besinne dich — —

Theodor. Vater — so viel Jahre lang besann ich mich schon und das Resultat war — sie oder keine!

Adolf. Du weist, wie ich dich liebe. Brich ab! Laß sie! Es ist — wider den Lauf der Welt. (vor sich.) O Gott, wäre sie doch eine Fürstentochter!

Theodor. (der dies hört.) Vater, weiser Vater — der Glaube wird aufhören, die Liebe bleibt. Ob sie eine Fürstentochter sei oder nicht, das ist Glaube, das ist — Wahn. Ich liebe sie — ich liebe nur sie —, ich liebe nie wieder — —

Adolf.

Digitized by Google

Adolf. Theodor, ich bin darüber weg; aber — die Nation — —

Theodor. Vater, mit der Nation mache ich es ab. Ich bin verlohren, wenn — —

Adolf. Laß mich — geh — besinne dich. —

Theodor. Nein, Vater, da ist kein Besinnen weiter. Ich gab ihr schon die Hand — gab sie ihr an meiner Mutter Grabe — —

Adolf. Geh — laß mich — — du betäubst mich — —

Theodor. (dringend.) Vater — Ihr Jawort — Ihr Jawort heute — Ihr Jawort jetzt — — —

Adolf. Heute nicht — — — geh oder ich gehe — — —

Adolf ging aus seinem eigenen Zimmer weg. Theodor gerieth ausser sich und jagte nach seinem Landhause zurück. Adolf sah ihm nach und — streckte die Hände hinter ihm her. Karoline sah ihm entgegen und breitete die Arme voran ihm aus. Er fiel an sie und weinte. O ich Unglückliche, rief sie aus, und lag ohnmächtig da.

Der Prinz war noch keine Stunde von seinem Vater weg, als Rothe zu diesem beschieden ward. Ein langes, heftiges Gespräch erfolgte abermals zwischen beiden. Rothe war aus Liebe wider Theodorn, und der Fürst aus Liebe für ihn. „Sein Sie ganz ein Weiser, war die Finalsentenz des Fürsten; reuten Sie schnell zu ihm und bringen ihm meine Einwilligung. Sie sind sein erster Freund und sollen es bleiben; Ihnen gebührt diese Ehre. Sagen Sie ihm, daß er in seinem Garten mit der Herzog bleiben solle, bis ich selbst komme. O mein Fürst, was ich dagegen hatte, konnte ich nur Ihrentwegen dagegen haben, erwiederte Rothe und jagte nach Theodors Hause zu. Er traf die Liebenden bei Ulrikens Grabe in Gedanken vertieft. Der Prinz sah ihn nicht, als er kam, und hörte ihn nicht, als er ihn anredete. Rothe trat endlich dicht an ihn und sprach: Gewährt, gewährt der Wunsch Ihrer Seelen — — beruhigen Sie sich! Theodor sprang auf und fragte — kommen Sie von selbst oder schickt Sie mein Vater? — Ihr Vater schickt mich, erwiderte Rothe, und legte Karolinens Hand in die seinige.

Da erfolgte eine feierliche Scene der Natur. Worte sprechen sie nicht — Farben mahlen sie nicht.

Digitized by Google

nicht. Arm an Arm, Brust an Brust, Auge an Auge, Sehnen an Sehnen, Drang an Drang — Karoline und Theodor wie in einander geschmolzen — — beide verklärt, begeistert, entrückt — — zwei wie einer — volles Schweigen dazu — — auch nicht einmal Pappelgeflüster. . . . Rothe konnte erst nicht ganz Theil nehmen; endlich konnte er es. Nun ergossen sich die Empfindungen in Worte. Man brachte den Abend und einen Theil der schönen Nacht im Garten zu. Die Luft war sanft, der Himmel sternhell. Die Herzog rief einmal über das andere aus — es ist wohl nur ein Traum, es ist wohl nur ein Traum! Alsdann überzeugte sie Theodor von der Wirklichkeit und — schloß sie in seine Arme. Einen seltsamern, wichtigern, reitzendern Tag hatte der Prinz noch nicht verlebt. Die Gespräche hatten viel Unzusammenhang. Bald war die Rede von dem ersten Beisammensein im Zimmer neben dem Tanzsaal; bald sprach man vom unverhofften Sichwiederfinden an Ulrikens Grabe; bald öfnete man die Aussichten in die paradisischen Zukünfte. Zuweilen kam Rothe dazu und sprach mit; bald passend, bald nichtpassend. An Schlaf ward nicht gedacht.

Fürst Adolf ließ früh am folgenden Morgen seine ganze Dienerschaft aus den erstern Klassen ausserordentlich nach Hofe berufen und redete sie also an: „Ich mache hiermit Ihnen und der ganzen Nation bekannt, daß mein Sohn sich vermählen wird. Gewis war dies lange schon nicht nur mein Wunsch, sondern auch Ihr Wunsch und der Wunsch meines Volks. Habe ich durch mein Dasein und durch mein Regiment dieses Land gesegnet — ist der Erbprinz brav erzogen und ist es ausgemacht, daß er in meine Fußstapfen treten werde — — erwärmt uns die heilige Flamme des Patriotismus — — wie wäre es möglich, daß einer unter uns sein könnte, der nun nicht auch den Nachkommen dies Prinzen bald entstehen und gebildet werden zu sehen sich sehnte, wie er in ihm den meinigen sah? Stimmen Sie insgesamt also in mein heiliges Verlangen ein, das Heil dieses Landes nicht blos auf zwanzig, dreissig Jahre, sondern auf sechzig, siebenzig gesichert zu sehen! Stimmen Sie ein in meine Freude darüber, daß die Erfüllung dieses Verlangens sich nun nähere! Ich habe gethan, wie jeder kluge und gute Vater thun soll; ich habe ihm die freie Wahl unter allen Töchtern der Menschen gelassen, die seine Hand nicht ausschlagen würden. Sie vermählen

ten sich nicht in ihm — ich vermähle mich nicht in ihm — — er vermählt sich. Er ist's, der mit seiner Gattin leben und sterben muß; so mußte die Bestimmung des Gegenstandes dazu auch lediglich von seiner Neigung abhangen. Zu meiner Verwunderung ist der Erbprinz vorbeigegangen allen Fürstentöchtern Deutschlands und hat ein bürgerliches Frauenzimmer gewählt, welches die Tochter meines ehemaligen wackern Regierungsrathes Herzog ist... (Hier entstand unter den anwesenden Räthen viel Bewegung und Gemurmel. Adolf fuhr mit Nachdruck in der Stimme fort.) Ich kenne die Macht des Vorurtheils. — (noch nachdrücklicher) ich lerne täglich mehr aus Erfahrung, daß oft auch Männer sich durch sie hinreissen lassen; Männer, die übrigens das wohlmeinendste Herz und die schätzbarsten Talente und Einsichten dabei besitzen. Den wahren, vollkommenen Weisen aber muß man daran erkennen, daß er die Binde des Vorurtheils, es mag religiöses oder politisches sein, von sich werfe, und jeden Gegenstand mit eignen, freien Augen betrachte. Es ist nicht der erste Fall in der Geschichte dieses Landes, daß ein Fürst, wie man es zu nennen pflegt, unter seinem Stande heurathe. Zu Ende des vorigen Jahr-

hunderts war hier der nämliche Fall, und — merken Sie auf — man hat seit der Zeit keinen so treflichen Fürsten, als dieser war, der es that, auf dem Stuhle wieder gesehen, wo ich sitze. Unter seiner Regierung war dies Land höchstglücklich, und seine Gemahlin, die die Tochter eines Kaufmanns war, erwarb sich die Hochachtung der ganzen Nation in einem ausgezeichneten Grade. Und wenn die Heurath meines würdigen Sohnes auch wirklich die erste in ihrer Art wäre: so folgte daraus doch weiter nichts, als was sich in allen Angelegenheiten des menschlichen Lebens zu ereignen pflegt, daß nehmlich — auch zuweilen etwas ungewöhnliches geschehe. Das Ungewöhnliche ist aber keinesweges immer das Schlechte, sondern vielmehr oft das Bessere.... Ein Fürst hat bei seiner Heurath freilich mehr zu bedenken, als andere; aber der erste Blick, den er dabei thut, muß ihm doch wohl auch erlaubt sein, auf sich selbst zu richten. Es wäre schrecklich, wenn ein Fürst nur Gerechtsame auf Ehe, und nicht auch Gerechtsame auf Glückseligkeit in der Ehe hätte. So wäre er ja armseliger auf den Seiten wahrer menschlicher Zufriedenheit, als der Hirt und der Tagelöhner. Nun wissen wir aber alle, daß Glückseligkeit des ehlichen Lebens blos

blos auf gegenseitige vollkommene Zuneigung und auf Simpathie beruhe. So ist es ja denn nun doch wohl höchstwahrscheinlich, daß diese zwischen meinem Sohne und seiner Geliebten obwalten müssen; denn was in aller Welt könnte ihn sonst dazu bewegen, so ungewöhnlich zu handeln und ein Frauenzimmer unter seinem Stande zu heurathen, wenn es nicht aus reinster, höchster Neigung und Simpathie geschähe? Für sich hat er also gewis gesorgt, daß er bei dieser Wahl nichts verliehre. Und für die Nation? — O Messieurs, ich fordere Sie alle, die Sie diese Tochter eines meiner wackersten Diener kennen, auf, zu gestehen, daß ihr, um sich zu einer Fürstin nach Weltherkommen zu qualificiren, nichts weiter fehle, als — daß sie eine gebohrne Prinzessin sei. Dieser Umstand ist aber in meinen Augen so unbedeutend, daß ich glaube, man müsse ihn nur durch ein Bonmot auf die Seite räumen. So selten ich sonst zu dieser Art von Demonstrationen meine Zuflucht nehme: so bin ich doch fest fest der Meinung, daß sie hier einzig und allein angewendet werden müsse. Der Vater dieser Edlen hieß Herzog; — Karoline ist also eine gebohrne Herzogin... (Hier bückten sich verschiedene der anwesen-

wesenden Räthe, um die Eindrücke vor dem Fürsten zu verbergen, welche seine ungewöhnliche Laune auf sie machte; andere wurden roth.) Ja, ja, Messieurs, wer noch an Vorurtheilen der Geburt kränkelt, dem muß man diese Kurart appliciren. Diese unbedeutende Kleinigkeit also abgerechnet, streitet das bürgerliche Mädchen, die Karoline Herzog, von rechtswegen mit allen Deutschen Prinzessinnen um den Preis, die Fürstin dieses Landes zu werden. Sie ist gesund wie der volle Tag, schön, wie die blühende hundertblättrige Rose, gutherzig und empfindungsvoll, wie ihr Geschlecht sein muß, engelrein, wie nur eine Prinzessin sein kann, natürlicher, als die Prinzessinnen alle sind, und — hat viel Verstand. Ihr Geist und ihr Herz machen sie würdig, Fürstin zu werden. Ich declarire sie also hierzu feierlich und öffentlich; und da übermorgen es wieder jährig ist, daß mein Sohn sie kennen lernte: so soll auch an demselben Tage und in demselben Zimmer, wo dies geschah, die Trauung vor sich gehen. Wir wollen alsdann alle froh beisammen sein, und Gott mache diesen Tag zu einem der segenvollsten Tage für mein Land und Volk! Und nun — Messieurs, nehmen Sie noch einen Gedanken von mir mit nach Hause,

Hause, der jedem, dem die Sache der Gesellschaft am Herzen liegt, wichtig sein muß. Mir, einem Fürsten, fiel er schon auf; wie vielmehr muß er Ihnen und dem ganzen Volke auffallen! Ich rechne diesen Vorgang recht geradezu unter diejenigen, durch welche die Fürsehung die Ehre der Menschheit in Schutz nimmt und der Tugend in allen Ständen die künftige Aufmunterung giebt. Sie wissen, die Sitte ist abgekommen, daß DER Weiseste und Beste in einer Nation, wenn er nicht Fürst geboren ist, Fürst werden könne. Wie muß es Sie und alle meine Unterthanen freuen, daß nun wenigstens DIE Weiseste und Beste in der Nation, wenn sie auch nicht Fürstin geboren ist, dennoch Anwartschaft darauf haben dürfe, Fürstin zu werden! Sehen Sie da eine Entschädigung für die verlohrne natürliche Volksgerechtsame! Der Edelste und Ausbündigste unter Ihren Söhnen kann nun einmal nicht mehr Fürst werden; so werde wenigstens die Edelste und Ausbündigste Ihrer Töchter noch Fürstin! — — O Triumph der Menschheit und der Tugend! Tag göttlicher Direktion, an welchem eine Ehe-

ge-

geschlossen wird, wozu der Fürst den Mann und die Nation die Frau aus ihren Mitteln herbeiführen — sei uns allen der merkwürdigste in der Jahrhundertsgeschichte dieses Landes!!!

Alles war still und schien beruhigt, als der Fürst so gesprochen hatte; Niemand wagte es, etwas dagegen einzuwenden. Adolf eilte nun, seinem Sohne selbst die väterliche Zustimmung zu bringen und seine schöne Schwiegertochter zu umarmen. Er kam ihr mit einem so holden, freundschaftlichen Herzen und Gesicht entgegen, daß ihre natürliche Freimüthigkeit dadurch noch gestärkt werden musste. Dennoch sank sie, als er sie umarmte und seine liebe Tochter nannte, vor ihm nieder. Fürst Adolf ergrif sie schnell und setzte sie neben sich auf's Sofa. Theodor knieete vor beiden nieder und umfasste mit der einen Hand den Vater, mit der andern die Braut. Nun quollen aus allen Augen die Freudenthränen hervor. Adolf fing an, sehr theilnehmend und bider zugleich über den Vorgang zu sprechen und kündigte das Fest der Vereinigung auf übermorgen an. Karoline rief einmal über das andere aus — o Gott, o Gott, wo bin ich? was widerfährt mir? Ich bin ja — setzte sie endlich im naivsten Ton und dem

Digitized by Google

dem Fürsten die Hand reichend hinzu — ich bin ja nur ein bürgerliches Mädchen, die Tochter eines Ihrer Diener ... Adolf fühlte sich heftig gerührt und versetzte: die Natur weiß von keinen besondern Anlagen zu Fürsten und Fürstinnen. Sie schuf uns alle gleich. Die wesentlichen Vorzüge der Menschheit gab sie uns insgesamt. Selig ist der, der sie ausbildet! Ich freue mich, Ihnen als einer der Ausgebildetsten Ihres Geschlechts auch die zufälligen Vorzüge ertheilen zu können. Diese sollten von rechtswegen immer nur ein Lohn der Ausbildung jener sein. Diesmal trift sich's so. Freuen sie sich mit mir darüber, gute Tochter! Es ist mehr Ehre für ein Deutsches Mädchen, sich durch Vorzüge des Geistes und Herzens an die Seite eines Prinzen zu schwingen, als — durch unverdientes Recht der Geburt blos schon dazu die Anwartschaft aus Herkommen zu haben." Von nun an ging die kleine Gesellschaft in die Stimmung der sanftesten Freude über. Theodors Seele war dabei die hochgespannteste. Seiner Seligkeit war nun gar keine Uebersicht für ihn sowol in der Breite als in der Länge. Der Fürst blieb auf dem Landhause und ordnete von da aus alles zur Feier des glücklichen Tages an. „Sie kleiden

sich

sich, sprach er zu Karolinen, ganz nach Ihrem Geschmack und simpel, wie immer. Sie erweisen mir einen Gefallen, wenn sie an dem Tage keinen andern Schmuck tragen, als Ihren eigenen. Hernach stehen Ihnen alle Perlen und Diamanten meiner Gemahlin frei."

Am Vermählungstage fuhr der Fürst mit seinen Kindern zugleich nach der Residenz. Der ganze Hof war versammlet und erwartete die seit- und wundersame Braut. Prinz Theodor, die Wonne des Paradieses in jedem seiner Blicke, führte sie in die grosse, prächtige Versammlung ein. Der Fürst ging ihnen voran. Der Trauakt geschah in demselben Zimmer, wo der Prinz seine Braut zuerst kennen gelernt hatte. Der aufgeklärte Generalsuperintendent verrichtete ihn und hielt dabei eine kurze, herrliche Rede von dem Siege weiser und edler Prinzen über die ersten Vorurtheile der Höfe; wobei tiefe Stille und allgemeine Andacht herrschten. Nach der Trauung umarmte der Prinz seine Gemahlin; worauf er sie seinem Vater zuführte, der sie mit öffentlicher Werthschätzung an sein Herz drückte und beide segnete. Adolf gab ein Zeichen, daß der ganze Hof Acht geben sollte und rief mit Würde und Zärtlichkeit aus: Von nun an sehen Sie in diesem gewesenen

bürger-

bürgermädchen Ihre künftige Fürstin; sie führt, wie mein Sohn, den Titel Durchlaucht ... Die Vornehmsten des Hofes beiderlei Geschlechts statteten der metamorphosirten Prinzessin nach der Reihe den Glückwunsch ab. Vielen mogte selbiger gar herzlichschwer und citronensauer werden; inzwischen verstellte sich jeder, so gut er konnte. Karoline erwiederte wenig und einnehmend. Sie war unter allen Damen des Hofes die simpelgekleideteste und ungeputzteste. Ihr schönes Haar floß ihr natürlich um den Nacken und die Stelle des Brautkranzes vertrat ein Blumenband, welches sie mit ihrem Gemahl im Garten verfertigt hatte. Fürst Adolf hatte manch Knöspchen dazu herbeigetragen. Der Tag ward sehr festlich vollbracht. Man sah den Fürsten heiterer, als man ihn in seinem ganzen Leben gesehen hatte. Ueber der Tafel sprach der Fürst: „Heute ist's wieder jährig, daß ich für meinen Sohn das erste Fest gab. Da war's, wo ich zu meiner Gemahlin, die so herzlichzufrieden war, sagte — heute nach zehn Jahren werden wir noch frohere Eltern sein. Es ist für mich so ziemlich zugetroffen — — (wird innigsttraurig) ach wäre sie noch da!" Nachher unterhielt sich der Fürst viel mit seinen Kindern an einem Eckfenster, und legte

Karolinens Hand oft auf Theodors Herz, und Theodors Hand auf Karolinens Herz. Abends, da grosser Tanz war, sassen die beiden Liebenden stundenlang auf derselben Stelle, wo sie sich einst zuerst kennen gelernt hatten. Der Fürst führte Rothen alsdann auch oft auf die Stelle wieder, wo sie selbige damals belauscht hatten und scherzte mit ihm über seine zu der Zeit bezeigte Aengstlichkeit. Rothe war der letzte, mit dem der Prinz gegen Mitternacht sprach, und Theodor wünschte ihm die gute Nacht mit dem Zusatz zurück — Sein Sie Freund meiner Karoline, wie Sie der meinige sind!

Prinzessin Anne, die noch immer auf der sublunarischen Welt umherwankte, umhersang und umherknirrte, gerieth über die Nachricht, welche ihr der Fürst selbst von einer in ihren Augen so unwürdigen Vermählungsgeschichte in ihrer Familie gab, in eine so gewaltsame Erschütterung, daß sie darüber auch den Verstand verlohr, welchen sie noch hatte. In diesem Zustande blieb sie bis an ihr höchstseliges Ende; da sie unterdessen sich zwei Jahre lang noch damit amüsirte, Pfeifenstiele auf groben Zwirnfäden an einander zu reihen, womit sie sich hernach wie mit Ordensbändern schmückte; so, daß man

sie

Digitized by Google

sie oft vor Pfeifenstielen nicht sehen konnte. In diesem Schmuck legte sie sich zu Bette; da ihr dann, wenn sie eingeschlafen war, die Bedienten ihn abnahmen; worauf sie am folgenden Morgen neue Pfeifenstiele aufreihete. Auch hatte sie zuweilen ein ganz besonderes Wohlgefallen daran, Papierblätter in hunderttausend Stückchen zu schneiden; als wozu sie noch bei Lebzeiten nach und nach alle ihre Andachts- und Erbauungsbücher konsumirte. Im bösen Muth hatte sie bald nach Zensdorfs Tode sowohl den Fürsten, als den Prinz, enterbt, ihren Kaplan zum Universalerben eingesetzt und ihm ein Schock Legaten auszuzahlen verordnet. Fürst Adolf warf nach ihrem Tode das Testament über den Haufen, gab allen ihren Bedienten so viel, daß sie reichlich leben konnten, wies den Kaplan zum Lande hinaus und wendete ihren ganzen übrigen Nachlaß zu Verbesserungen seines Landes an. Es ward eine eigene Kommission hierzu niedergesetzt, welche hernach die Berechnung davon der ganzen Nation mittheilte; damit jedermann sehen mögte, daß auch nicht ein Kreuzer des ganzen Vermögens der albernen Prinzessin Anne in fürstlichen Händen geblieben sei.

Prinz Theodor genoß nun in Karolinens Armen die höchste menschliche Glückseligkeit, und Fürst Adolf nahm väterlich hieran den freudigsten Theil. Oft waren die Liebenden in der romantischen Einsiedelei, wo Karolinens Silhouette, die allenthalben mit umhergereiset war, wieder auf ihrem alten Platz hing. Noch öfter waren sie im schönen Englischen Garten und auf dem aussichtvollen Altan. Adolfs seligste Augenblicke waren die, wenn er neben ihnen im Pappelhain sas und auf Ulrikens Grab hinblickte. Karoline erfreute in den ersten drei Jahren das Land mit zwei kraftvollen Prinzen, stimmte den Damenton am Hofe und in der Residenz zur Natur zurück und erhielt durch ihre fortdaurende Bescheidenheit, durch Entsagung aller Arroganz, durch Grosmuth und Wohlthätigkeit bald die Liebe der ganzen Nation. Jährlich ward der Tag auf dem Landhause sehr feierlich begangen, an welchem Theodor nach empfangenen Religionsunterricht von da mit Rothen zur Residenz zurückgekehrt war.

Adolf ward kränklich, und in der Masse, in welcher er schwächer ward, ließ er seinen Sohn immer mehr die Regierungsgeschäfte für sich betreiben. Theodor ward dadurch in eine Lage

versetzt, welche nun ganz dicht an das Wirklichfürstsein grenzte. Er machte den weisesten, edelsten und kindlichsten Gebrauch davon. So fing er z. E. manche wohlthätige Veränderungen und gemeinnützige neue Anstalten mit Erlaubnis seines Vaters bei dessen Leben noch und jetzt schon an; damit derselbe die Ehre davon mit ihm noch theilen mögte und damit die Nation durch den Tod seines Vaters einst eben nicht viel neues erführe.

Adolf nahete sich seinem Tode und fühlte dies. Seine Kinder und Rothe waren bei ihm. Er rief seinen Sohn an sein Bette und redete ihn zum letztenmale also an: „Theodor, du wurdest gut und glücklich — das habe ich gesehen, und das war unter allen den zahllosen Freuden auf Erden, die mir Gott verlieh, meine süsseste. Nun werde ich's nicht mehr sehen; denn die Stunde kommt, daß ich den Wechsel der Welten antrete. Laß, ach laß mich sterbend noch für dich beten! — Theodor, ich gehe mit dem Gedanken von hinnen, daß du auch gut und glücklich sein werdest, wenn ich nicht mehr bei dir bin. Aus jener Welt herüber soll dies mein Geist noch wünschen, noch hoffen, noch glauben. Setze dich nun auf meinen Stuhl und sei der Fürst

dieses Volks. Eindrücke, die dein Herz etwa thöricht erhüben, kann dies doch wohl nicht auf dich machen; denn du wareſt ja in den letzten Jahren ſchon faſt ganz Fürſt, und nur der Nahme fehlte dir noch. Ach und wäre dies möglich, ſo ſieh doch mich, ſieh doch mich nun an, wie ich hier liege. So lange, ſo lange war ich ein Fürſt der Erde und — was bin ich nun? Ein Schwacher, ein Verzehrter, ein Jämmerlichkranker, ein Zuckender nach Würmerart, der nun nichts mehr hat, nichts mehr geben kann, nichts mehr nehmen kann, als — Mitleid von Menſchen und Gnade von Gott. O wie elend, wie bis zur Verzweiflung elend wäre ich nun, wenn ich meine Beſtimmung vernachläſſigt und ein leichtſinniger oder böſer Fürſt geweſen wäre! Aber wohl mir, dies war ich nicht! Ach nie, nie hat mich dies Bewußtſein ſo getröſtet und erquickt, als jetzt. Sieh meine Seelenruhe, meine freudige Trennung von aller Herrlichkeit dieſer Welt, meine Heiterkeit und Ergebung, mit der ich meinem Tode entgegenſehe! Laß ſie dich reizen, fortzufahren auf der edlen Bahn, die du betreten haſt. Heilige dich nun, ſobald ich todt bin, deinem Schöpfer durch ein recht frommes Gebet noch mehr. Geh in deine Einſiedelei und ſchwöre da Gotte und dir, recht feierlich, dein Volk

 immer

immer glücklicher zu machen. Du wareſt es ſchon gewohnt, Landesangelegenheiten von Wichtigkeit allein abzumachen und mir dann Bericht davon zu thun. So denke immer, als wärſt ich noch da und als müſſteſt du mir von allem, was du thuſt, noch immer Bericht geben. Schütze, ſegne, liebe dein Volk! Widme ihm alle deine Kräfte; entferne dich nicht von ihm; finde in dem Anblick ſeines immer wachſenden Wohlſtandes dein gröſſeſtes Vergnügen. Uebe dich an Karolinens Seite im Wohlthun und halte ſie ewig werth. Erziehe deine Söhne, wie ich dich erzog. Ehre Rothen lebenslang und lohne ihm — lohne ihm nun ganz, wie er es verdient. (zieht Rothen an ſich und giebt ihm den Abſchiedskus.) Und Sie, Redlicher und Weiſer, bleiben Sie ſein Freund. Sein Sie ihm mit Ihrem Rathe, mit Ihren Vorſtellungen und Ermahnungen ſtets zur Seite. Dort, wo gute Fürſten glücklich ſind, werden Sie auch einſt mitten unter ihnen glücklich ſein. Mit Dank gegen Sie gehe ich noch von hinnen; mit Dank will ich Ihnen dort wieder begegnen. — Seid glücklich, meine Kinder; ſeid von Gott geſegnet! Begrabet mich bei Ulriken im Pappelhain eures Gartens und ſeid dann oft bei unſern Grüften einträchtig und hold, liebend euch und liebend

uns! — Karoline, Liebe, (reicht ihr noch einmal die Hand, die sie mit ihren Thränen benetzt und küsst) ich that nichts mehr für Sie, als was Sie verdienten. Erheitern Sie das geschäftvolle Leben meines Sohnes, bis Gott euch trennet . . . (bekommt heftige Zuckungen:) Theodor, mein Ende kommt — gib mir die Hand. Bei Sterben und Fortleben — bei Getrenntwerden und Wiedersehen — — bei diesem Röcheln — ach höre, wie es kocht — — bei diesen letzten, allerletzten Minuten deines Vaters — — sei und bleib ein edler Fürst. Dort am Richterstuhle erwarte ich dich . . . Wir sind nur Staub — — Gott ist — — (zuckt wieder heftig.) Gott ist — — (zuckt noch heftiger.) Gott ist meine Zuversicht . . .

Da streckte sich der wackere Fürst lang aus und verschied. Sein letzter Blick blieb auf Rothen, wie er's versprochen, gerichtet. Theodor drückte seinen Vater die Augen zu und begrub ihn, wie er es befohlen, ohne allen Fürstenpomp zu Theodors-Haus im Pappelhain. Da waren der junge Fürst und seine Gemahlin nun oft und innig. Karoline pflanzte im Frühjahr die Blumen auf den beiden heiligen Grabhügeln und ihre Kinder pflückten sie im Sommer. Fürst

Theo-

Digitized by Google

Theodor sprach zu Rothen, sobald er seinem Vater die Augen zugedrückt hatte — Sie sind mein erster Minister. Uebrigens litte der Hof mit seines Vaters Tode weiter keine Erschütterungen, als daß einige wohlhabende Müssiggänger auf der Stelle die Erlaubnis erhielten, sich nun selbst zu beköstigen. Die nützlichere Dienerschaft blieb, wie sie war.

Fürst Theodor regieret noch mit Segen und Ruhm. Er hat alle die Freuden, welche die Erde ihren guten Fürsten nur reichen kann. Ist er unter seinem Volke: so genießt er die Wonnen des Fürsten; ist er mit Weib und Kind und Freund auf seinem Landhause: so genießt er das Glück des Privatmannes; ist er in seiner Einsiedelei: so genießt er die Seligkeiten der Christen. Sein Land ist ein Land des Lichts, der Freiheit, des Lebens, des Ueberflusses. Nicht nur Grafen und Edelleute, sondern auch Bürger und Bauern freuen sich darin ihres Daseins. Die Edelsten Deutschlands reisen gern dahin. Viele der Weisesten Deutschlands wohnen allda. Der Anblick dieses Landes ist ein redender Beweis für die Wahrheit, daß das Wohl der Menschheit darauf beruhe, daß man ihre Fürsten gut erzie-

ziehe. Jeder Fremde, der dahin kommt, mag einen Unterthan, wollkan er will, fragen, wie geht's euch — so erhält er zur Antwort — o uns geht's wohl gut — wir haben einen wackern Fürsten — — was dann für Noth? — Wenn's die Fürsten nur gut mit den Menschen meinen; Gott meint's wohl gut. — Aber Adolf war wacker und Theodor ist noch wackerer!

Ende des zweiten Theils.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DOES NOT
CIRCULATE

Digitized by Google